

Rita Schrabec

Ehrenamtliches Engagement als Möglichkeitsraum
für Anerkennung und Zugehörigkeit.

Formen der Anerkennung für ehrenamtlich engagierte Migrantinnen und
Migranten erster Generation im Stadtteil und Gemeinwesen
am Beispiel Wien.

MASTERARBEIT

zur Erlangung des akademischen Grades
Master of Arts

Studium: Sozial- und Integrationspädagogik

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
Fakultät für Kulturwissenschaften

Begutachter: Univ.-Prof. Dipl.-Päd. Dr. Stephan Sting

Institut: Institut für Erziehungswissenschaft und
Bildungsforschung

Juni/2012

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende wissenschaftliche Arbeit selbstständig angefertigt und die mit ihr unmittelbar verbundenen Tätigkeiten selbst erbracht habe. Ich erkläre weiters, dass ich keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe.

Alle ausgedruckten, ungedruckten oder dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte sind gemäß den Regeln für wissenschaftliche Arbeiten zitiert und durch Fußnoten bzw. durch andere genaue Quellenangaben gekennzeichnet.

Die während des Arbeitsvorganges gewährte Unterstützung einschließlich signifikanter Betreuungshinweise ist vollständig angegeben.

Die wissenschaftliche Arbeit ist noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt worden. Diese Arbeit wurde in gedruckter und elektronischer Form abgegeben. Ich bestätige, dass der Inhalt der digitalen Version vollständig mit dem der gedruckten Version übereinstimmt.

Ich bin mir bewusst, dass eine falsche Erklärung rechtliche Folgen haben wird.

(Unterschrift)

(Ort, Datum)

Abstract

(Auch) Im Kontext des ehrenamtlichen Engagements in der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit ist die Anerkennung der ehrenamtlich Engagierten ein großes Anliegen des Fachpersonals. Viele Anerkennungsformen werden auch in diesem Bereich ausprobiert, überreicht und weitergegeben, doch die Frage bleibt, welche Formen für die Zielgruppe tatsächlich eine Anerkennung bedeuten. Besonders interessant ist die Frage nach den Anerkennungsformen in der Zusammenarbeit mit ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation. Hierzu gibt es noch kaum wissenschaftliche Forschungsergebnisse. Die qualitative Forschung dieser Masterarbeit widmet sich dieser Frage.

Mittels problemzentrierter Interviews nach Andreas Witzel wurden Migrantinnen und Migranten erster Generation, die in einem nicht-deutschsprachigen Land geboren und sich aktuell in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit in Wien engagieren, befragt, welche anhand der dokumentarischen Interpretation nach Arnd-Michael Nohl ausgewertet wurden.

Der Rahmen ehrenamtlichen Engagements zeigt sich dabei als Möglichkeitsraum für Anerkennung und Zugehörigkeit. Es wurde eine Facette an möglichen und erfahrenen Anerkennungsformen im Anerkennungsverhältnis der Liebe, des Rechts und der Solidarität, auf individueller und gesellschaftlicher Ebene aufgezeigt. Für Migrantinnen und Migranten erster Generation spielt die Anerkennungsform der Zugehörigkeit eine besonders wichtige Rolle. Um eine aktive Toleranz und eine affektive Anteilnahme an der eigenen Lebensweise erfahren zu können und nicht in desintegrativen Situationen stecken zu bleiben, werden die ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation handlungsfähig und erarbeiten sich verschiedenste Wege der Zugehörigkeit. Auch Angebote der Träger ehrenamtlichen Engagements können dabei ein Zugehörigkeitsgefühl initiieren.

Das Potenzial des ehrenamtlichen Engagements innerhalb der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit ist der geschützte Raum. In diesem besteht ein anders strukturierter Raum der Verrechtlichung, es können gesellschaftliche ‚Spielregeln‘ und neue Lebensweisen ausprobiert werden, Bildungsprozesse angestoßen und Aushandlungsprozesse u.a. unter Begleitung von Sozialpädagoginnen und -pädagogen stattfinden. Auf diese Weise kann der Raum ehrenamtlichen Engagements gleichermaßen als Ort der Entlastung und als Bewältigungsbrücke erlebt werden.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
2. Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und soziale Arbeit im Stadtteil	9
2.1 Die Gemeinwesenarbeit im deutschsprachigen Raum	9
2.2 Die s/Soziale Arbeit im Gemeinwesen in Wien.....	16
3. Die Rolle des ehrenamtlichen Engagements im Stadtteil und Gemeinwesen	21
3.1 Ehrenamtliches Engagement – eine Differenzierung.....	23
3.2 Ehrenamtliches Engagement von Migrantinnen und Migranten – gegenwärtiger Forschungsstand.....	25
3.2.1 Rahmenbedingungen für ehrenamtliches Engagement (von Migrantinnen/Migranten)	29
3.2.2 Wer engagiert sich ehrenamtlich?.....	30
3.2.3 Motive für ehrenamtlich Engagierte (mit und ohne Migrationshintergrund).....	35
3.3 Funktionen des ehrenamtlichen Engagements	37
4. Anerkennung – ein Element oder das Herzstück des ehrenamtlichen Engagements?	42
4.1 Ein sozialphilosophischer Anerkennungsbegriff.....	43
4.2 Anerkennung in der Sozialpädagogik.....	47
4.3 Anerkennung im Kontext der Migration	52
4.4 Anerkennung im ehrenamtlichen Engagement	56
5. Qualitative Forschung.....	59
5.1 Forschungsinteresse und Gegenstand der Untersuchung.....	59
5.2 Zielgruppe	60
5.3 Untersuchungsmethode und Erhebung.....	61
5.4 Transkription.....	65
5.5 Auswertungsverfahren.....	66
6. Forschungsergebnisse	70
6.1 Soziodemographische Daten und Informationen zum formellen ehrenamtlichen Engagement der Interviewteilnehmer/-innen.....	70

6.2 Zugänge zum formellen ehrenamtlichen Engagement.....	73
6.3 Begriffe und (tradierte) Ideen zum ehrenamtlichen Engagement.....	74
6.4 Motive der Befragten für ehrenamtliches Engagement.....	76
6.4.1 Auf das Individuum bezogene Motive	76
6.4.2 Auf das Kollektiv bezogene Motive.....	78
6.5 Formen der Anerkennung im Möglichkeitsraum des ehrenamtlichen Engagements.....	80
6.6 Zugehörigkeit – eine besondere Form der Anerkennung im Möglichkeitsraum des ehrenamtlichen Engagements.....	84
6.6.1 Desintegrationserfahrungen und Wege der Zugehörigkeit	86
6.6.1.1 Zugehörigkeit durch Assimilation	86
6.6.1.2 Zugehörigkeit durch Hybridisierung von Kultur	87
6.6.1.3 Zugehörigkeit durch ein Sich-Einbringen in die Gesellschaft.....	94
6.6.1.4 Zugehörigkeit durch Finden von Gleichgesinnten im sozialen und geistigen Bereich	98
6.6.2 Zugehörigkeit durch Angebote der Einrichtung.....	100
6.6.3 Ehrenamtliches Engagement als ‚Bewältigungsbrücke‘	104
6.7 Wünsche weiterer Anerkennung.....	107
6.8 Erlebte Hindernisse im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements.....	109
6.9 Typologien.....	110
7. Schlussfolgerungen für die stadtteilbezogene Soziale Arbeit – ein Resümee.....	115
Abkürzungsverzeichnis	123
Abbildungsverzeichnis	124
Literaturverzeichnis	125
Anhang I	132
Anhang II.....	134

1. Einleitung

Aufgrund der hohen Zuwanderungsrate ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in den letzten Jahren¹ wurde eine aufgeheizte politische Diskussion und damit zusammenhängend eine Integrationsdebatte entfacht. Mit dieser werden unterschiedliche Vorstellungen, Erwartungen, Befürchtungen und Ängste verbunden, was die Ergebnisse der Integrationsstudie Österreichs (2009) unter anderem zeigen. So wurde beispielsweise festgestellt, dass

„ca. jeder zweite junge Österreicher (...) Probleme mit Zuwanderern [sieht]. Angeführt werden hier vor allem mangelnde Anpassung an die Lebens- und Verhaltensweisen und Wertvorstellungen der Österreicher, mangelnde Deutschkenntnisse, Abkapselung und die mangelnde Akzeptanz durch die Österreicher“ (Ullrich 2009: 7).

Die Probleme mit den Zuwanderern spiegeln die Angst vor dem Fremden (und damit einhergehend vor Veränderung) wider. Tatsächliche negative Erfahrungen mit Migrantinnen und Migranten können jedoch nur 16% der unter 30-Jährigen bestätigen (vgl. ebd.: 80). Das Ergebnis zeigt weiterhin, dass beim Thema Integration seitens der Mehrheitsbevölkerung meist ausschließlich die individuelle Integration diskutiert wird. In dieser „geht es um die Frage, inwieweit Migranten sich an die Normen, Werte, Lebensgewohnheiten (...) und Identität (...) der Aufnahmegesellschaft anpassen sollen“ (Hein 2006: 76). Integration umfasst jedoch weitere Ebenen, wie jene der strukturellen Integration, die den Zugang von Migrantinnen und Migranten zu zivilen, politischen und sozialen Rechten meint oder jene der sozialen Integration, die einen Zugang zu unterschiedlichen sozialen Gruppen innerhalb der Aufnahmegesellschaft bedeutet (vgl. ebd.: 75/76).

Grundsätzlich wird Integration meist als Eingliederung der Einwanderer in die Mehrheitsgesellschaft verstanden und in zwei Formen aufgegriffen: einerseits in Form von Assimilation, die eine einseitige Angleichung von Migrantinnen und Migranten an die Mehrheitsgesellschaft voraussetzt, was eine Verinnerlichung implementiert. Andererseits in Form von Akkulturation, nach welcher Migrantinnen und Migranten dazu befähigt werden, in mehreren sozialen und kulturellen Kontexten zurechtzukommen (vgl. ebd.: 76). Die Integrationsstudie Österreichs zeigt, dass 64% der Mehrheitsgesellschaft von den Zuwanderern keine völlige Assimilation erwarten, „wohl aber die Akzeptanz grundlegender Prinzipien (ein Viertel will eine Einordnung in die Gesellschaft, ein Zehntel nur die Einhaltung der Gesetze)“ (Ullrich 2009: 6). Dies scheint laut den Österreicher/-innen jedoch mehrheitlich nicht zu

¹ „In den letzten Jahrzehnten stieg die Zahl der ausländischen Wohnbevölkerung in Österreich kontinuierlich an“ (Bauer 2008: 12). Dies bestätigt auch die Statistik Austria, in der im Jahr 1961 nur knapp über 100.000 ausländische Staatsangehörige gezählt wurden (ca. 1,5% der Gesamtbevölkerung) und Anfang der 1990er Jahre aufgrund der starken Zuwanderungswelle auf über 8% anstieg. Zu Jahresbeginn 2008 wurde erstmals die 10%-Schwelle des Ausländeranteils überschritten und im Jahre 2012 wurden bereits 970.541 ausländische Personen (11,5%) verzeichnet (vgl. www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/index.html).

funktionieren: So qualifizieren mehr als die Hälfte der Österreicher/-innen das Funktionieren der Integration als (eher) schlecht (54%). Auch empfinden 51% der Österreicher/-innen eine fehlende Bereitschaft der Integration seitens der Migrantinnen und Migranten (vgl. ebd.: 67/68). Dabei fühlen sich 83% der innerhalb der Integrationsstudie befragten Migrantinnen und Migranten in Österreich völlig (36%) oder eher (47%) integriert, bei den in Österreich Geborenen sind es neun von zehn (ebd.: 19). 70% der Migrantinnen und Migranten zeigen sich weiterhin „mit der österreichischen Gesellschaft, der Lebensweise und den Werten nach denen die Menschen hier ihr Leben ausrichten, einverstanden“ (ebd.: 5).

Eine solche Integration bedingt nach der Soziologin Susanne Huth die gesellschaftliche Teilhabe. Das heißt, dass sich Migrantinnen und Migranten umso eher an der Gesellschaft beteiligen, je besser sie integriert sind (vgl. Huth 2011: 212). Für das ehrenamtliche Engagement bedeutet dies also, dass die Integration eine Voraussetzung für die Bereitschaft zu ehrenamtlichem Engagement ist. Diesbezüglich ist es besonders wichtig, dass sich die Integrationspolitik in Österreich mit dem Thema auseinandersetzt und adäquate Rahmenbedingungen schafft und nicht am Vorwurf der Parallelgesellschaften verharret.

Doch ist Integration nicht nur eine Voraussetzung für die Bereitschaft von ehrenamtlichem Engagement, sondern es wird dem ehrenamtlichen Engagement auch umgekehrt die Funktion der Integration, aber auch beispielsweise die eröffnende Möglichkeit der Bildung von Sozialem Kapital oder der Partizipation zugeschrieben. Im Hinblick auf die gesellschaftlichen Veränderungen, z.B. durch Individualisierungsprozesse, dem demografischen Wandel, der Technologisierung oder die wachsende Mobilität (vgl. Heimgartner/ More-Hollerweger 2009: 20) wird das sogenannte ‚neue Ehrenamt‘² weiterhin verstärkt mit der Hoffnung verbunden, dass durch das ehrenamtliche Engagement ein Beitrag für Gemeinwohl in unserer Gesellschaft geleistet wird (vgl. Peglow 2002: 43). Hier stellt sich die Frage, welchen Beitrag ehrenamtliches Engagement tatsächlich leisten kann bzw. ob an diesen Rahmen nicht zu viele Erwartungen gestellt werden oder ob das mögliche darin liegende Potenzial noch viel größer ist? Hinsichtlich dieser Diskussion bezüglich der Möglichkeiten, die mit dem ehrenamtlichen Engagement in Verbindung gebracht werden, ist es aus meiner Sicht besonders verwunderlich, dass das ehrenamtliche Engagement von Migrantinnen und Migranten noch immer kaum berücksichtigt wird.

Als weiteres Problem mit Zuwanderern wurde in der einleitenden Sequenz die mangelnde Akzeptanz seitens der Österreicher/-innen angeführt. Dies greift die unbedingte Zweiseitigkeit

² In den 80er Jahren durchlief das Ehrenamt eine Krise, wodurch ein Wandel erfolgte, in welchem sich die Bereiche des Ehrenamts verlagerten. Aufgrund dieses Wandels wird von einem neuen Ehrenamt gesprochen (vgl. Olk 1989, zit. nach Peglow 2002: 27).

von Integration auf und nimmt auch die Mehrheitsbevölkerung mit der geforderten aktiven Mitwirkungspflicht im Thema Integration in die Verantwortung. Gleichmaßen wird hierdurch in das damit eng verbundene Thema der Anerkennung eingeführt. Die hier angesprochene gesellschaftliche Anerkennung (in diesem Fall in Form von Akzeptanz) ist jedoch nur eine Ebene, in der Anerkennung erfahren werden kann. Ein erster Blick auf die Anerkennungstheorie Axel Honneths verrät, dass der Mensch auf Interaktionspartner angewiesen ist, um zu einem positiven Selbstverhältnis zu gelangen (vgl. Honneth 1994: 148). Demnach ist eine Anerkennungserfahrung in allen Interaktionen möglich, weshalb auch der Raum ehrenamtlichen Engagements, in welchem (ebenso) viele Interaktionsmöglichkeiten verortet sind, als Möglichkeitsraum für Anerkennungserfahrungen auf verschiedenen Ebenen geöffnet wird.

Die Frage, in welchen Formen dies möglich ist, stellte sich mir immer wieder in meiner 6-jährigen Tätigkeit in der Stadtteilarbeit in Deutschland, München (Quartierbezogene Bewohnerarbeit im Stadtteil Messestadt-Riem). Dort war es unter anderem meine Aufgabe, ehrenamtlich Engagierte zu gewinnen, die den Nachbarschaftstreff mit Leben füllen, für ihre Anliegen nutzen und die Interesse daran hatten, ihre Fähigkeiten dem Gemeinwesen zur Verfügung zu stellen. Da sich die Neubausiedlung, in welche 1998 die ersten Bewohner/-innen einzogen, als aktiver Stadtteil, in dem Nachbarinnen und Nachbarn miteinander aktiv wurden, entwickelte, wurde auch der Nachbarschaftstreff vor Ort in diesem Sinne gut angenommen. Auf diesem Weg entstanden auch sehr viele Aktionen, Gruppen und Angebote durch Migrantinnen und Migranten, vor allem aus erster Generation (also jene Personen, die nicht im Aufnahmeland geboren sind und schließlich in das Aufnahmeland migrierten), da im Stadtteil Messestadt-Riem in München Menschen aus über 100 Nationen zusammenleben. In diesem Kontext war die Anerkennung der ehrenamtlich Engagierten ein großes Anliegen des Fachpersonals. Viele Anerkennungsformen wurden daher ausprobiert, überreicht und weitergegeben, wie z.B. finanzielle Aufwandsentschädigungen, Einladung zu Schulungen, Zertifikate, Ehrungen, usw. Obwohl diese von allen ehrenamtlich Engagierten geschätzt wurden, stellte sich in der Zusammenarbeit mit ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation die Frage, welche Anerkennungsformen für diese Zielgruppe primär wichtig sind. Dies konnte während der beruflichen Tätigkeit weder im kollegialen Austausch, noch durch Literaturrecherche geklärt werden. Auch blieb die grundsätzliche Frage offen, welchen Stellenwert Anerkennung für Migrantinnen und Migranten einnimmt.

In diesem Rahmen ehrenamtlichen Engagements finden also Anerkennungs- und demzufolge auch Aushandlungsprozesse statt. Das Potential des ehrenamtlichen Engagements innerhalb der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit ist der geschützte Rahmen, in welchem diese unter Begleitung der Sozialpädagoginnen und -pädagogen stattfinden können. Dabei ist seitens des Fachpersonals

„eine *ethische Reflexion* des Umgangs mit der Einzigartigkeit des anderen Menschen“ (Dungs 2006: 119) gefordert. Für die Soziale Arbeit, die sich auf die lebensweltlichen Beziehungen einstellt, ist daher eine Auseinandersetzung mit einer Pädagogik der Anerkennung unverzichtbar.

Aufbau der Masterarbeit

Im *ersten Teil* der Masterarbeit wird die Gemeinwesenarbeit bzw. die stadtteilbezogene Soziale Arbeit im deutschsprachigen Raum und speziell in Österreich und Wien näher erläutert. In diesem Zusammenhang wird auf den Sozialraum bzw. das Gemeinwesen, in welchem die stadtteilbezogene Soziale Arbeit verortet ist, eingegangen.

Aufbauend wird die Rolle des ehrenamtlichen Engagements im Stadtteil und Gemeinwesen genauer betrachtet. Nach einer Differenzierung der Begrifflichkeit wird der gegenwärtige noch sehr überschaubare Forschungsstand im deutschsprachigen Raum zum Thema ehrenamtliches Engagement von Migrantinnen und Migranten vorgestellt. Dabei werden die Rahmenbedingungen für ehrenamtliches Engagement, die Zielgruppe und die Motive der einheimischen und zugewanderten Akteurinnen und Akteure gegenübergestellt. Anschließend werden die besondere Situation der Zusammenarbeit von ehrenamtlich Engagierten und Hauptamtlichen in diesem Feld skizziert und die Funktionen, die dem ehrenamtlichen Engagement zugeschrieben werden, erläutert.

Da der Schwerpunkt der Masterarbeit auf den Formen der Anerkennung, insbesondere für Migrantinnen und Migranten erster Generation im Feld des ehrenamtlichen Engagements in der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit liegt, werden anschließend theoretische Ansätze zur Anerkennung aus sozialphilosophischer, sozialpädagogischer und die Andersartigkeit des Anderen einbeziehender Perspektive vorgestellt und diskutiert. Von diesen ausgehend wird schließlich die Anerkennung im ehrenamtlichen Engagement im Feld der Gemeinwesenarbeit kritisch betrachtet.

Im *zweiten Teil* der Masterarbeit folgt die Beschreibung der qualitativen Forschung. In dieser wird der Forschungsfrage „Was sind Formen der Anerkennung für Migrantinnen und Migranten erster Generation für ehrenamtliches Engagement in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit?“ nachgegangen. Hierfür wurden Migrantinnen und Migranten erster Generation ab 18 Jahren, die in einem nicht deutschsprachigen Land geboren sind und sich in ihrem Gemeinwesen in Wien ehrenamtlich engagieren, befragt. Die Untersuchungsmethode des problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel eröffnete dabei ein Abtasten des Problemfeldes, wodurch die originäre Sichtweise der Interviewteilnehmer/-innen in einem ‚Verstehensprozess‘ ermittelt werden konnte (vgl. Witzel 1982: 77). Die Auswertung der Interviews erfolgte nach der dokumentarischen

Interpretation von Interviews nach Arnd-Michael Nohl. Auf diese Weise konnte sowohl der immanente als auch der dokumentarische Sinngehalt erforscht werden (vgl. Nohl 2006: 47).

Die Forschungsergebnisse im *dritten und letzten Teil* der Masterarbeit zeigen unterschiedliche Ebenen des ehrenamtlichen Engagements in der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit auf. So konnten sowohl die Zugänge zum formellen ehrenamtlichen Engagement, verwendete Begriffe und Beschreibungen der eigenen ehrenamtlichen Tätigkeit(en) in Österreich und in den jeweiligen Herkunftsländern, die Motive für ihr Engagement, aber auch diesbezügliche Hindernisse formuliert werden. Die ausgewerteten ‚Formen der Anerkennung‘, die die befragten Migrantinnen und Migranten erster Generation in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit bereits erfahren oder sich noch wünschen, enthalten eine Facette an Anerkennungsformen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. Diese Ergebnisse mündeten in zwei Typologien, die anschließend dargestellt werden. Die Reflexion der Forschungsergebnisse und daraus abgeleitete mögliche Schlussfolgerungen für die stadtteilbezogene Soziale Arbeit bilden das abschließende Resümee der Masterarbeit.

2. Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und soziale Arbeit im Stadtteil

2.1 Die Gemeinwesenarbeit im deutschsprachigen Raum

Seit den 80er Jahren wird oftmals nicht mehr von einer Gemeinwesenarbeit (GWA), sondern von einer gemeinwesenorientierten Sozialarbeit oder einer stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit gesprochen (vgl. Spitzzy 2000: 31). Mit dieser sprachlichen Veränderung ging auch eine Veränderung der Gemeinwesenarbeit „zu einem allgemeinen Prinzip der Sozialarbeit mit einem methoden-integrativen Ansatz“ (ebd.: 31) einher. Damit hielten auch Grundaussagen der Gemeinwesenarbeit Einzug in unterschiedlichste Arbeitsfelder (vgl. Lüttringhaus 2007: 15). Diese sprachliche Veränderung zeichnet sich auch in dieser Masterarbeit ab, da hier vorwiegend von einer stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit, aber auch synonym von einer Gemeinwesenarbeit gesprochen wird. Seit den 90er Jahren steht „die Orientierung auf den sozialen Raum und an den Prinzipien und Methoden der Gemeinwesenarbeit bzw. der Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit (...) hoch im Kurs“ (ebd.: 15). Vier der Diskussionslinien und Erkenntnisse der GWA, die von der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit aufgenommen wurden, sind: 1) Organisation einer individuellen und kollektiven Betroffenheit, 2) parteiliches Handeln für unter den Folgen repressiver Sozialpolitik leidender Bevölkerungsgruppen, 3) Bezug auf die kleinräumige Lebenswelt und 4) liegt der Schwerpunkt auf der Aktivierung, nicht auf der Betreuung (vgl. Hinte 2007: 83). Weiterhin folgt die stadtteilbezogene Soziale Arbeit vorrangig dem Ziel, soziale Räume

zu verändern und nicht psychische Strukturen von Menschen. Hierbei stellt sich zunächst die Frage, was eigentlich der soziale Raum ist.

Sozialraum, Gemeinwesen, Lebenswelt

Wird der Begriff Sozialraum diskutiert, stehen sich oftmals eine absolute und eine relative Raumvorstellung gegenüber. In der absoluten Raumvorstellung werden Raumbegriffe, wie bspw. die Region, der Stadtteil, das Gemeinwesen oder das Milieu verwendet (vgl. Kreft/ Mielenz 2008: 877/878). Damit eine solche räumliche Bestimmung möglich ist, erfolgt eine Orientierung z.B. an geographischen Gegebenheiten (natürliche Trennungslinien, wie Grünflächen, Parks, Wälder, usw.), der Sozialstruktur (z.B. ‚Soziale Brennpunkte‘, ‚Arbeitersiedlungen‘, usw.) oder der amtlichen Statistik (vgl. ebd.: 878/879).

Die relative Raumvorstellung bspw. von Edward Soja plädiert dagegen dafür, Räume nicht nur als Orte oder Territorien wahrzunehmen und sie damit auf ihre materiell-territoriale Dimension zu verkürzen, sondern die geschaffenen Räume der sozialen Organisation und Produktion in den Blick zu nehmen und sie damit systematisch zu erfassen (vgl. Soja 1989, zit. nach Kessl/ Maurer 2005: 112). In dieser wird davon ausgegangen, dass Räume von sozialen Praktiken individueller und kollektiver Subjekte durchwoben sind, machtförmig und interessensfokussiert, wodurch dort soziale Kämpfe stattfinden (vgl. Kessl/ Maurer 2005: 112). Damit können Räume für die Soziale Arbeit „nicht unabhängig von sozialem Handeln verstanden werden“ (Harvey 1990, zit. nach Kessl/ Maurer 2005: 112). Auch nach Georg Simmel gewinnt der Raum erst durch menschliches Handeln an Bedeutung (vgl. Teske 2011: 578).

Da aus meiner Sicht in der Gemeinwesenarbeit beide Raumbegriffe von Bedeutung sind, schließe ich mich Fabian Kessl und Susanne Maurer an, die für eine Verschränkung beider Dimensionen plädieren. Die Räumlichkeit in den Feldern der Sozialen Arbeit sollten demnach immer mindestens in doppelter Weise thematisiert werden: einerseits als konkrete Aktionsfelder, andererseits als symbolische Bezugspunkte (vgl. Kessl/ Maurer 2005: 113). In der Sozialen Arbeit ist im Zusammenhang mit dem Sozialraum also sowohl die (nah)räumliche Umwelt, als auch die sozialen Bedingungen, die Lebenssituationen und Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten der Menschen von Interesse (vgl. Kreft/ Mielenz 2008: 877).

Nach Arno Heimgartner wird der Begriff des Gemeinwesens oftmals synonym zum Begriff Sozialraum verwendet. So lässt sich auch das Gemeinwesen als soziales Territorium verstehen, „in dem Menschen und deren institutionelle Errungenschaften koexistieren“ (Heimgartner 2009: 10). Auch rücken „die humane und soziale Komponente des Raumes in den Vordergrund und legen Wert auf die Bedeutungen und Chancen, die der Raum für Menschen bereit hält bzw. durch sie erfährt“ (ebd.: 10). Heimgartner beschreibt weiterhin vier Zugänge, auf die sich die

Gemeinwesenarbeit bei der Raumabgrenzung bezieht: 1) der subjektive Raum (schließt an die Komplexität der individuellen Lebenswelt an; individuelles Zugehörigkeitsgefühl zu sozialräumlichen Strukturen entscheidend), 2) der politische Raum (setzt planerisch an den Konzepten von Verantwortungsträgern an; orientiert sich nur bedingt an den Bürger/-innen, vielmehr an politischen Vorstellungen, historischen Prozessen und Hintergründen der Verwaltung), 3) der physisch-geografische Raum (Gebiete abgegrenzt durch landschaftliche Gegebenheiten) und 4) der virtuelle Raum (dezentralisiert Mit- und Gegeneinander; führt zu einer selbstgewählten, sozialen Beziehungs- und Austauschstruktur hin, welche zwar auf virtuell übermittelbare Inhalte eingengt ist, aber eine Vielfalt enthält, die die GWA herausfordert) (vgl. ebd.: 12/13).

Der soziale Nahraum wird nach Irmgard Teske verstärkt als Lebensraum für und von Menschen gesehen und beinhaltet eine starke Gestaltungs-Perspektive (vgl. Teske 2011: 587). Daher sind Menschen die Akteure und Akteurinnen in ihrer Lebenswelt, welche für viele eben ihr Stadtteil, ihre Straße, ihr Dorf oder ihr Bezirk ist. In dieser bilden sich alle Interessen, aber auch Problemlagen und sonstige Ausdrucksformen von Alltagskultur ab (vgl. Hinte 2007: 83). Wolfgang Schneider bezieht sich auf Jürgen Habermas, wenn er die Lebenswelt als Rahmen beschreibt, in dem sich soziale Integration vollzieht. Dabei differenziert Habermas zwischen der Kultur, der Gesellschaft und der Persönlichkeit; drei strukturelle Komponenten, die sich historisch entwickelt haben. Daher enthält die Lebenswelt nach Habermas erstens „einen kulturellen Wissensvorrat der Wert- und Deutungsmuster als gemeinsame Wissensbasis zur Bewältigung der Alltagspraxis“ (Schneider 2005, zit. nach Teske 2011: 577). Zweitens besteht die Lebenswelt aus anerkannten Normen, die sowohl die soziale Ordnung als auch interpersonale Beziehungen regeln. Und drittens stiftet die Lebenswelt nach Habermas personale Identität, indem Sozialisationsprozesse den Einzelnen für die Teilnahme an Interaktionen befähigt (vgl. ebd.: 577).

Die ‚neue‘ Lebenswelt – eine kulturelle Herausforderung für Migrantinnen und Migranten

Das Erkennen dieser (meist unausgesprochenen) Regeln stellt insbesondere für Migrantinnen und Migranten eine große Herausforderung dar. Wie bereits nach Schneider, angelehnt an Habermas, ausgeführt wurde, ist dies eng mit dem Kulturbegriff verwoben. Daher soll an dieser Stelle zunächst geklärt werden, was in dieser Masterarbeit unter Kultur verstanden wird:

In Anlehnung an das Kulturkonzept der Cultural Studies bezeichnet die Kultur die gesamte Lebensweise einer Gruppe, also alle Werte, Bedeutungsstrukturen, gelebte soziale Praktiken und Traditionen einer Gesellschaft (vgl. Hein 2006: 68). Kultur, so Stuart Hall, ist der Ausgangspunkt unserer Existenz, da wir in einer bestimmten Kultur eine bestimmte Sprache verwenden, unsere

Welt anhand kultureller Bedeutungsstrukturen interpretieren und unser Handeln an kulturell vorgegebenen Verhaltensmustern orientieren (vgl. Hall 2000, zit. nach Hein 2006: 69). Der Begriff Kultur geht also über die Nationalkultur hinaus und befindet sich stets in einem dynamischen Prozess der Produktion und Reproduktion (vgl. Hein 2006: 67f). Im Zusammenhang mit Migrantinnen und Migranten wird der Kulturbegriff jedoch oftmals als Nationalkultur verstanden und verwendet. Daher soll hier hinzugefügt werden, dass die Kultur – verstanden als Nationalkultur – „grundsätzlich heterogen ist und viele verschiedene Lebensweisen umfasst. So gibt es innerhalb eines Nationalstaates unterschiedliche Gruppen mit einer jeweils spezifischen Kultur“ (ebd.: 68).

Auch nach Alfred Schütz weist jede Gesellschaft ein Zivilisations- und Kulturmuster auf, das der/die Einzelne durch Sozialisation und nur zum Teil durch eigene Erfahrungen erwirbt. Aufgrund dieses Musters entsteht ein *Denken-wie-üblich*, das „sowohl als *Anweisungsschema* in Bezug auf die Durchführung von Handlungen [dient], als auch als *Auslegungsschema* dafür, wie Situationen verstanden werden können“ (Schütz 1972, zit. nach Breckner 2005: 68). Durch diese Schemata ist Orientierung möglich. Die Migration geht zunächst mit einer Desorientierung einher, da das *Denken-wie-üblich* in der ‚neuen‘ Gesellschaft nicht mehr funktioniert. Es folgt daher ein komplexer Vorgang „der Neu- und Re-Orientierung sowohl an den ‚alten‘ wie an den ‚neuen‘ Regeln der Gestaltung des gesellschaftlichen Alltags“ (Breckner 2005: 43/44). Nach Schütz tritt in diesem Vorgang eine Krisis auf, die „den Fluss der Gewohnheiten unterbricht (...) die Bedingungen sowohl des Bewusstseins wie auch der Praxis ändert“ (ebd.: 69) und das *Denken-wie-üblich* auf diese Weise erschüttert. Negative Reaktionen der Einheimischen auf mitgebrachte Typologien des/der Eingewanderten führen zur Erfahrung, dass sich die mitgebrachten Vorstellungen „von der fremden Gruppe in der Interaktion nicht bewähren“ (ebd.: 70) und auch Übersetzungs- und Auslegungsarbeiten (vom alten ins neue Zivilisations- und Kulturmuster) können scheitern, wodurch der/die Eingewanderte immer wieder mit fundamentalen Brüchen rechnen muss, hinsichtlich dessen, wie Dinge gesehen oder Situationen behandelt werden (vgl. Schütz 1972, zit. nach Breckner 2005: 71). Dieser Vorgang kann Exklusion beinhalten, da genau diese habituelle Handhabung des *Denkens-wie-üblich* in der Gesellschaft bestimmt, wer Teilhabe erfahren kann. Aufgrund dessen ist der migrierte Mensch nach Schütz gewissermaßen gezwungen, sich an die neuen Muster anzugleichen; es wird letztendlich nicht als intersubjektiver Verständigungs- und Aushandlungsprozess verstanden. Dies bringt den/die Zugewanderte/n oftmals in die paradoxe Lage, sich einerseits assimilieren zu müssen, um sich in das Wir der neuen Sozialwelt integrieren zu können, andererseits kann er/sie der Fremdheit nicht vollständig entkommen, da die Differenz der mitgebrachten Wir-Erfahrungen bestehen bleibt (vgl. Breckner 2005: 74).

Dieses Denken wird zusehends durch das Denken des hybriden Raums abgelöst, in welchem verschiedene Kulturen sich begegnen und dadurch eine Artikulation von Kulturen, Bedeutungssystemen und Repräsentationen entsteht. In dieser Beziehung beeinflussen sie sich gegenseitig und verändern sich auch. Homi K. Bhabha nennt diesen Begegnungs- und Artikulationsraum den „Dritten Ort“ (Bhabha 1997, 2000, zit. nach Hein 2006: 57). „Der Dritte Ort kann somit als hybrider Raum bezeichnet werden, da hier Verhandlungen zwischen kulturellen Differenzen stattfinden“ (Hein 2006: 57).

Haltung in der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit

Die Lebenswelt stellt nach Dieter Oelschlägel der (soziale) Raum dar, innerhalb dessen die Menschen handeln. Die Menschen des Stadtteils sind also die Akteure und Akteurinnen ihres Stadtteils, die die Lebenswelt interpretieren und damit auch verändern können (vgl. Oelschlägel 2007: 44). Damit sind sie uneingeschränkt als Experten und Expertinnen ihrer Lebenswelt anzuerkennen, d.h. als Individuen mit vielfältigen Ressourcen und Fähigkeiten (vgl. Stock 2003: 235). Die Stadtteilbewohner/-innen werden dabei nicht bewertend oder defizitär gesehen, sondern es besteht eine grundsätzliche Akzeptanz dafür, dass es unendlich viele Lebensstile gibt, mit denen Menschen zufrieden sein können. Daher werden auch Verhaltensweisen nicht als unsozial, abweichend oder verwahrlost beurteilt und es ist nicht Ziel, die Menschen in irgendeiner Form zu bessern, sondern ihre Lebensbedingungen zu verändern und neue Ressourcen zu schaffen (vgl. Oelschlägel 2007: 44). Die Adressatinnen und Adressaten der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit sind also „nicht Klientinnen und Klienten mit defizitären Verhaltensweisen und Reaktionsmustern, sondern vielmehr autonome Persönlichkeiten, die ihre schwierige Lebenssituation zu meistern sehr wohl in der Lage sind“ (Stock 2003: 235).

Diese Lebenswelt, die Schnittpunkt von Individuum und Gesellschaft ist, zu verstehen, „heißt den Vermittlungsprozess zwischen Gesellschaft und Individuum aufzuschlüsseln“ (Oelschlägel 2007: 44). Der Mensch ist darin ein Individuum, das die gesellschaftlichen Verhältnisse und damit die Lebensbedingungen schafft und ihnen unterliegt, aber auch eines, das Handlungsalternativen aufweist. Damit stellt die Lebenswelt „ein Verhältnis von Möglichkeiten und Behinderungen menschlichen Handelns dar“ (ebd.: 44). Die Aufgabe des Gemeinwesenarbeiters/ der Gemeinwesenarbeiterin ist es daher, die Lebenswelt auf diese Möglichkeiten hin zu untersuchen (vgl. ebd.: 44). Die sozial Arbeitenden müssen sich dabei „auf das Leben der Menschen, auf ihre Empfindungen, ihre Lebensdefinitionen, ihre Ängste und Handlungsmotive in ihrer ganzen Vielfalt, Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit“ (Hinte 2007: 85) einlassen. Der Lebensraum Stadtteil mit seinen unzähligen sozialen Orten, wie z.B. Straßen, Märkten, Treff- und

Begegnungspunkten, stellt dabei ihren Lebens- und Lernort dar und damit das Handlungsfeld der Stadtteilarbeiter/-innen (vgl. ebd.: 85).

Sozialraumorientierung, Arbeitsprinzipien, Methoden

Vom sozialen Raum als sichtbarer Ort der Bündelung menschlicher Problemlagen ausgehend, muss dieser Raum auch in der Arbeit mit den Bewohner/-innen berücksichtigt werden. „Sozialraumorientierung wird dabei als durchgängiges Prinzip für soziale und pädagogische Arbeit mit dem Ziel der Bearbeitung individueller und kollektiver Problemlagen gesehen“ (Hinte 2007: 90). Dies zeigt sich sowohl im räumlichen Prinzip, als auch in methodischen Implikationen. Folgt man den zentralen methodischen Prinzipien der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit, ist zunächst die Orientierung an geäußerten Bedürfnissen der Bewohner/-innen des Stadtteils zu nennen, welche direkt erfragt werden. Ebenso geht es in der Gemeinwesenarbeit um eine Unterstützung von Selbsthilfekräften und Eigeninitiative. In diesem Zusammenhang spielt die Mitwirkung und Partizipation eine große Rolle, da nichts *ohne* und auch nichts *für* die Stadtteilbewohner/-innen organisiert und durchgeführt werden soll. Auch ist die Nutzung der Ressourcen des Stadtteils eine wichtige Komponente in dieser Arbeit. Diese gilt es zu erkennen und zu nutzen, wie z.B. Räume, Nachbarschaften, spezielle Fähigkeiten Einzelner, kommunale Dienstleistungen im Stadtteil, usw. (vgl. ebd.: 83/84). In der Arbeit mit den Menschen vor Ort spielt auch die Prävention eine wichtige Rolle. Den Menschen wird bereits in einem Stadium Unterstützung geboten, in welchem sie noch nicht zu Klienten/Klientinnen geworden sind, z.B. durch die Stärkung der Nachbarschaften und der informellen Netze. Der Mensch wird weiterhin nicht als Teil einer Problemgruppe, sondern die jeweils individuelle Problematik wird in den ökologischen Kontext eingebettet gesehen. Damit gilt die Orientierung der Ganzheitlichkeit in der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit (vgl. ebd.: 93). Dies spiegelt sich auch im zielgruppenübergreifenden Ansatz wider: Aktivitäten sollen hierin mit einer Offenheit gestaltet sein, damit möglichst alle Bürger/-innen eines Stadtteils angesprochen werden und sich beteiligen können (vgl. ebd.: 84). Zielgruppenspezifische Aktionen sind deshalb nicht ausgeschlossen, sondern sie geschehen lediglich im Kontext anderer Aktivitäten, „die nicht eine bestimmte Zielgruppe stigmatisieren (...) oder zur weiteren Ausgrenzung einer Randgruppe beitragen“ (ebd.: 84). Auch mischt sich eine stadtteilbezogene Soziale Arbeit in andere Bereiche ein, z.B. durch wichtige Anregungen bei der Planung von Wohnsiedlungen, weshalb hier weiters von einem bereichsübergreifenden Ansatz gesprochen werden kann. Und schließlich ist die Vernetzung, also die Kooperation und Koordination der sozialen Dienste im Stadtteil, eine bedeutende Komponente in dieser Arbeit (vgl. ebd.: 84).

Diese Orientierungen tragen einerseits dazu bei, dass soziale Dienste wieder näher an die Betroffenen heranrücken und somit für eine bessere Erreichbarkeit gesorgt wird. Andererseits werden Forderungen ‚bottom-up‘ organisiert an Politiker/-innen, Verwaltungen und Träger weitergetragen, um auf diesem Weg (gesellschaftliche) Veränderungen anzustoßen (vgl. ebd.: 93). Die stadtteilbezogene Soziale Arbeit möchte also vor Ort sein und damit möglichst nahe und niederschwellig mit den Menschen im Gemeinwesen partizipativ zusammenarbeiten.

„Dabei sind die kommunikativen Schritte der Umwandlung von Ärger in Bewältigungshandeln, des Erkennens kollektiver Aufgaben und Probleme, der Bündelung von Engagement, der Verteilung von Aufgaben und der Vernetzung mit EntscheidungsträgerInnen wesentlich. Diese fachliche Demokratie geht konform mit Ideen einer subjektbestimmten Gestaltung von Politik“ (Maurer/ Weber 2006, zit. nach Heimgartner 2009: 14).

Die Vermittlung zwischen Interessensgruppen ist eine weitere wichtige Funktion der Gemeinwesenarbeit. Um eine gemeinsame Aushandlung zu ermöglichen, stellt sich die Gemeinwesenarbeit dieser Netzwerkarbeit und arrangiert Settings (z.B. Arbeitsgruppen, Diskussionsrunden, Workshops, usw.) (vgl. Heimgartner 2009: 14). Und nicht zuletzt arbeitet die stadtteilbezogene Soziale Arbeit sozialraumanalytisch, wodurch sie mit verschiedenen Methoden (z.B. Begehung, Befragung, Dokumentenanalysen, usw.) die soziale Infrastruktur, vorherrschende Interessen und Probleme im Raum erfassen kann (vgl. ebd.: 14).

Sozial Arbeitende in Stadtteil und Gemeinwesen

In der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit – hier verstanden im engeren Sinne als die Träger des ehrenamtlichen Engagements im Stadtteil - arbeiten verschiedene Personengruppen zusammen, um die Lebensqualität im Gemeinwesen zu verändern und zu verbessern: Erstens sind dies die Professionellen, wie z.B. die Gemeinwesen- oder Stadtteilarbeiter/-innen, welche für ihre Tätigkeit ausgebildet sind und dafür bezahlt werden. Zweitens sind dies die Bewohner/-innen des Stadtteils (aber auch von außerhalb kommend), die sich ehrenamtlich für den Stadtteil engagieren. Sie bilden den Kern der Projekte. Die Engagierten arbeiten eng mit den Profis zusammen und erhalten bei Bedarf professionelle Unterstützung (z.B. Unterstützung bei der Selbstorganisation, Beratung bezüglich des Organisationsaufbaus, bezüglich der Wahl der Ziele, Bildungs- und Erziehungsberatung, „bei der es um die Vermittlung bzw. Erweiterung der Fertigkeiten und Kompetenzen [geht], die es ermöglichen, die Interessen adäquat durchsetzen zu können“ (Spitzky 2000: 43) usw.). Diesen Bedarf nehmen die engagierten Bewohner/-innen häufig eigeninitiativ in Anspruch, das heißt, sie treten von selbst an die Mitarbeiter/-innen der Gemeinwesenprojekte heran und nehmen deren fachliche Unterstützung in Anspruch. Und drittens gibt es noch die Personengruppe der Bürger/-innen, die ebenfalls betroffen sind, „aber

meist erst für die Projektziele gewonnen werden müssen und/oder in begrenztem Ausmaß mitmachen“ (Spierts 1998, zit. nach Spitzzy 2000: 38).

Die stadtteilbezogene Soziale Arbeit knüpft an die Traditionen der ehrenamtlichen Arbeit an und ist sich bewusst, dass oftmals das ehrenamtliche Engagement die verändernde Kraft in den GWA-Prozessen ist (vgl. Heimgartner 2009: 11). Aufgrund dessen wird in dieser Masterarbeit nicht nur von stadtteilbezogener Sozialer Arbeit, sondern auch von der sozialen Arbeit im Stadtteil gesprochen³, wodurch *alle* Akteurinnen und Akteure der Gemeinwesenarbeit inbegriffen sind und deren Arbeit gewürdigt wird. Dieses wertvolle Engagement gilt es, bei der Entwicklung von der individuellen zur kollektiven Ebene behutsam zu begleiten, „von der geschützten Geborgenheit eines klar umrissenen (Sozial-)Raumes, in dem die Betroffenen sich heimisch fühlen, hin zu der ihnen erst einmal fremden und zuweilen auch feindlich gesinnten Außenwelt“ (Stock 2003: 235), ohne die Engagierten mit vorschnellen zu hohen Erwartungen zu überfordern (vgl. ebd.: 235).

2.2 Die s/Soziale Arbeit im Gemeinwesen in Wien

Damit die derzeitige Situation der Gemeinwesenarbeit bzw. der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit in Wien besser nachvollzogen werden kann, sollen in diesem Kapitel zunächst für die Gemeinwesenarbeit in Österreich prägende historische Bewegungen und Entwicklungen skizziert werden, ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Der Ursprung der Gemeinwesenarbeit in Österreich, vor allem im städtischen Bereich, findet sich sowohl in den Settlementbewegungen (England und Amerika), als auch im Community Organizing (Nordamerika) (vgl. Schnee 2009: 21). Mit den Settlementbewegungen bzw. den Settlements entwickelte sich ein neues Verständnis von Sozialer Arbeit: in diesem wird die Ursache von Armut und Bedürftigkeit nicht mehr im Charakter der betroffenen Personen gesehen, sondern in den individuellen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen.

„Nach diesem Verständnis legt die Soziale Arbeit den Schwerpunkt ihrer Vorgehensweise auf die Stärkung der individuellen Verantwortung, durch Bildung und Entwicklung von Selbstachtung, und auf die Veränderung struktureller Rahmenbedingungen von Lebensbedingungen benachteiligter Menschen“ (ebd.: 22).

Saul D. Alinsky, der Begründer der Community Organizing, begann mit der Organisierung der Armen in den Slums seiner Heimatstadt Chicago. Er lehnte den Wohlfahrtskolonialismus ab (worunter er auch die Sozialarbeit als Betreiber/-innen zählte) und verstand sich als Lehrer und Unterstützer, nicht als Anführer einer Bewegung. Aus seiner Arbeit, die ständig dem Ziel einer

³ Dies findet sich in der Masterarbeit meist unter dem Ausdruck ‚s/Soziale Arbeit‘ wieder. Wird der Begriff stadtteilbezogene Soziale Arbeit (ausschließlich mit dem groß geschriebenen Buchstaben ‚S‘) verwendet, ist dies bewusst gewählt und spricht ausschließlich die professionell geführte Arbeit (soziale Einrichtungen und Organisationen im Stadtteil) an.

größeren sozialen und politischen Gerechtigkeit folgte, entstand schließlich die Industrial Areas Foundation, „eines der größten Netzwerke für Community Organizing mit 56 assoziierten lokalen Organisationen in 21 Bundesstaaten der USA, in Kanada, Großbritannien und Deutschland“ (ebd.: 23).

Auch in Wien machten diese beiden ‚Entwicklungs-Stränge‘ keinen Halt. Zum Ende des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Armen- und Waisenhäuser unter Josef II. gegründet, wodurch auch die Situation arbeitender Kinder verbessert wurde. Um 1900 existierten bereits über 500 Wohltätigkeitsvereine, „die mit sozialem Ehrenamt und materiellen Spenden eine private Wohlfahrtspflege etablierten“ (Malleier 2005, zit. nach Schnee 2009: 22). Durch diese Entwicklungen entstand in Wien nach dem ersten Weltkrieg eine neue Arbeitsteilung zwischen öffentlicher und privater Wohlfahrt, „in der die Privaten zum organisch eingegliederten Bestandteil eines „von oben“ regulierten Wohlfahrtsmixes werden sollten“ (Melinz 2000, zit. nach Schnee 2009: 22). Herauszustellen ist weiterhin Julius Tandler, sozialdemokratischer Politiker, der sich für einen Rechtsanspruch der Armen, nicht für eine Unterstützung durch Almosengabe, engagierte. Von 1919 bis 1934 entstanden zahlreiche städtische Einrichtungen, wie z.B. Kindergärten, Mütterberatungsstellen, usw. „Um weiter bestehen zu können, war das Wiener Settlement auf öffentliche Förderung angewiesen und geriet damit in das Spannungsverhältnis von Privat und Staat“ (Schnee 2009: 23). Hierin stand eine sozialdemokratische staatliche Fürsorgepolitik einem (liberalen) Konzept der Selbstverantwortlichkeit gegenüber. Diese Situation führte zu einem Zweifeln der bürgerlichen Feministinnen des ‚Roten Wien‘ am Weiterleben des Settlements. Sie befürchteten, von der Politik vereinnahmt zu werden und einen Verlust des Spielraums für Eigeninitiative in Kauf nehmen zu müssen. Aus dieser ‚Settlement-Entwicklung‘ heraus entstanden (dennoch) in Wien viele auf das übergeordnete Gemeinwesen bezogene Vereine, die bis heute bestehen (vgl. ebd.: 23).

Einen zeitlichen Wendepunkt in der Geschichte stellt die 68er-Bewegung dar. Das zurückgehende Wirtschaftswachstum und die gleichzeitig wachsende Bildungsbeteiligung führten zu anderen Möglichkeiten von Politik, in Form von Protesten (z.B. gegen den Vietnamkrieg) und Kämpfen (z.B. gegen die Autorität in Bildung und Erziehung). Die Ideen dieser Bewegung wurden auch von anderen zivilgesellschaftlichen Gruppierungen (z.B. Künstler/-innen, Frauen-Umweltschutz- und Schwulenbewegung, Bürger/-inneninitiativen, Schüler/-innengruppen, usw.) entwickelt und umgesetzt (vgl. ebd.: 25). „Ein solcherart zivilgesellschaftlicher Ansatz wirkte sich auch auf die Soziale Arbeit aus. Von ersten deutschen GemeinwesenarbeiterInnen wurde bereits 1968 berichtet“ (ebd.: 25). In dieser Zeit entstanden auch in Wien zivilgesellschaftliche Gruppierungen, die innen- und außenpolitische Themen, wie z.B. die Hochschulreform oder den

Vietnamkrieg, in Demonstrationen und Veranstaltungen bearbeiteten. Diese waren z.B. die Wiener Kommune, die Aktion, der VSSStÖ u.a.m. Zudem entwickelte sich im Kampf um die Demokratisierung der Studentenheime die ‚Heim-Kampagne‘, durch welche auf gravierende Missstände im Umgang unserer Gesellschaft mit benachteiligten Menschen hingewiesen wurde. Und schließlich ist in diesem Zusammenhang die Hausbesetzung des Wiener Schlachthofs St. Marx im Jahre 1976 zu nennen, die von der Arena-Bewegung initiiert wurde (vgl. Keller 1988, zit. nach Schnee 2009: 26).

In den 70er Jahren wurde die durch den Wirtschaftsaufschwung abgebaut geglaubte (Einkommens-)Armut erneut ersichtlich, wodurch neue Lösungsansätze der Armutsbekämpfung und Strategien zur Erhöhung der individuellen Lebensqualität gefunden werden mussten. Dabei schienen die Gemeinwesenarbeit als auch die regionale Sozialplanung innovative Methodenprinzipien zu sein. „Mitte der 70er Jahre beschreibt in Wien der Chef des seinerzeitigen Sozialamtes, wie ein Modellprojekt stadtteilbezogener Sozialarbeit angelegt sein könnte“ (Melinz 2000, zit. nach Schnee 2009: 26). In den Jahren 1976 bis 1988 sind dann die ersten Lehrveranstaltungen zum Thema Gemeinwesenarbeit in den Wiener Akademien „Akademie für Sozialarbeit der Stadt Wien“ und „Akademie für Sozialarbeit für Berufstätige der Caritas“, sowie 1991 an der Universität für Bodenkultur zum Thema Strategien sozialer Planung zu verzeichnen (vgl. Schnee 2009: 26/27).

Christoph Stoik stellt für die aktuelle Situation der Gemeinwesenarbeit fest, dass diese heute zu boomen scheint (vgl. Stoik 2005, zit. nach Schnee 2009: 30). Dies wird nicht zuletzt im ‚Wiener Vernetzungsfrühstück‘ ersichtlich, welches 1997 entstand. An den ca. alle sechs Wochen stattfindenden Vernetzungstreffen nehmen alle Praktiker/-innen teil, die die Gemeinwesenarbeit in Wien tragen und praktizieren, wie z.B. Praktiker/-innen in Gesundheits- und Sozialzentren, Gebietsbetreuungen, Agenda 21-Prozessen, Jugend-Einrichtungen, Stadtteilzentren, Nachbarschaftszentren, Grätzelmanagements⁴, Planungsbüros, Forschungseinrichtungen und Fachhochschulstudiengängen für Sozialarbeit (vgl. Stoik 2009: 44 und www.bassena.at/site/stadtteilzentrum/bassena/positionspapier/article/40.html). „Diese Diskussionsplattform definiert sich als ein bottom-up organisiertes Forum“ (Schnee 2009: 30/31) und leistet einen wesentlichen Beitrag zum Praxis-Theorie-Transfer, indem einerseits die soziale Lage der Stadt erörtert, aber auch die eigene Fachlichkeit gefördert wird. Im Jahre 2005 erarbeitete das Forum ein Positionspapier mit acht Leitstandards der Gemeinwesenarbeit in Wien. Weiterhin sind darin der Status Quo der Gemeinwesenarbeit in Wien (Welche Einrichtungen praktizieren aktuell Gemeinwesenarbeit in Wien? Was setzen sie mit welchen

⁴ Ein Wiener Grätzel bezeichnet den Teil des Wohnbezirkes.

Methoden um? Mit wem besteht eine Zusammenarbeit?) und die Rahmenbedingungen für eine gelingende Gemeinwesenarbeit abgebildet. An dieser Diskussionsrunde nahmen auch viele Vertreter/-innen aus Politik, Verwaltung und Trägern teil (vgl. ebd.: 31).

In Wien gibt es einerseits Einrichtungen, die sich ganz der Gemeinwesenorientierung verschrieben haben und daher ein gemeinwesenorientiertes Selbstverständnis besitzen, was sich auch in Methoden widerspiegelt, die der Gemeinwesenarbeit zuzurechnen sind. Auf der anderen Seite gibt es Einrichtungen und Beispiele, in denen die Gemeinwesenorientierung als Handlungsaspekt stattfindet (vgl. Heimgartner 2009: 15). Beide gehören der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit an, weshalb die Nachbarschaftszentren, das Stadtteilzentrum Bassena und die Mieterbeiräte in Wien als gelingende Beispiele der Arbeit im Gemeinwesen im Folgenden dargestellt werden.

Die Nachbarschaftszentren in Wien

Die 1980 entstandenen 10 Nachbarschaftszentren des Trägers Wiener Hilfswerk gehören zu jenen Einrichtungen, die aus der Settlementbewegung entstanden (vgl. Stoik 2009: 34 und Schnee 2009: 27). Auch wenn diese Zentren nicht auf ein emanzipatorisch-politisches Verständnis von Gemeinwesenarbeit verweisen können, ist ihre Arbeit wissenschaftlich fundiert und gemeinwesenorientiert. Dies wird an der niederschweligen Gelegenheitsstruktur, „die das partizipatorische und engagierte Handeln von BewohnerInnen eines Stadtteils ermöglicht“ (Weber-Heijtmanek 1995, zit. nach Stoik 2000: 170) deutlich. Ihre Angebote (wie z.B. Sozial- und Gesundheitsberatung, Selbsthilfegruppen, sonstige Gruppenangebote und Einzelveranstaltungen (vgl. Wiener Hilfswerk 2010: 6/7)) richten sich eher an sozial Benachteiligte, aber gelten gleichermaßen als Treffpunkte für alle Menschen in Wien. Einen Großteil der Gruppen und Angebote werden dabei von den Bewohner/-innen selbst initiiert (vgl. Stoik 2000: 172). Sie verstehen sich als Orte gegenseitiger Hilfe, und das generationen- und schichtübergreifend (vgl. Schnee 2009: 28). Diese Vernetzung soll weiterhin integrativ wirken. Daher gehört auch die Förderung der Diversität zu den Grundzielen des Wiener Hilfswerks (vgl. Wiener Hilfswerk 2010: 7). Insgesamt verfolgen sie das Ziel der Verbesserung der Lebenschancen aller Menschen einer Region (vgl. Weber-Heijtmanek 1995, zit. nach Stoik 2000: 170).

„Bei der Einbindung von Ehrenamtlichen in die Arbeit der Nachbarschaftszentren hat das Wiener Hilfswerk eine lange Tradition in der sozialen Arbeit Österreichs“ (Stoik 2000: 171). Diese ist genau organisiert, was die Liste der Möglichkeiten, ehrenamtlich mitzuarbeiten, zeigt: „So gibt es Tätigkeiten, die im und für das Zentrum verrichtet werden können“ (ebd.: 174). Darunter fallen z.B. Falten von Programmen, Mithilfe bei Flohmärkten oder Festen, Mitarbeit in Gruppen oder die Gründung und Leitung eigener Gruppen. Ebenso gibt es Tätigkeiten, die in

der Nachbarschaft durchgeführt werden, z.B. Kinderbetreuung, Begleitung zu Ärzten, Gießen der Blumen, Besuchsdienste älterer oder vereinsamer Menschen, usw. Die ehrenamtlich Engagierten werden von Beginn an durch zuständige sozialpädagogische Fachkräfte betreut und begleitet, aber auch monatliche betreute Treffen zur Reflexion werden den Engagierten angeboten (vgl. ebd.: 175).

Das Stadtteilzentrum Bassena

Das Stadtteilzentrum Bassena ist eine Einrichtung des Vereins Wiener Jugendzentren und verfolgt seit den frühen 80er Jahren einen gemeinwesenorientierten Arbeitsansatz, was an den Themen der Projekte nachvollzogen werden kann (vgl. Stoik 2009: 46 und Schnee 2009: 29). Gleichmaßen stellt es einen Sonderfall der Gemeinwesenarbeit in Wien dar, da das Stadtteilzentrum über eine strukturelle Stabilität und eine gewisse Autonomie verfügt: es ist finanziell gesichert und verfügt über eine zivilgesellschaftliche Geschichte, die trotz Zugehörigkeit der Einrichtung zur Stadt Wien diesbezüglich keine Einschränkung erfährt (vgl. Stoik 2009: 46). Die Angebote im Stadtteilzentrum Bassena gehen von der Begleitung von Initiativen, Gruppen und Netzwerken, über Einzelfallhilfe, Konfliktbearbeitung, Vermittlung von KnowHow, Deutschkurse, Vorträge, Gestaltung einer Stadtteilzeitung, verschiedenste kulturelle Angebote und Gratis-Bazar, bis hin zur Feldarbeit im öffentlichen Raum (vgl. www.bassena.at/site/stadtteilzentrum/bassena/jahresbericht08: 7). Mit diesen Angeboten verfolgt das Stadtteilzentrum folgende Ziele:

- 1) Erhaltung oder Verbesserung der Lebensqualität der Bewohner/-innen im Gemeinwesen, als auch die Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Dafür werden gemeinsam mit den Bewohner/-innen des Grätzels, den Institutionen, der Kommunalpolitik und der Verwaltung Strategien und Lösungen erarbeitet. Die Gemeinwesenarbeiter/-innen verstehen sich dabei als Moderator/-innen und Prozessbegleiter/-innen, „welche die Menschen in der Selbstorganisation und Eigeninitiative ermutigen, fördern und unterstützen“ (www.bassena.at/site/stadtteilzentrum/bassena/jahresbericht08: 4).
- 2) Förderung des sozialen Friedens, indem gegen Ausgrenzung Position bezogen und Solidarität und Fairness gefördert wird.
- 3) Eintreten für soziale Gerechtigkeit. Ungerechtigkeiten werden daher bewusst und öffentlich gemacht, Macht-Ohnmacht-Situationen bearbeitet und die Wahrung der Menschenrechte eingefordert (vgl. www.bassena.at/site/stadtteilzentrum/bassena).

Die sogenannte ‚sanfte Stadterneuerung‘ führte 1974 zur Gründung der Gebietsbetreuungen, die sich für die Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität einsetzen und Ansprechpartner/-innen sowohl für Hauseigentümer/-innen als auch für Mieter/-innen sind. Somit werden sowohl bauliche Sanierungen, als auch die Aufwertung des öffentlichen Raums und soziale Perspektiven in den Blick genommen. Dabei sollen lokale Akteure und Akteurinnen verstärkt beteiligt werden (vgl. Stoik 2000: 34). „Ende der 1990er Jahre wurde zusätzlich zur ‚Gebietsbetreuung Stadterneuerung‘ das Angebot ‚Gebietsbetreuungen im städtischen Wohnhausbereich‘ entwickelt“ (ebd.: 36). Diese werden vor allem innerhalb der jeweiligen Wohnhausanlagen der Gemeinde Wien in der Konfliktvermittlung und –prävention eingesetzt. Dabei wird das Ziel der Förderung des Gemeinwesens und des Zusammenlebens formuliert (vgl. ebd.: 37). Eine zentrale Funktion nehmen hierin neben bspw. den Hausbesorger/-innen und Hausinspektoren/-inspektorinnen die Mieterbeiräte ein. Diese werden von den Bewohner/-innen gewählt und sollen eine enge Zusammenarbeit mit den Bewohner/-innen vor Ort garantieren. Die Wohnhausverwaltung will damit den Bewohner/-innen Möglichkeit zu mehr Mitbestimmung, Information und Beratung geben und sie im Zugang zu ihrem Recht unterstützen. Der Mieterbeirat hat die Aufgabe, Vertrauensperson für die Bewohner/-innen zu sein, ihre Sorgen und Wünsche gezielt aufzugreifen, diese vor der Hausverwaltung zu vertreten und gemeinsam mit der Wohnhausverwaltung Lösungen zu erarbeiten (vgl. Stadt Wien – Wiener Wohnen 2011: 8f).

„Daneben fördern die Mietervertreterinnen und Mietervertreter die Kommunikation zwischen der Hausverwaltung und den Bewohnerinnen und Bewohnern der Wiener Gemeindebauten sowie den Mieterinnen und Mietern untereinander, helfen Vorurteile abzubauen und ein Klima des Verständnisses und der Toleranz zu schaffen“ (ebd.: 8).

Damit übernimmt der Mieterbeirat eine wichtige Vermittlerfunktion und sorgt für ein soziales Miteinander im Grätzl.

3. Die Rolle des ehrenamtlichen Engagements im Stadtteil und Gemeinwesen

„Beschäftigt man sich mit dem Ehrenamt, wird man zwangsläufig mit einem – wie auch immer gearteten – Wandel des Ehrenamts konfrontiert“ (Olk 1989, zit. nach Peglow 2002: 27). Dies wurde erstmals in der Krise des Ehrenamts in den 80er Jahren ersichtlich, in welcher es immer schwieriger wurde, neue Ehrenamtliche zu gewinnen. Doch handelte es sich hierbei nach Thomas Olk nicht um einen generellen Rückgang des ehrenamtlichen Engagements, sondern es konnte zunehmend festgestellt werden, dass sich lediglich die Bereiche des Ehrenamts

verlagerten, und zwar „weg von den großen Wohlfahrtsverbänden, hin zu kleineren Projekten und Initiativen“ (ebd.: 27), mit der Begründung, die ehrenamtlich Engagierten wollten auf diesem Weg den Bevormundungen, Verrechtlichungen und Bürokratisierungen entkommen. Die Gründe für diesen Strukturwandel im Ehrenamt sieht Gisela Notz erstens in der zunehmenden Individualisierung, die auch von Ulrich Beck statiert wurde (vgl. Beck 1986: 115ff), 2) im Wertewandel, „der in Richtung ‚hedonistischer Moralen‘ tendiert, 3) im Bedeutungsverlust traditioneller Gemeinschaften, wie z.B. Familie, Nachbarschaft, Kirchengemeinde, Verbände, Vereine, sowie 4) im Zerfall gewachsener sozialer Netzwerke (vgl. Notz 1998, zit. nach Peglow 2002: 28). Arno Heimgartner und Eva More-Hollerweger erweitern diese Aufzählung um den demografischen Wandel, die Technologisierung, die wachsende Mobilität „und ihre Manifestationen in Familie, Bildung, Erwerbsarbeit oder in der Freizeitkultur“ (Heimgartner/ More-Hollerweger 2009: 20), welche jeweils in Wechselwirkung mit dem ehrenamtlichen Engagement stehen. Infolgedessen fand eine Veränderung der Motive, der zeitlichen und organisatorischen Strukturen, aber auch der Erwartungen an die ehrenamtlichen Tätigkeiten statt. „In diesem Zusammenhang wird auch der Ruf nach Anerkennungen laut, und zwar nicht nur ideeller, sondern auch finanzieller und persönlichkeitsbildender Art“ (Peglow 2002: 28). Ebenso veränderte sich das Bewusstsein der ehrenamtlich Tätigen hin zu einem zunehmenden partizipativen Handeln und zu einem konsequenten Reflektieren der eigenen Biografie, „in der freiwilliges Engagement konstruktiv eingebettet sein will“ (Heimgartner/ More-Hollerweger 2009: 20). Zusammengefasst können die neuen Strukturen des ‚neuen Ehrenamts‘ nach Meike Peglow wie folgt dokumentiert werden:

- die ehrenamtlich Engagierten wollen eine autonomere Zeitgestaltung, (die Möglichkeit einer) zeitliche(n) Befristung und Spontaneität,
- die neuen Motive sind eine persönliche Betroffenheit, Möglichkeiten der Mitwirkung und Selbstverwirklichung, Selbsterfahrung und persönliche Weiterentwicklung,
- eine Organisation in lokalen Zusammenhängen und in selbstbestimmten autonomen Organisationsformen werden bevorzugt und wie bereits angeführt,
- werden Anerkennungsformen verschiedenster Art erwartet (vgl. Peglow 2002: 29).

Aufgrund der entsolidarisierten Gesellschaft und zunehmender Individualisierung und Globalisierung ist das neue Ehrenamt weiterhin verstärkt mit der Forderung nach Gemeinsinn verbunden. Mit dem ehrenamtlichen Engagement ist also die Hoffnung verbunden, dass ein Gegenferment zur entsolidarisierten Gesellschaft geschaffen wird und somit durch die Förderung des ehrenamtlichen Engagements ein Beitrag für Gemeinsinn in unserer Gesellschaft geleistet wird (vgl. ebd.: 43).

Diese Hoffnung wird sowohl in das formelle als auch in das informelle ehrenamtliche Engagement gelegt. Da in dieser Masterarbeit der Bereich des Gemeinwesens als Teilbereich des formellen ehrenamtlichen Engagements genauer untersucht werden soll, wird der Schwerpunkt in dieser Arbeit, insbesondere im folgenden Kapitel, auf das formelle ehrenamtliche Engagement gelegt. Da diese Masterarbeit weiterhin ihren Fokus auf die Arbeit ehrenamtlich engagierter Migrantinnen und Migranten erster Generation legt, soll in einem nächsten Schritt in der Gegenüberstellung von ehrenamtlich Engagierten mit und ohne Migrationshintergrund die Gruppe der ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten näher beleuchtet werden.

3.1 Ehrenamtliches Engagement – eine Differenzierung

Im Zusammenhang mit dem ehrenamtlichen Engagement kursieren verschiedenste Begrifflichkeiten. So ist beispielsweise von Ehrenamt, von Freiwilligendiensten oder von bürgerschaftlichem Engagement die Rede, welche an dieser Stelle zunächst genauer definiert werden sollen:

„Das *Ehrenamt* ist ein öffentliches Amt, das ohne Entgelt (aber ggf. mit einer Aufwandsentschädigung) ausgeübt wird, teils als Pflicht (z.B. Schöffe), teils freiwillig (z.B. Gemeindeämter)“ (Lemaire 2007: 162). Dem Ehrenamt werden die Motive Pflichtbewusstsein und moralischer Antrieb zugeschrieben. Zudem sei es meist traditionell verankert, „oft mit langjährigen „Karrieren“ verbunden und in Hierarchien eingebunden“ (ebd.: 162) und ist in sozialen, kulturellen und politischen Vereinigungen oder Verbänden zu verorten, aber auch beim Sport oder Hilfsorganisationen. Den Ursprung dieser Ausrichtung findet das Ehrenamt in seiner Geschichte. Bereits im 19. Jahrhundert wurden öffentliche Aufgaben im administrativ politischen oder karitativ christlichen Bereich an Bürger übertragen, wodurch sie Ehre erlangen konnten. Ursprünglich war dies ausschließlich eine männliche Domäne, die christlichen Hilfstätigkeiten entwickelten sich jedoch nach und nach zu einem spezifisch weiblichen Betätigungsfeld. Wie bereits eingangs erwähnt, hat sich das heutige Ehrenamt durch neue Rahmenbedingungen, Funktionen, Bereiche und Aufgaben stark verändert (vgl. More-Hollerweger/ Sprajcer 2009: 2/3).

Die *Freiwilligendienste* werden eher mit dem englischen Volunteering in Verbindung gebracht. Klassischerweise sind dies beispielsweise das freiwillige soziale, ökologische oder auch diakonische Jahr. Einen solchen Dienst anzunehmen, beruht gänzlich auf freiwilliger Entscheidung und dient eher der Selbstverwirklichung und Orientierung. In diesem Kontext ist eine (geringe) Bezahlung üblich, als auch freie Kost und Logis (vgl. Lemaire 2007: 163).

Das *bürgerschaftliche Engagement* wird oftmals auch neues Ehrenamt genannt und umfasst schließlich „das Engagement, das sich *bewusst* auf die Mitgestaltung des Gemeinwesens, der

Kommune, des Lebensraumes vor Ort bezieht“ (ebd.: 163). Somit ist darin auch die Möglichkeit einer gemeinsamen Demokratieentwicklung von unten enthalten. Die Betonung liegt hierbei auf dem Wort ‚gemeinsam‘: „nur wenn möglichst viele Bürgerinnen und Bürger bereit sind, sich aktiv einzumischen und Mitverantwortung zu übernehmen, kann Demokratie lebendig werden“ (ebd.: 163). Im Gegensatz zum Ehrenamt, in dem die Gemeinwohlorientierung stark im Vordergrund steht, darf im neuen Ehrenamt ebenso die Frage nach dem persönlichen Nutzen gestellt werden. Anders ausgedrückt, wird hier also „eine gesunde Ausgewogenheit von Geben und Nehmen angestrebt“ (ebd.: 163). In einem engen Zusammenhang hierzu sieht Bernhard Lemaire auch eine gegenseitige Anerkennungskultur.

In dieser Masterarbeit soll der Begriff des ehrenamtlichen Engagements als Oberbegriff für die ehrenamtlichen oder freiwilligen Tätigkeiten im und für das Gemeinwesen gelten. Dies liegt darin begründet, dass die Bezeichnung ‚ehrenamtlich‘ in zahlreichen Organisationen ganz generell angewandt wird (vgl. More-Hollerweger/ Sprajcer 2009: 3) und somit eine Vielzahl an Tätigkeiten darunter vereint. Auch diejenigen, die eine geringe Aufwandsentschädigung für das (gemeinwohlorientierte) zur-Verfügung-Stellen ihrer Ressourcen erhalten, sollen sich unter diesem Begriff wiederfinden können. Hierzu gestaltet sich die Definition der Mikrozensus-Zusatzerhebung 2006 nicht als Gegensatz, da eine geringe Aufwandsentschädigung meines Erachtens nicht zwingend als monetärer Gegenfluss gilt. In dieser wurde das freiwillige Engagement „als eine Arbeitsleistung definiert, die freiwillig (d. h. ohne gesetzliche Verpflichtung) geleistet wird, der kein monetärer Gegenfluss gegenübersteht (die also unbezahlt geleistet wird) und deren Ergebnis Personen außerhalb des eigenen Haushalts zufließt“ (ebd.: 6). Aufgrund dieser Definition gelten sowohl die Tätigkeiten als ehrenamtlich, welche im Kontext einer Organisation erfolgen (formelles ehrenamtliches Engagement) als auch jene, die auf privater Basis erbracht werden (informelles ehrenamtliches Engagement) (vgl. ebd.: 6).

Angelehnt an Armin Brosch umfasst das ehrenamtliche Engagement im Gemeinwesen auch in dieser Arbeit drei Formen: 1) die individuelle, 2) die gemeinschaftliche und 3) die politische Form. Dies verdeutlicht den Unterschied „im Grad ihrer gesellschaftlichen Reichweite, hinsichtlich der Interaktionsebene (Selbst-Gruppe-Teilgesellschaft), des Netzwerks (individuelle, sektoral/gruppenzentriert, lokal/ gemeinwesenzentriert), sowie territorial, kategorial (z.B. Alter) und funktional (Interessen)“ (Brosch 1995, zit. nach Heck 2003: 371). In der ersten Form wird die ehrenamtliche Tätigkeit zu einem Teil eines eigenen biographischen Projekts. Das Motiv der Bürgerschaftlichkeit begrenzt sich auf das Finden von gleichgesinnten Kooperatoren/Kooperateurinnen, die sich für das gleiche Projekt bzw. die gleiche Gruppe interessieren. Die zweite Form ist ein Engagement als Teil eines gemeinsamen Projekts. „Ihm liegt ein gemeinsamer Handlungszusammenhang zugrunde, der das Einzelengagement in die

Gemeinschaft integriert und nach außen kommuniziert“ (Heck 2003: 371). Die dritte Form schließlich ist ein Engagement, das Teil eines politischen bzw. sozialen Projekts ist und das Ziel verfolgt, bestehende Handlungs- und Gestaltungsspielräume auf lokaler Ebene zu erweitern bzw. neue zu schaffen (vgl. ebd.: 371).

3.2 Ehrenamtliches Engagement von Migrantinnen und Migranten – gegenwärtiger Forschungsstand

In diesem Kapitel soll nun, wie eingeführt, auf die spezielle Personengruppe der ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten näher eingegangen werden. Hierfür soll zunächst der Begriff der Migration geklärt werden, um anschließend den gegenwärtigen Forschungsstand bezüglich des ehrenamtlichen Engagements von Migrantinnen und Migranten im deutschsprachigen Raum in den Blick zu nehmen:

Unter dem Begriff der Migration werden in der vorliegenden Masterarbeit alle Wanderungen von Personen oder Personengruppen im Raum, mit dauerhaftem Wohnortwechsel (länger als 1 Jahr⁵), besonders die internationale Migration (also jene, die mit einer Verlagerung des Wohnsitzes dauerhaft oder vorübergehend zwischen den Nationalstaaten einhergeht (vgl. Han 2005: 9)) verstanden (vgl. ebd.: 7). Ludger Pries folgend, kann die internationale Migration weiterhin in vier Formen unterschieden werden: 1) die Emigration bzw. Immigration, 2) die Rückkehr-Migration, 3) die Diaspora-Migration und 4) die Transmigration. Damit ist auch ein Hin- und Herpendeln der Migrantinnen und Migranten zwischen den Herkunfts- und Ankunftsregionen einbezogen (vgl. Gogolin 2006: 34). Da die auslösenden Ursachen einer Migration i.d.R. sowohl aus objektiv zwingenden exogenen Faktoren als auch aus subjektiv unterschiedlich begründeten Entscheidungen besteht, ist hierbei weiters nicht erheblich, ob die Migrationsbewegungen freiwillig (z.B. aufgrund erhoffter besserer Ausbildungs- und Verdienstmöglichkeiten) oder unfreiwillig (z.B. aufgrund von Krieg) erfolgten (vgl. Han 2005: 9).

In den letzten Jahren sind Migrantinnen und Migranten zwar vor allem durch politische Diskussionen um Zuwanderung vermehrt in den Mittelpunkt gerückt, jedoch nicht im Hinblick auf deren ehrenamtliches Engagement. Dies lässt sich vermutlich darauf zurückführen, dass Migrantinnen und Migranten nach wie vor häufig als Adressaten/Adressatinnen von Hilfen der Organisationen im Bereich der Sozialen Arbeit gesehen werden. „Dass sie als Akteure ihren spezifischen Hilfebedarf selber zu definieren wissen und Hilfen selbst organisieren, wurde kaum gesehen und gewürdigt“ (Hoppe/ Huth 2002: 3).

⁵ Nach der revidierten Empfehlung der UN zur statistischen Erfassung der internationalen Migrantinnen und Migranten von 1998 werden all jene Personen zu Migranten und Migrantinnen subsumiert, welche zumindest ein Jahr lang den ständigen Wohnsitz von ihrem Herkunftsland in ein anderes Land verlegen.

Recherchen in Deutschland und Österreich zeigen, dass sich dieser fehlende Blickwinkel auch der Wissenschaft vorwerfen lässt, da auch diese das freiwillige Engagement von Migrantinnen und Migranten bisher kaum zum Gegenstand qualitativer oder quantitativer Forschung gemacht hat. Die dennoch vorhandenen wissenschaftlichen Ergebnisse aus Literatur und Forschung sollen im Folgenden skizziert dargestellt werden, um einen Überblick über den Ist-Stand, aber auch über Lücken erhalten zu können:

Susanne Huth nahm die wissenschaftliche Literatur und Forschungsprojekte innerhalb Deutschlands in Augenschein, die sich mit dem freiwilligen Engagement von Migrantinnen und Migranten der unterschiedlichen Einwanderergenerationen sowie von Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedlern beschäftigen. Insgesamt waren dies 32 deutschsprachige Forschungsprojekte und 49 Veröffentlichungen (ebd.: 14). Sie stellte dabei fest, dass vor allem Migrantenselbstorganisationen, aber auch das Selbsthilfepotential in Familien, Verwandtschaftsnetzwerken und in der Nachbarschaft im Mittelpunkt der Forschung stehen. „Das Engagement von Migrantinnen und Migranten in der Freiwilligenarbeit der Träger der Freien Wohlfahrtspflege dagegen bleibt weitgehend im Verborgenen“ (Huth 2003: 15). Jörg Reiner Hoppe trug durch seine Beobachtungsstudie zu einer wertvollen Ergänzung in diesem Bereich bei. Er untersuchte in drei Sozialräumen unterschiedlicher Größe und Struktur (Großstadt, Land, mittlere Kreisstadt; in drei unterschiedlichen Bundesländern Deutschlands) die Aktivitäten von freiwilligem Engagement von Migrantinnen und Migranten, wobei die Aufmerksamkeit vor allem der Partizipation, Gleichberechtigung und der autonomen Handlungsfähigkeit der Migrantinnen und Migranten galt. „Ausgangs- und Zielpunkt [war] die Überzeugung, dass sich freiwilliges Engagement nur in einem Klima von Akzeptanz und Anerkennung an Orten entwickeln kann, wo faktische Gleichberechtigung und aktive gesellschaftliche Teilhabe gegeben sind“ (Hoppe 2003: 24). Innerhalb der Sozialräume betrachtete er verschiedene Bereiche, in dem freiwilliges Engagement stattfindet.

Zum ersten Bereich *Familien und Nachbarschaft* konnten aufgrund verschiedener methodischer Probleme (z.B. Verständigung oder Vertrautheit) kaum Forschungsergebnisse gewonnen werden. Jedoch betonten alle Experten und Betroffenen, „dass es hier viel Engagement und Selbsthilfe gibt“ (ebd.: 25). Der zweite Untersuchungsbereich stellten die *Vereine und Selbstorganisationen* dar. Wie Huth statierte, werden hier Unterscheidungen zwischen herkunftshomogenen und – heterogenen Organisationen vorgenommen, aber auch, ob sich die Vereinigungen am Herkunftsland oder an der Aufnahmegesellschaft orientieren (vgl. Huth 2003: 15/16). Hoppe stellte weiterhin fest, dass die Vereine vor allem für alleinlebende Migrantinnen und Migranten (vor allem in der Anfangszeit) eine Art Familienersatz darstellte. Aus diesem Kontakt konnte ein soziales Netzwerk gebildet und gefestigt werden. Als Tätigkeiten innerhalb der Vereine werden

jene gezählt, „die als Vermittlung der eigenen Kulturgüter und der Weltanschauung anzusehen sind. Dazu gehören die Pflege der Heimatsprache, Gebräuche und Kulturgüter“ (Hoppe 2003: 26). In muslimischen Gruppierungen spielt in diesem Zusammenhang der Erhalt der eigenen Religion weiterhin eine zentrale Rolle. Zum Bereich der *Wohlfahrtsverbände und Kommunen* wurde erkannt, dass dort vor allem ältere Migrantinnen und Migranten angesiedelt sind und sich in einem Stamm von etwa 30 bis 50 Personen regelmäßig (ca. 2-3 Mal pro Woche) treffen. Die Gruppen sind in der Regel ethnisch sehr homogen und haben auch aufgrund der Häufigkeit des Zusammentreffens einen hohen inneren Zusammenhalt, als auch eine tiefe Vertrautheit (vgl. ebd.: 29). Die Recherche zum *Engagement in Ausländerbeiräten* zeigte leider wenig erfreuliche Ergebnisse: subjektiv wird hier die rechtliche Stellung und damit eng verbunden auch die Einwirkungsmöglichkeiten der Beiräte als sehr einschränkend erlebt, da sie vielfach kein Anhörungsrecht und kaum Einflussmöglichkeiten haben. Aufgrund dieser Situation haben die darin engagierten Migrantinnen und Migranten den Eindruck, „dass eine wirkliche politische Vertretung nicht gewollt ist. Sie fordern deshalb eine rechtliche Aufwertung, weil alle kommunalen Fragen auch immer Migrantinnen und Migranten betreffen“ (ebd.: 30). Dass es generell wenige Migrantinnen und Migranten gibt, die sich in diesem Bereich engagieren, bleibt als logische Folge zurück (vgl. ebd.: 31).

Auch in Österreich wurde im Zuge verschiedener Recherchen und Projekte (z.B. INVOLVE⁶, MEM-VOL) festgestellt, dass das Thema ehrenamtliches Engagement von Migrantinnen und Migranten kaum Gegenstand von Publikationen und Studien ist. Dies bestätigt auch der 1. Freiwilligenbericht in Österreich, auch wenn er positiv betont, dass durch die Mikrozensus-Zusatzbefragung im Jahr 2006 das freiwillige Engagement von Migrantinnen und Migranten erstmals statistisch erfasst wurde (vgl. Reinprecht 2009: 16). Auch im Rahmen der Österreichischen Migrationsforschung fand dieses Thema wenig Berücksichtigung. Bernhard Perchinig folgend lässt sich dies vor allem damit begründen, dass sich die Migrationsforschung in Österreich bisher eher der Erforschung der Migrationsströme und der Analyse der Auswirkungen der Migration auf Arbeits- und Wohnungsmarkt sowie auf das Schul- und Sozialsystem verschrieben hat. Hier wird ersichtlich, dass dies letztendlich dem politischen Paradigma folgt, Österreich sei kein Einwanderungsland (vgl. Perchinig 2003, zit. nach Grilz-Wolf/ Strümpel 2003: 21/22). Dennoch gibt es auch hier mittlerweile einzelne Publikationen, die erste Ergebnisse zu diesem Thema liefern, wie z.B. Studien von Christoph Reinprecht 1999, ZEMiT 2003, Margit Grilz-Wolf und Charlotte Strümpel 2003, Harald Waldrauch und Karin Sohler 2004 oder

⁶ Das europäische Austauschprojekt INVOLVE, an dem auch Österreich beteiligt war, brachte Forschungsergebnisse zur Situation der drittstaatsangehörigen Migrantinnen und Migranten in Österreich und speziell in Wien (vgl. Reinprecht/ Gapp 2006: 5/6).

Christoph Reinprecht und Patrizia Gapp 2006 (vgl. Reinprecht 2009: 142). Die Ergebnisse dieser Forschungen deuten darauf hin, dass ein großer Teil der stattfindenden Freiwilligenarbeit auch in Österreich informell sowie insbesondere im Kontext von Selbsthilfeorganisationen zu verorten ist. Migrantinnen und Migranten haben sich also selbst in den letzten Jahrzehnten eine Vielzahl von formellen und informellen Strukturen in Österreich geschaffen. „Allein in Wien gibt es rund 500 MigrantInnenvereine, wobei eine hohe Vereins- und Organisationsdichte bei MigrantInnen aus der Türkei und aus afrikanischen Ländern festzustellen ist“ (Grilz-Wolf/ Strümpel 2003: 16). Hierin ist wohl die Begründung zu finden, warum die zuvor genannten Studien meist zunächst damit beginnen, den Bestand an Migrantenselbstorganisationen (vor allem der türkischstämmigen Einwanderer und derer aus Ex-Jugoslawien) zu erfassen und zu beschreiben, um sich als zweites dann mit der Partizipation von Migrantinnen und Migranten auseinanderzusetzen. Weiterhin behandeln diese Publikationen vorrangig den Zusammenhang von Religion und Migration (vgl. ebd.: 21/22). Der Freiwilligenbericht Österreichs ergänzt dies mit der Aussage, dass mangels repräsentativer Erhebungen bisher jedoch weder das tatsächliche Ausmaß noch die verschiedenen Praktiken von Freiwilligenarbeit bekannt sind. Auch die

„Annahme, dass gesellschaftliche Teilhabe von soziologischen Kriterien wie Herkunft, Zuwanderungskontext, Geschlecht, Bildung und Berufsstatus abhängen, sich im Generationswechsel verändern und durch migrations- sowie integrationspolitische Rahmenbedingungen beeinflusst werden, warten auf empirische Fundierung“ (Reinprecht 2009: 143).

Werden die bisher vorhandenen Forschungsergebnisse zusammengefasst, lässt sich über die Migrantenselbstorganisationen in Österreich sagen, dass diese ebenfalls nach den dominierenden Organisationsprinzipien⁷ unterteilt sind. Sohler und Waldrauch zufolge, welche von Grilz-Wolf und Strümpel zitiert werden, findet weiterhin eine Unterteilung der nicht herkunftsspezifischen Organisationsprinzipien in Wien in Geschlecht, Alter oder Beruf und Bildung statt (vgl. Grilz-Wolf/Strümpel 2003: 16). Ferner konnten Good-practice-Beispiele des bürgerschaftlichen Engagements von Migrantinnen und Migranten bestimmten Schwerpunktbereichen zugeordnet werden. Diese sind 1) Bildung, 2) Kultur, Freizeit und Geselligkeit, 3) soziale Unterstützung und gegenseitige Hilfe, 4) Verbesserung des Zugangs zu professionellen Diensten und 5) politische Partizipation und Mitbestimmung. Diese Schwerpunktbereiche sind Mitte der 1990er Jahre entstanden, was (wiederum) darauf hindeutet, dass diesem Feld erst seit kurzem Beachtung geschenkt wird. Geographisch gesehen, finden sich diese Beispiele vorrangig in den Großstädten (vor allem in Wien). Großteils arbeiten dort hauptamtliche und ehrenamtliche Einheimische und Migrantinnen und Migranten zusammen (vgl. ebd.: 18).

⁷ Z.B. Verfährt der Verein/die Organisation nach dem Prinzip des eigenen Herkunftslandes oder nach der Zugehörigkeit zu einer ethnischen Minderheit? (vgl. Grilz-Wolf/ Strümpel 2003: 16)

3.2.1 Rahmenbedingungen für ehrenamtliches Engagement (von Migrantinnen/Migranten)

Das ehrenamtliche Engagement wird „durch die jeweilige Situation in verschiedenen Lebensphasen entscheidend geprägt“ (Rameder/ More-Hollerweger 2009: 6). Demnach sind z.B. die Ausbildung, eine vorhandene oder nicht vorhandene Erwerbsarbeit, die Familiengründung, Pensionierung usw. wichtige Rahmenbedingungen, die ein ehrenamtliches Engagement begünstigen oder verhindern können (vgl. ebd.: 6). So ist beispielsweise eine gewisse finanzielle Absicherung nötig, um sich überhaupt ehrenamtlich engagieren zu können, aber auch Verpflichtungen bzw. das Zeitausmaß einer Person spielt eine große Rolle beim Für und Wider. Nach Grilz-Wolf und Strümpel kann dies „bei MigrantInnen aufgrund erhöhter familiärer Verpflichtungen oder eine ablehnende Haltung der eigenen Familie zu bestimmten freiwilligen Tätigkeiten besonders ins Gewicht fallen“ (Grilz-Wolf/ Strümpel 2003: 26).

Wird der Entschluss zu ehrenamtlichem Engagement gefasst, sind die Organisationen nach adäquaten Rahmenbedingungen gefragt. Hier sind zunächst eine kulturelle Sensibilität und eine Niederschwelligkeit des Angebots besonders wichtig. Dies schließt auch ein, dass die Anforderungen nicht zu hoch sind und es auch möglich ist, sich in geringem Ausmaß engagieren zu können (vgl. ebd.: 27). Eine ausreichende Infrastruktur, wie z.B. geeignete Räumlichkeiten, EDV-Ausstattung, u.ä., aber auch die Bereitstellung von Informationen sind ebenfalls Rahmenbedingungen, die ehrenamtlich Engagierten gewährleistet werden sollten (vgl. Reinprecht/ Gapp 2006: 38/39).

Über die Einrichtungen hinaus ist eine Unterstützung und Anerkennung seitens der lokalen Politik und Verwaltung eine wichtige Rahmenbedingung für ehrenamtliches Engagement. Dies beginnt mit dem rechtlichen Rahmen. Hier stellen beispielsweise bestehende Restriktionen (vor allem für Asylbewerber/-innen), fehlende oder ungenügende sozial-rechtliche Absicherungen oder das Fehlen von öffentlicher Basisfinanzierung z.B. für Selbstorganisationen eine große Barriere für ehrenamtliches Engagement dar. Auch klare allgemeine Rahmenbedingungen (z.B. Kontaktpersonen in der Verwaltung), eine ausreichende Implementierung der Antidiskriminierungsrichtlinien der EU oder auch eine öffentliche Wertschätzung von ehrenamtlichem Engagement in der Gesellschaft stellen begünstigende und wichtige Rahmenbedingungen dar (vgl. ebd.: 23). Besonders für Migrantinnen und Migranten kann dies einen wichtigen Schritt zur Integration darstellen,

„da damit auch in der Öffentlichkeit das Zeichen gegeben wird, dass das Engagement der MigrantInnen wertgeschätzt wird und es ein öffentliches Interesse an diesem Engagement und an der Partizipation von Bürgern im allgemeinen und von jenen, die einen Migrationshintergrund haben im besonderen gibt“ (Grilz-Wolf/ Strümpel 2003: 27).

3.2.2 Wer engagiert sich ehrenamtlich?

Christine Spitzky fasst die Personengruppe, die sich im Gemeinwesen engagiert, wie folgt zusammen: Personen, „die aufgrund ihres Bildungshintergrunds, ihrer gesellschaftlichen Position und ihrer sozialen Kompetenz fähig sind sich zu organisieren, ihre Anliegen öffentlich zu machen und deshalb aktiv werden“ (Spitzky 2000: 39). Dies greift nochmals in zusammenfassender Form die individuellen Rahmenbedingungen des vorherigen Kapitels mit auf. Wie sich die Personengruppe der ehrenamtlich Engagierten (besonders im formellen Bereich) in Österreich statistisch darstellt, soll nun in diesem Kapitel geklärt werden. Hierfür werden zunächst alle in der Mikrozensus-Zusatzerhebung des Jahres 2006 ermittelten Daten zum formellen ehrenamtlichen Engagement bezogen auf die Grundgesamtheit (also die österreichische Bevölkerung insgesamt) vorgestellt. Anschließend wird auf die Gruppe der ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten im formellen Bereich eingegangen. Ein direkter Vergleich der prozentualen Werte (Grundgesamtheit – Migrantinnen/Migranten) ist jedoch unzulässig, da hierbei gewichtete (Grundgesamtheit) und ungewichtete Daten (Migrantinnen/Migranten) gegenübergestellt werden müssten. Daher kann bei den Daten, die Aufschluss über das ehrenamtliche Engagement von Migrantinnen und Migranten geben, nicht von repräsentativen Daten gesprochen werden, sondern „die Interpretation soll vielmehr Hinweise für weiterführende und vertiefende Forschungsfragestellungen liefern“ (Reinprecht 2009: 143). Auch wenn die Motivation für diese Masterarbeit nicht aus der Interpretation dieser Daten entstand, bildeten sie dennoch eine wichtige zu vergleichende Grundlage für die Analyse der Forschungsfrage dieser Arbeit.

Daten zum ehrenamtlichen Engagement bezogen auf die Grundgesamtheit Österreichs

Jedes Quartal werden in etwa 22.500 zufällig ausgewählte Haushalte in ganz Österreich befragt (www.statistik.at/web_de/frageboegen/private_haushalte/mikrozensus/index.html). Zu dieser regelmäßigen Stichprobenerhebung wurde im Winterquartal 2006 zusätzlich eine Mikrozensus-Zusatzerhebung durchgeführt, in der Personen nach ihrem freiwilligen Engagement in verschiedenen Tätigkeitsbereichen gefragt wurden, ohne genauer auf die Organisationen einzugehen (vgl. More-Hollerweger/ Sprajcer 2009: 30). Auf Basis dieser Daten konnte festgestellt werden, dass 44,8% (3,02 Mio.) der österreichischen Bevölkerung ab 15 Jahren formelle und/oder informelle Freiwilligenarbeit⁸ leisten. Davon sind 27,9% in der formellen Freiwilligenarbeit (also innerhalb Organisationen) tätig, 27,1% engagieren sich im Feld der informellen Freiwilligenarbeit (z.B. der Nachbarschaftshilfe) (vgl. Rameder/ More-Hollerweger

⁸ Innerhalb der Mikrozensus-Zusatzerhebung wird stets von ‚Freiwilligenarbeit‘ gesprochen, was der wörtlichen Übersetzung des englischen Ausdrucks „voluntary work“ bzw. „volunteer labour“ entspricht (vgl. Olk 1992, zit. nach More-Hollerweger/ Sprajcer 2009: 3).

2009: 51). Im Vergleich zum Jahr 2000 muss somit eine negative Veränderung der Beteiligungsquoten, welche den Anteil der Freiwilligen an der jeweiligen Grundgesamtheit in der Bevölkerung beschreiben, statiert werden:

	2000	2006	Veränderung
Formell (in mindestens einem Bereich formell)	29,8%	27,9%	- 6,4%
Informell (in mindestens einem Bereich informell)	30,1%	27,1%	- 10,0%
Gesamtbeteiligung	51,1%	43,8%	- 14,3%

Abb. 1: Vergleich der Beteiligungsquoten in den Jahren 2000 und 2006 (Quelle: Mikrozensus-Zusatzerhebung 2006, zit. nach Rameder/ More-Hollerweger 2009: 52).

Sowohl das formelle als auch das informelle ehrenamtliche Engagement fiel im Jahr 2006 geringer aus als sechs Jahre zuvor. Gemessen an der Gesamtbeteiligung lässt sich ein Rückgang von insgesamt Minus 14,3% feststellen.

Aufgeteilt in Tätigkeitsfelder der Freiwilligenarbeit, zeigt sich folgendes Bild:

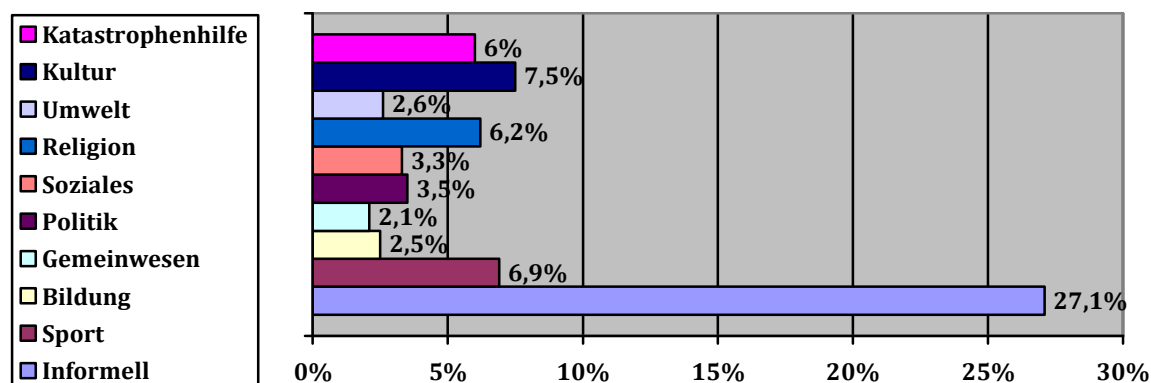


Abb. 2: Beteiligungsquoten und Anzahl der Freiwilligen nach Bereichen (Quelle: Mikrozensus-Zusatzerhebung 2006, zit. nach Rameder/ More-Hollerweger 2009: 52)

Im Feld des formellen ehrenamtlichen Engagements engagieren sich Österreicher/-innen mit 7,5% am häufigsten im Kulturbereich. Das kleinste Engagementfeld stellt das der Gemeinwesenarbeit dar. In diesem engagieren sich knapp 150.000 Freiwillige (2,1%). Im Gegensatz hierzu stellt der Bereich der informellen Freiwilligenarbeit mit 1,9 Millionen Österreicher/-innen (27,1%) das größte Engagementfeld dar (vgl. ebd.: 52).

Innerhalb der formellen Freiwilligenarbeit engagieren sich 57% Männer und 43% Frauen (vgl. ebd.: 57).

Bezogen auf das Alter bildet die Gruppe der 30 – 49-Jährigen mit 41% die engagierteste innerhalb des formellen ehrenamtlichen Engagements. Die 50 – 69-Jährigen machen den Anteil von 29% aus, die Gruppe der 15-30-Jährigen 24%. Die kleinste Gruppe bildet diejenige der über 70-Jährigen.

Interessant ist auch die bestehende positive Korrelation von Bildungsstatus und Beteiligung innerhalb des formellen ehrenamtlichen Engagements. Demnach ist in Österreich die Tendenz zu beobachten, dass Personen mit Pflichtschulabschluss als höchste abgeschlossene Ausbildung mit 19,4% die niedrigste Beteiligungsquote aufweisen, Personen mit einem Hochschulabschluss oder Absolventen/Absolventinnen von hochschulverwandten Lehranstalten dagegen mit 38,8% die höchste. Weiterhin wird in der Mikrozensus-Erhebung deutlich, dass Arbeitslose mit 17,1% die geringste Beteiligungsquote aufweisen, im Vergleich zu den beiden größten Gruppen Vertragsbedienstete (46,5%) und freie Dienstnehmer/-innen (47,3%) (vgl. ebd.: 60/61).

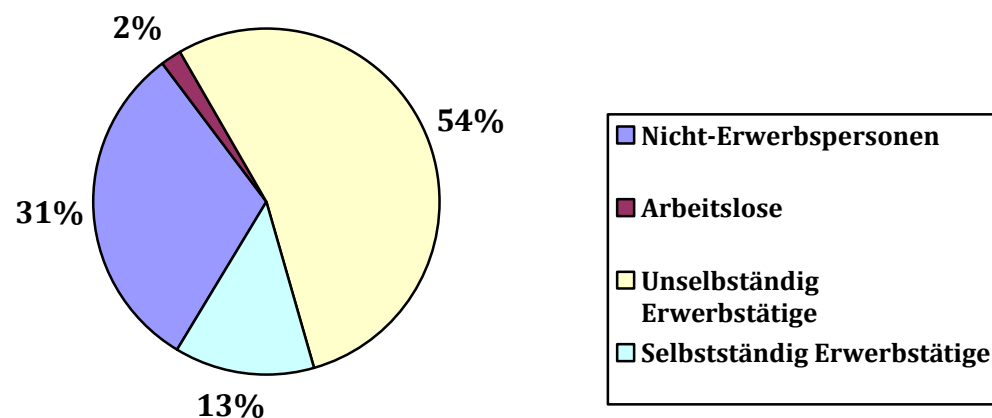


Abb. 3: Erwerbsstatus – Beteiligungsstruktur (Quelle: Mikrozensus-Zusatzerhebung 2006, zit. nach Rameder/ More-Hollerweger 2009: 60)

Wie in dieser Abbildung deutlich wird, bedeutet dies bezogen auf die Zusammensetzung der ehrenamtlich Engagierten im formellen Bereich, dass ca. 54% unselbständig erwerbstätig (z.B. Arbeiter/-innen, Angestellte, Vertragsbedienstete) und 13% selbstständig tätig sind. Ca. 1/3 der ehrenamtlich Engagierten sind nicht erwerbstätig (z.B. arbeitslos, haushaltsführend, Pensionisten/Pensionistinnen) (vgl. ebd.: 60/61).

Im Zusammenhang mit dem ehrenamtlichen Engagement von Migrantinnen und Migranten ist die österreichische Staatsbürgerschaft zu thematisieren. Hierzu wurde festgestellt, dass sich nur 18,8% der Personen ohne österreichische Staatsbürgerschaft innerhalb der formellen Freiwilligenarbeit engagieren, während jene mit österreichischer Staatsbürgerschaft deutlich häufiger im formellen ehrenamtlichen Engagement zu finden sind (28,9%) (vgl. ebd.: 61/62).

Hinsichtlich der Regelmäßigkeit des formellen freiwilligen Engagements stierte die Mikrozensus-Erhebung 2006 – wie in der nachfolgenden Abbildung deutlich wird - dass regelmäßige Tätigkeiten am häufigsten in den Bereichen Sport (53%), Soziales (51%) und Kultur (49%) stattfinden. „Im Gegensatz dazu gibt in den Bereichen Bildung (64%), Gemeinwesen (60%) und Umwelt (56%) über die Hälfte der Freiwilligen an, dass ihre Tätigkeiten zeitlich begrenzt sind“ (ebd.: 64), z.B. in Form von Projekten.

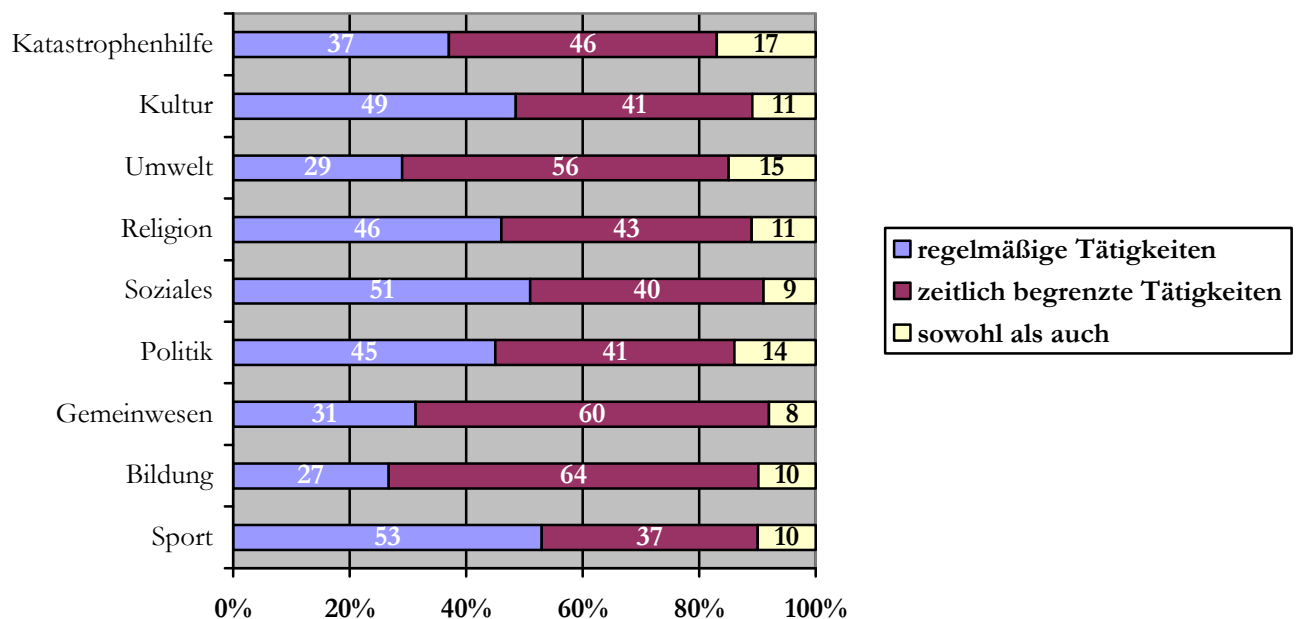


Abb. 4: Regelmäßigkeit im formellen freiwilligen Engagement nach Bereichen (Quelle: Mikrozensus-Zusatzerhebung 2006, zit. nach Rameder/ More-Hollerweger 2009: 64)

Weiterhin engagieren sich viele Freiwillige in mehreren Organisationen, Tätigkeitsbereichen und/oder sowohl innerhalb des formellen als auch des informellen ehrenamtlichen Engagements (vgl. ebd.: 64/65).

Zusammenfassend lässt sich zum formellen ehrenamtlichen Engagement in Österreich sagen, dass die Freiwilligenarbeit von vielen soziodemografischen Faktoren beeinflusst wird. Bevölkerungsgruppen, die sozial besser gestellt sind und über andere Aktivitäten bereits in soziale Netzwerke eingebunden sind, finden generell besseren Zugang zum ehrenamtlichen Engagement. Die Erwerbsarbeit und der Bildungsgrad spielen weiterhin eine besonders wichtige Rolle.

Daten zum ehrenamtlichen Engagement von Migrantinnen und Migranten im deutschsprachigen Raum

Um im Datensatz der Mikrozensus-Zusatzerhebung 2006 auch eingebürgerte Migrantinnen und Migranten mit berücksichtigen zu können, wurde eine Auswertung nach Geburtsland vorgenommen. Demnach wurde zwischen „Personen österreichischer Herkunft, im ehemaligen Jugoslawien und in der Türkei geborene Personen, Personen aus einem EU-15-Land sowie

Personen aus einem neuen Mitgliedsland (ohne Slowenien)“ (Reinprecht 2009: 143) unterschieden.

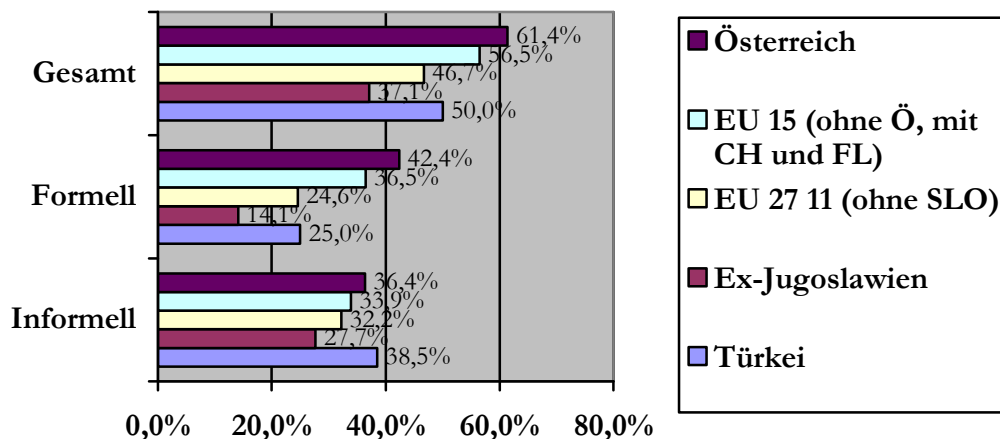


Abb. 5: Beteiligungsquoten an der Freiwilligenarbeit (formell und informell) nach Geburtsland (Quelle: Mikrozensus-Zusatzerhebung 2006, zit. nach Reinprecht 2009: 144).

Wie in der Abbildung 5 ersichtlich wird, gaben 61,4% der in Österreich gebürtigen Befragten an, sich in einer Form ehrenamtlich zu engagieren, 56,5% aus einem EU-15-Land, 46,7% aus einem neuen EU-Mitgliedsland und 37,1% aus dem ehemaligen Jugoslawien Stammende. Auf Personen, die in der Türkei geboren sind, trifft dies sogar auf jede/n zweite/n der Befragten zu. Aus diesen Informationen lässt sich jedoch nicht schließen, dass die nicht in Österreich gebürtige Bevölkerung tendenziell weniger ehrenamtlich aktiv sei (vgl. ebd.: 144).

Beim Merkmal Geschlecht ließ sich entgegen klischeehaften Vorstellungen ein ausbalanciertes Verhältnis von Männern und Frauen feststellen. Dies trifft laut der Befragung vor allem auf Befragte aus den Herkunftsländern der Arbeitsmigration zu, die sich im formellen Bereich engagieren (vgl. ebd.: 144).

„Die empirische Beobachtung, dass die Bereitschaft zu ehrenamtlichen Tätigkeiten mit höherer Bildung steigt (sowie mit dem sozio-ökonomischen Status korreliert), reproduziert sich auch für die Befragten mit Migrationshintergrund“ (ebd.: 145). Dies bestätigte auch die Recherche zum freiwilligen Engagement von Migrantinnen und Migranten, die vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) Deutschland durchgeführt wurde (vgl. Hoppe/Huth 2002: 30).

Die Repräsentativbefragung von Dirk Halm und Martina Sauer 2005 statiert, dass neben der Bildung auch die längere Aufenthaltsdauer in Deutschland und der berufliche und finanzielle Hintergrund die Beteiligungsquote begünstigt. Besser eingebundene Migrantinnen und Migranten in diesem Sinne engagieren sich demnach häufiger als jene, die weniger gut in die Gesellschaft integriert sind. So wurde festgestellt, dass 64% der türkeistämmigen Migrantinnen und Migranten

in Vereinen, Verbänden, Gruppen oder Initiativen aktiv sind, vor allem in türkischen Vereinen und Gruppen (vgl. Halm/ Sauer 2005: 3).

Bezüglich der Tätigkeitsfelder zeigte sich in dieser Zielgruppe eine Dominanz zu ehrenamtlichem Engagement in kultur- und freizeitbezogenen Aktivitäten, aber auch im religiösen (vor allem von aus der Türkei Stammenden) und im Sportbereich (vor allem aus Ex-Jugoslawien). „Traditionelle Einsatzbereiche wie Rettungsdienste, soziale Dienste oder gemeinwesenbezogene und politiknahe Freiwilligenarbeit werden von Personen mit Migrationshintergrund hingegen kaum genannt“ (Reinprecht 2009: 145). Auch der Finalbericht des INVOLVE-Projekts stattierte, dass sich Migranten und Migrantinnen am seltensten in den Bereichen Arbeitsmarktpolitik und Bildungsarbeit engagieren. Wenn sich Migrantinnen und Migranten politisch engagieren, findet dies vor allem in der politischen Partizipation, vor allem im Bereich der migrantischen Selbstorganisation statt (vgl. Grilz-Wolf/ Strümpel 2003: 18). „Die Beteiligung in interkulturellen und deutschen Vereinigungen ist dann höher, wenn hier gemeinsame Anliegen und Interessen berührt werden, beispielsweise in der politischen und beruflichen Interessenvertretung, im Sport oder bei Aktivitäten am Wohnort“ (Huth 2011: 209). Zusammenfassend lässt sich dokumentieren, dass sich Migrantinnen und Migranten jedoch am häufigsten informell im Bereich der (gegenseitigen) Nachbarschaftshilfe und in ihren ethnischen Gemeinschaften engagieren. Dabei ist vor allem die Bewältigung der eigenen Situation bzw. der Situation der Gruppe Motivation für ehrenamtliches Engagement (vgl. ebd.: 210).

3.2.3 Motive für ehrenamtlich Engagierte (mit und ohne Migrationshintergrund)

Jedes Individuum verfügt über individuelle Ressourcen gemäß der jeweiligen Lebenssituation gemachten Erfahrungen und der darauf aufbauenden Kompetenzen zur individuellen Lebensbewältigung und –gestaltung. Diese macht – wie es auch der Haltung des Fachpersonals der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit entspricht – sie zu Experten und Expertinnen ihrer Lebenswelt (vgl. Stock 2003: 233). In dieser Lebenswelt gibt es nach Huth grundsätzlich spezifische Anlässe, warum sich Migrantinnen und Migranten engagieren. Hierzu nennt sie

- „ungedekte Bedarfe,
- Suche nach Geselligkeit und einem Stück Heimat,
- Ausübung der Religion,
- Schaffung von Begegnungsmöglichkeiten,
- Übernahme von Verantwortung für Bildung, Erziehung und sozialen Umgang von Kindern und Jugendlichen,
- Erweiterung von gesellschaftlichen Beteiligungschancen für Migrantinnen und Migranten und politische Interessenvertretung“ (Huth 2011: 210).

In der Lebenswelt finden sich auch individuelle Problemlagen, worin oftmals das Bedürfnis nach Engagement entspringt: Lothar Stock zufolge engagieren sich insbesondere benachteiligte Bevölkerungsgruppen vorrangig bei unmittelbar eigener Betroffenheit von der Thematik (vgl. Stock 2003: 233). Dies wird ebenso durch das Freiwilligen-Survey Deutschlands 2009 für ausländische Vereine bestätigt, bei welchen das Motiv ‚eigene Probleme lösen‘ mit an vorderer Stelle liegt. „Diese eigenen Probleme sind ganz handfeste: einen Ort für die eigene Existenz auf der Welt zu finden, Akzeptanz und Anerkennung, Schutz und Sicherheit und die eigene Identität und Würde bewahren zu können“ (BMFSFJ 2009: 32). Hier kann gleich ein erster Unterschied zwischen ehrenamtlich engagierten Migrantinnen/Migranten und derjenigen der Einheimischen dokumentiert werden: dieses Motiv steht bei deutschen Freiwilligen an vorletzter Stelle.

Auch die Mikrozensus-Zusatzerhebung 2006 stellt Unterschiede in den Motiven von Österreicher/-innen und Migrantinnen/Migranten fest, indem zunächst die 14 genannten Motive der gesamten österreichischen Bevölkerung vorgestellt werden und anschließend die Gruppe der ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten nochmals herausgefiltert wird: So wurde von der österreichischen Bevölkerung das Motiv ‚Spaß‘ mit 64%⁹ am häufigsten in der Kategorie ‚voll und ganz‘ genannt, dicht gefolgt von dem Motiv ‚anderen helfen‘ (58%). In der Reihenfolge der Häufigkeit der Zustimmung fielen weiterhin die Motive ‚Menschen treffen/Freunde gewinnen‘ (49%), ‚die Möglichkeit, dazuzulernen‘ (43%), ‚hilft, aktiv zu bleiben‘ (43%), ‚eigene Fähigkeiten/Kenntnisse einbringen‘ (41%), ‚Möglichkeit, Erfahrungen zu teilen‘ (40%), ‚erweitert die Lebenserfahrung‘ (38%), ‚damit mir geholfen wird, wenn ich Hilfe benötige‘ (38%), ‚nützlich für das Gemeinwohl‘ (34%), ‚für eine wichtige Sache engagieren‘ (31%), ‚bringt gesellschaftliche Anerkennung‘ (21%), ‚hilft für den eigenen Beruf‘ (9%) und ‚hilft, einen bezahlten Job zu finden‘ (3%). Zählt man die Angaben ‚voll und ganz‘ und ‚eher schon‘ zusammen, stimmen dem Motiv der gesellschaftlichen Anerkennung trotzdem nur etwa die Hälfte der Befragten (53%) zu (vgl. Rameder/ More-Hollerweger 2009: 53).

In der Gruppe der ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten, wobei auch hier die geringe Stichprobengröße zu beachten ist, dominierte das Bedürfnis, anderen zu helfen, sowie soziale Motive, wie z.B. neue Kontakte aufbauen bzw. Freunde/Freundinnen finden (vgl. Reinprecht 2009: 145). Das deutsche Freiwilligen-Survey untermauert diese Nennung, indem auch hier festgestellt wird, dass die Hilfe für andere selbstverständlich ist und „bei Migrantinnen und Migranten eine größere Rolle als in der von Individualismus bestimmten Kultur der hochindustrialisierten Länder“ (BMFSFJ 2009: 32) spielt. In dieser Aussage findet sich wohl auch

⁹ Bei der Befragung wurden die Antworten den Kategorien ‚voll und ganz‘, ‚eher schon‘, ‚eher nicht‘ und ‚überhaupt nicht‘ zugeordnet. Zur Darstellung der genannten Motive wurden ausschließlich die prozentualen Angaben der Kategorie ‚voll und ganz‘ miteinander verglichen.

die Begründung für die deutlich geringere Rolle, die Motive wie die Erweiterung der eigenen Lebenserfahrung, die Möglichkeit, Neues zu lernen oder Spaß haben, vor allem für Angehörige der Arbeitsmigration spielen (vgl. Reinprecht 2009: 146).

Auffallend ist bei dieser Zielgruppe weiterhin, dass das Motiv ‚gesellschaftliche Anerkennung‘ eine wesentlich größere Rolle spielt als bei den Einheimischen (80% der aus der Türkei Stammenden und 64% der aus Ex-Jugoslawien Stammenden gaben dieses Motiv an) (vgl. Reinprecht 2009: 146). Nach dem Freiwilligensurvey Deutschlands geht es hierbei um eine Anerkennung grundsätzlicher Art: um eine „rechtliche Anerkennung, Anerkennung als Mensch mit Aufenthaltsrecht und nicht als Abschiebeobjekt, Anerkennung als Arbeiter mit Vertretungsrechten, Anerkennung als Mensch mit einer bestimmten Religion“ (BMFSFJ 2009: 32). Auch statiert die Mikrozensus-Erhebung 2006, dass das ehrenamtliche Engagement für Migrantinnen und Migranten oftmals mit der Hoffnung, einen Job zu finden, verbunden ist (15 % Ex-Jugoslawien, 8 % Türkei) (vgl. Reinprecht 2009: 146).

3.3 Funktionen des ehrenamtlichen Engagements

Im Zusammenhang mit dem ehrenamtlichen Engagement werden Leistungen genannt, „die den sozialen, kulturellen, politischen und ökologischen Zusammenhalt und die wechselseitige Unterstützung von Menschen fördern“ (Meyer et al. 2009: 18). Diese Leistungen lassen sich sowohl in ökonomischen Parametern darstellen, aber umfassen auch symbolische Dimensionen, wie z.B. Ehre, Status und Einsatzbereitschaft. Auch besitzt das ehrenamtliche Engagement ein hohes Lern- und Sinnstiftungspotenzial für die Akteurinnen und Akteure. Damit sind ehrenamtliche Tätigkeiten (ebenso wie die Erwerbsarbeit oder familiäre Arbeit) ein wichtiger Teilbereich gesellschaftlicher Wertschöpfung und leistet darüber hinaus einen Beitrag zu soziokultureller Integration und zu einer Veränderung der Gesellschaft (vgl. ebd.: 18). Aus sozialpolitischer Sicht sind diese Funktionen (vor allem z.B. die Förderung der wirtschaftlichen Wertschöpfung) jedoch auch kritisch zu hinterfragen,

„einerseits im Hinblick auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit, mit der wesentliche Konsequenzen für die soziale Sicherung verbunden sind. Andererseits stellt auch die Verteilung verschiedener Formen ehrenamtlicher Arbeit ein potenzielles Feld für Benachteiligung dar“ (ebd.: 18).

Im Folgenden sollen vier Funktionen, die dem ehrenamtlichen Engagement zugesprochen werden, vorgestellt und diskutiert werden:

Funktion 1: Beitrag zur Wirtschaft

Das ehrenamtliche Engagement, das als eine Leistung für andere definiert wird, hat einen ökonomischen Wert. Dies lässt sich in Kennzahlen darstellen und in Euro bewerten (z.B. indem

die Arbeitsstunden der ehrenamtlich Engagierten herangezogen werden, um daraufhin die Vollzeitäquivalente an Personal zu berechnen) (vgl. ebd.: 19). Damit übernimmt die Diskussion um den Produktionswert von ehrenamtlicher Arbeit zwei wesentliche Funktionen: 1) Sie ermöglicht die Vergleichbarkeit mit anderen wirtschaftlichen Leistungen, 2) sie wirkt sich positiv auf die Berechnung der ökonomischen Leistungsfähigkeit aus (vgl. Hollerweger 2000: 49/50). Dies bringt einerseits methodische Probleme mit sich: Im formellen Bereich gibt es kaum Aufzeichnungen über ehrenamtliche Tätigkeiten, das zeitliche Ausmaß oder gar über die Anzahl der ehrenamtlich Engagierten innerhalb der Organisationen. Dies lässt sich auf die fehlende vertragliche Bindung zurückführen. Noch schwieriger wird dies natürlich im informellen Bereich. Demnach ist ehrenamtliche Arbeit auch schwer wahrnehmbar, wodurch eine gesellschaftliche Wertschätzung oftmals ausfällt.

Auch drängen sich Bewertungsprobleme auf: Hier stellt sich die Frage, nach welchem Kriterium ehrenamtliche Arbeit bewertet werden soll.

„Ist beispielsweise ehrenamtliche Arbeit höher qualifizierter Personen mehr wert als jene weniger qualifizierter Personen? Erhöhen lediglich Qualifikationen, die auch unmittelbar für die ehrenamtliche Tätigkeit relevant sind, deren Wert, oder gilt dies auch für andere Qualifikationen?“ (ebd.: 50)

Aktuell gibt es zwei Methoden der Bewertung, die nur aufgezählt, jedoch nicht näher beschrieben werden sollen: 1) Das Heranziehen des Lohnsatzes der Marktalternative oder 2) das Opportunitätskostenprinzip (vgl. ebd.: 50/51). Beide bringen Vor- und Nachteile, jedoch keine Lösung des Bewertungsproblems mit sich.

Und nicht zuletzt muss das Problem aus sozialpolitischer Perspektive, das sich hierbei bildet, benannt werden: besonders in Zeiten knapper Budgets im Sozialbereich wird die ehrenamtliche Arbeit als Alternative zu staatlichen Leistungssystemen vorgestellt (vgl. Meyer et al. 2009: 19), wodurch sich der Staat geschickt (und kostengünstig) aus der Verantwortung zieht. Ein Beispiel hierfür sind die Tafeln in Deutschland¹⁰, welche Lebensmittel an Bedürftige gegen ein geringes Entgelt ausgeben. Diese Entwicklung beschreibt Christoph Butterwegge als Re-feudalisierung, „weil Privatwohlthätigkeit und Almosenverteilung an die Stelle von rechtlichen Ansprüchen treten“ (Hamburger 2011: 325). Die mögliche negative Konsequenz dieser wichtigen Hilfe muss deshalb stets mitbedacht und –diskutiert werden, um langfristig – parallel - eine strukturelle Veränderung und damit eine tatsächliche Verbesserung der Situation der Hilfesuchenden ermöglichen zu können.

¹⁰ Vgl. Die Tafeln. Essen, wo es hingehört (o. J.): Willkommen beim Bundesverband Deutsche Tafel e.V.! Online im Internet: <http://www.tafel.de/> [Zugriff am: 02.06.2012]

Funktion 2: Produzent von Sozialkapital

Besonders in den Zeiten der Individualisierung, Verstärkung, wachsender Flexibilität und Mobilität wird soziale Unterstützung und soziales Miteinander gesucht. Auf diese Weise werden Lebensmöglichkeiten realisiert und Belastungen reduziert, die bspw. bei Einsamkeit entstehen können. Die sozialen Netzwerke, wie z.B. Verwandte, Freunde/Freundinnen, Kollegen/Kolleginnen oder Bekannte, können solche Funktionen (neben den klassischen Netzwerken wie Familie oder Nachbarschaft) erfüllen. Auf diesem Weg kann der Mensch etwas entwickeln, was Pierre Bourdieu unter den Begriff Sozialkapital fasste: „die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind“ (Bourdieu 1983, zit. nach Meyer et al. 2009: 22). Auch die Zugehörigkeit kann als Ressource aufgefasst werden, wodurch der/die Akteur/-in für sich selbst, aber auch für andere Mitglieder der Gruppe positive Auswirkungen erzielen kann. Sebastian Braun nimmt hierzu an, dass aufgrund der interaktiven Prozesse, die sich im Rahmen des

„bürgerschaftlich entstandenen und getragenen Sozialsystems – freiwillige Vereinigungen wie Vereine, Projekte, Initiativen oder Netzwerke – permanent abspielen würden, etablierte sich in diesen Interaktionsfeldern der assoziativen Lebenswelt eine besondere Wertsphäre, in der die Engagierten weit reichende bürgerschaftliche Kompetenzen und Dispositionen wie z.B. soziales Vertrauen und Reziprozitätsnormen erwerben bzw. aufbauen würden („Sozialisationsannahme““ (Braun 2011: 58).

Diese erworbenen Kompetenzen und Dispositionen können ehrenamtlich Engagierte wiederum auf andere Lebensbereiche übertragen (vgl. ebd.: 58). Das ehrenamtliche Engagement ist damit sowohl für den Einzelnen, als auch für das Kollektiv gewinnbringend. Ob dies jedoch benachteiligte Kollektive der Gesellschaft grundsätzlich einschließt, bleibt fraglich (vgl. Meyer et al. 2009: 22): Das ehrenamtliche Engagement enthält zwar aufgrund der Individualisierung die Chance, den eigenen Lebenszusammenhang stärker mitbestimmen und mitgestalten zu können, der Grad des Engagements bleibt jedoch vom sozioökonomischen Status abhängig. Daher fehlt es sozioökonomisch unterprivilegierten und gesellschaftlich marginalisierten Gruppen oftmals an Möglichkeiten (vgl. Heck 2003: 384).

Funktion 3: Partizipation

Mit dem Begriff Partizipation ist eine Ausgestaltung des Mitwirkungsrechts gemeint, die „von der bloßen Anhörung und Konsultation über die Mitbestimmung bis zur Mitgestaltung im Sinne der Umsetzung von Entscheidungen und Projekten“ (Roth 2011: 78) reichen kann. In jedem Fall geht es hier um ein ‚Mit‘, also um ein gemeinsames Handeln von mehreren Beteiligten, was die Anerkennung einer Pluralität von Sichtweisen, Bedürfnissen und Interessen einschließt,

„die in den Partizipationsprozess Eingang finden und dort ausgehandelt werden sollen. Es geht dabei nicht nur um das „Wer“, sondern auch um das „Wie“, nicht nur um die Zulassung oder Einladung zur Beteiligung, sondern um deren konkrete Ausgestaltung durch Rechte, Regeln und Verfahren“ (ebd.: 79).

Eine solche Partizipation, die als Mitwirkung verstanden wird, setzt eine Anerkennung von Zugehörigkeiten voraus. Es gibt in unserer Gesellschaft jedoch Bevölkerungsgruppen, denen Zugehörigkeit, Anerkennung und damit Partizipation lange verweigert wurde bzw. immer noch verweigert wird, wie z.B. Frauen, Migrantinnen/Migranten, Jugendliche, Menschen mit Behinderungen, usw. (vgl. ebd.: 78/79).

Innerhalb des Raums des ehrenamtlichen Engagements scheint eine solche Zugehörigkeit jedoch möglich zu werden. Dies berichteten verschiedene Befragte ehrenamtlich engagierte Migrantinnen und Migranten im Rahmen der Feldstudie des INVOLVE-Projekts. Sie bestätigten, dass die Vereine Zugehörigkeit und kulturelle Identität konstruieren und diese aufrechterhalten, indem Bindungen an das Herkunftsland bzw. an die kulturellen Traditionen und Sitten gelebt und gepflegt werden. Weiterhin schrieben sie den Vereinen und Organisationen sowohl eine Schutz-, als auch eine Unterstützungs- und Orientierungsfunktion bei der Bewältigung des Lebensalltags zu. Auf diese Weise würden sie auch dazu beitragen, soziale Barrieren und ökonomische Benachteiligungen zu kompensieren (vgl. Reinprecht/ Gapp 2006: 19). Grilz-Wolf und Strümpel zufolge ist die Zugehörigkeitsfrage jedoch keineswegs nur ein auf eine Fremdzuschreibung basierender Vorgang. Ganz im Gegenteil erhalten Migrantinnen und Migranten durch die Mitgestaltung die Möglichkeit, „sich als Person bzw. Gruppe einzubringen, aktiv mitzuarbeiten und nicht lediglich der Gegenstand von Integrationsbemühungen zu sein“ (Grilz-Wolf/ Strümpel 2003: 23).

Zusammenfassend ist zu postulieren, dass das ehrenamtliche Engagement zweifelsohne ein Raum ist, in dem Zugehörigkeiten geschaffen werden können, was eine bedeutende Voraussetzung für Partizipation darstellt. Dennoch bleibt fraglich, ob es ein Raum ist, in dem Partizipation im vorgestellten engen Sinne gänzlich ermöglicht werden kann (oder will). Dies lässt sich nicht zuletzt an der Form des Engagements heutiger Förder- und Aktionsprogramme begründen, welche eher als Top-Down-Programme zu sehen sind (beispielsweise im Vergleich zu traditionellen Nachbarschaften, die nach einer Bottom-Up-Strategie verfahren). Damit es gelingt, die gesellschaftlichen Ressourcen zu fördern und zu nutzen, muss Partizipation als wesentliches Element des ehrenamtlichen Engagements berücksichtigt werden. Langfristig fordert dies eine Informations- und Entscheidungsteilhabe, eine echte politische Mitbestimmung (nicht nur kleinräumige Verantwortungsübernahme ohne übergeordnete Gesellschaftskritik) und ein Wandel von einer Top-Down- hin zu einer Bottom-Up-Strategie (vgl. Teske 2011: 588).

Funktion 4: Integration

Die Frage der Partizipation und Zugehörigkeit führt direkt zur Frage der Integration, da laut Michael Meyer et al. eine positive Korrelation von Partizipation und Integration besteht: Ihnen zufolge fördern eine verstärkte Teilhabe innerhalb der Zivilgesellschaft sowie eine verstärkte Beteiligung in organisierten sozialen Netzwerken die Integration (vgl. Meyer et al. 2009: 22). Aber auch umgekehrt setzt die Mitgestaltung eines Gemeinwesens ein wechselseitiges Zugehörigkeitsgefühl zu diesem Gemeinwesen voraus. Demnach bedingen sich gesellschaftliche Teilhabe und Integration: „Je besser man integriert ist, umso eher beteiligt man sich und je mehr man sich beteiligt, umso besser gelingt die Integration“ (Huth 2011: 212).

Nach Huth kann ehrenamtliches Engagement maßgeblich zur gesellschaftlichen Integration von Familien mit Migrationshintergrund beitragen. Besonders das gemeinsame Engagement von Migrantinnen/Migranten und der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund besitzt Integrationswirkungen, „da es soziale Beziehungen und das gemeinsame Bearbeiten von Interessen und Anliegen erlaubt“ (ebd.: 213). In jedem Fall ist das ehrenamtliche Engagement ein Lernort für alle Akteure/Akteurinnen. Für ehrenamtlich engagierte Migrantinnen und Migranten haben die Kenntnisse und Fähigkeiten, die sie in diesem Setting erlangen, für die Partizipation und Integration eine zentrale Bedeutung. So statiert Huth, dass ehrenamtliches Engagement einen Beitrag 1) zu kultureller Integration leistet, indem das Setting den Erwerb des nötigen (Alltags-) Wissens ermöglicht und Kompetenzen hinsichtlich kultureller Konventionen, Regeln und Fertigkeiten und der Sprache eröffnet. Hier kommt dem ehrenamtlichen Engagement also auch eine Vermittlungsfunktion zu. 2) Zu struktureller Integration, indem in diesem Rahmen erlernte Kompetenzen ins Erwerbsleben transferiert werden können. Weiterhin hat das ehrenamtliche Engagement Auswirkungen auf Aus- und Weiterbildungen und auf die berufliche Positionierung. 3) Zu sozialer Integration, indem sich im ehrenamtlichen Engagement – wie bereits erwähnt - Gelegenheiten für soziale Kontakte und Interaktionen mit der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund ergeben und 4) zu emotionaler Integration, da die (gemeinsamen) Engagementaktivitäten Zugehörigkeitsgefühle zur Gesellschaft stiften, und zwar durch Anerkennung und Übernahme von Verantwortung (vgl. ebd.: 214).

4. Anerkennung – ein Element oder das Herzstück des ehrenamtlichen Engagements?

Ist die Anerkennung seiner selbst und von Anderen existenziell notwendig? Oder ist es ein wichtiges Element, das im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements ermöglicht werden kann? Ein erster Versuch einer Antwort soll mit Judith Butler geleistet werden. Sie geht zunächst davon aus, dass das Du konstitutiv für das Ich ist, was in folgender Aussage deutlich wird: „Das >Ich<, das ich bin, [ist] ohne dieses >Du< gar nichts (...)“ (Butler 2003: 92). Die Subjekte sind demnach also aufeinander angewiesen, um existieren zu können. Schon in der Primärbeziehung Eltern-Kind ist das Kind darauf angewiesen, berührt, bewegt, gefüttert und angesprochen zu werden, um ein Ich bilden zu können: „Alle diese Eindrücke sind Zeichen einer bestimmten Art, Zeichen, die auf der Ebene meiner Ich-Bildung etwas verzeichnen (...). Es sind Zeichen eines Anderen (...), Spuren, aus denen schließlich ein Ich hervorgehen wird“ (ebd.: 85). Ausschlaggebend für die (soziale) Existenz ist nach Butler die Anrede eines Anderen. In diesem Konzept der *Anrufung* finden sich die Argumente für eine Theorie der Anerkennung: erst indem ich angesprochen bzw. beim Namen gerufen werde, werde ich aufgenommen und angenommen. Da wir Menschen uns niemals gänzlich gleich sind – wir suchen auch immer „ein *Du*, das in seiner Einzigartigkeit wahrhaft ein Anderer ist“ (ebd.: 46) – hält uns ein stetes Begehren an, wissen zu wollen, wer der Andere ist, auch wenn diese Frage niemals gänzlich beantwortbar ist. Dies liegt nach Butler an der eigenen Undurchsichtigkeit und damit Unerfassbarkeit, wodurch der Einzelne eingestehen muss, „dass wir auch von Anderen nichts anderes erwarten können“ (ebd.: 55). Nach Butler gibt mir jedoch genau „meine eigene Undurchsichtigkeit für mich selbst (...) die Fähigkeit (...), anderen eine gewisse Art von Anerkennung zu verleihen“ (ebd.: 54).

Trotz dieser Grenze spricht bis hierhin also alles dafür, dass die Anerkennung existenziell ist und somit auch das Herzstück des ehrenamtlichen Engagements bildet. Doch denkt man diese Essentialität weiter und die Anrufung durch Andere ist für das Erlangen einer (sozialen) Existenz entscheidend, bedeutet dies umgekehrt, dass das Subjekt, das nicht angerufen wird, also eine Nichtanerkennung erfährt, nicht (sozial) existieren kann. Diese Entscheidung über Nichtanerkennung erfolgt nach Butler über soziale Normen (kultureller Wissensvorrat), „die nicht alleine meine Normen [sind]“ (ebd.: 34). Dieser determinierte Rahmen gibt also einerseits vor, was ich sein kann, andererseits legt er fest, wer Anerkennung erhält und warum (vgl. Mihçiyazgan 2006: 10). Auf diese Weise dekonstruiert Butler den essentialistischen Anerkennungsbegriff wieder und stellt ihn stattdessen als eine ethische Sphäre dar, in welcher die

stetige Neugier am Anderen niemals versiegen darf, aber welche auch Grenzen enthält, die stets mit bedacht werden müssen.

Das ehrenamtliche Engagement, in dem Anerkennung stattfinden kann, ist also ein Möglichkeitsraum. Dies stellt sich in den folgenden drei Theorien durch unterschiedliche Perspektiven dar: Zunächst soll die Anerkennungstheorie des Sozialphilosophen Honneth vorgestellt werden, der drei Dimensionen aufzeigt, in welchen Anerkennung möglich ist. Dabei betrachtet er auch die darin liegenden Grenzen. Anschließend geht Eva Borst auf die Perspektive der Anerkennung in der Sozialpädagogik ein, wobei auch sie die bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Gesellschaft mit einschließt. Und schließlich wird durch Ursula Mihçiyazgan das Thema Migration einbezogen, indem sie ihr Konzept einer Anerkennung der Andersheit vorstellt. Mit starkem Bezug auf Butler betrachtet sie ebenfalls den normativen Horizont unserer Gesellschaft näher und zeigt abschließend auf, wie eine Einheit in der Vielfalt trotzdem denkbar ist.

4.1 Ein sozialphilosophischer Anerkennungsbegriff

Auf Grundlage des Anerkennungsmodells von Georg Wilhelm Friedrich Hegel entwickelte Honneth eine Gesellschaftstheorie. Auch Hegel ging bereits von einem „Kampf der Subjekte um die wechselseitige Anerkennung ihrer Identität“ (Honneth 1994: 11) aus, der durch sich stets wiederholende Konflikte zum Ausdruck kommt und das Ziel verfolgt, einen Zustand von kommunikativ gelebter Freiheit zu erreichen. Honneth schließt sich der Kampfmetapher der Anerkennung an und stellt die reziproke Anerkennung als Grundsatz für seine Gesellschaftstheorie auf, „weil die Subjekte“ seiner Ansicht nach „zu einem praktischen Selbstverhältnis nur gelangen können, wenn sie sich aus der normativen Perspektive ihrer Interaktionspartner als deren soziale Adressaten zu begreifen lernen“ (ebd.: 148). Honneth kritisiert jedoch an Hegel, dass er die Gefühlsebene vernachlässigt habe. „Denn im Mittelpunkt des Kampfes um Anerkennung stehe nicht mehr die Angst, die eigene Selbstbehauptung gegenüber dem Anderen zu verlieren (...), sondern die Befürchtung, vom Anderen ignoriert, *missachtet* zu werden“ (Dungs 2006: 81). Infolgedessen hebt Honneth hervor, dass das Ziel des Kampfes die Rückgewinnung der Aufmerksamkeit des Anderen sei (vgl. ebd.: 81). Auch kritisiert Honneth den Mangel an Empirie und erweitert Hegels Theorie – unter Einfluss der empirischen Sozialpsychologie nach George Herbert Mead - durch eine „empirisch kontrollierte Phänomenologie von Anerkennungsformen“ (Honneth 1994: 112), welche sich nach dem jeweils möglichen Autonomiegrad unterscheiden: 1) Liebe, 2) Recht und 3) Sittlichkeit bzw. Solidarität. In allen drei Formen können die Individuen reziprok als autonome und individuierte Personen Bestätigung finden (vgl. ebd.: 111). Diese von Honneth vorgestellte Dreiteilung beschreibt neben

der Anerkennungsform sowohl die Anerkennungsweise als auch die drei Stufen der praktischen Selbstbeziehung. Diese sollen nun näher erläutert werden:

Die erste von ihm beschriebene Anerkennungsform ist die *Liebe*. „Unter Liebesverhältnissen sollen hier alle Primärbeziehungen verstanden werden, soweit sie nach dem Muster von erotischen Zweierbeziehungen, Freundschaften und Eltern-Kind-Beziehungen aus starken Gefühlsbindungen zwischen wenigen Personen bestehen“ (ebd.: 153). Für Hegel, welchem sich Honneth auch hier anschließt, ist die Liebe die erste Stufe der reziproken Anerkennung, da sich darin beide Personen wechselseitig in ihrer Bedürfnisnatur bestätigen und sich auf diese Weise als bedürftige Wesen anerkennen. „In der reziproken Erfahrung liebevoller Zuwendung wissen beide Subjekte sich darin einig, daß sie in ihrer Bedürftigkeit von jeweils anderen abhängig sind“ (ebd.: 153). Diese emotionale Bindung ist durch einen Balanceakt von einer Ich-Bezogenheit und einer Symbiose (welche sich in jeder Primärbeziehung anders darstellt; in der Freundschaft ist es bspw. das gemeinsame Erlebnis eines selbstvergessenen Gesprächs) gekennzeichnet, wodurch ein „reziprokes Beisichselbstsein im Anderen“ (ebd.: 170) erst ermöglicht wird. Durch diesen Konflikt wird die praktische Selbstbeziehung des Selbstvertrauens entwickelt, wodurch emotionale Sicherheit entsteht, auf deren Basis sich wiederum Selbstachtung und Selbstwertgefühl herausbilden können (vgl. Borst 2003: 124).

„Erst wenn das Individuum sich der Liebe eines Anderen trotz Selbständigkeitsbestrebungen gewiß sein könne, sich also ein Vertrauen in die Kontinuität gemeinsamer Zuwendung einstellt, gewinnt es die über die affektive Bindung hinausweisende Fähigkeit, sich als soziales, handlungsfähiges Wesen zu erfahren“ (ebd.: 124).

Dies bedeutet, dass Selbstvertrauen ein fundamentaler Bestandteil des Identitätsbildungsprozesses ist (vgl. ebd.: 123), weitere affektive Bindungen im Leben gelingen lässt und eine notwendige Voraussetzung für eine autonome Teilnahme am gesellschaftlichen Leben für jedes Subjekt darstellt (vgl. Honneth 1994: 66). Formen des Misslingens können dann auch „systematisch als Vereinseitigungen in die Richtung von einem der beiden Pole der Anerkennungsbalance“ (ebd.: 171) begriffen werden.

Als Mitglied eines demokratischen Gemeinwesens muss sich das Individuum über den Bereich des Privaten hinaus auch eines öffentlichen Respekts vergewissern, der rechtlich abgesichert ist (vgl. Borst 2003: 125). Daher stellt das *Recht* die zweite Anerkennungsform nach Honneth dar. Einerseits gehört hierzu die Einsicht, dass das Rechtssystem über verallgemeinerbare Grundsätze verfügt, deren Anwendung im Interesse jedes einzelnen Gesellschaftsmitglieds passiert; andererseits die Einsicht, dass genau dieses System jedem Einzelnen gleichberechtigt die Möglichkeit der Verschiedenheit gewährt. Diese Möglichkeit der aktiven gesellschaftlichen Teilhabe muss von den Einzelnen nun auch genutzt werden (vgl. ebd.: 125). Da eine Gesellschaft nach Honneth nur unter Voraussetzung normativer Übereinkünfte funktioniert, die in

Anerkennungskämpfen ausgehandelt werden (vgl. ebd.: 125), ist es nach Hegel und Mead für jeden Einzelnen wichtig, ein Wissen über die normativen Verpflichtungen in der Gesellschaft auszubilden, damit wir einerseits zu einem Verständnis unserer selbst als Rechtsträger gelangen und andererseits auch andere Mitglieder des Gemeinwesens als Rechtspersonen (die dem gleichen Gesetz gehorchen und über moralische Normen vernünftig entscheiden können) anerkennen können (vgl. Honneth 1994: 174, 177). Bei der rechtlichen Anerkennung nahm der von Honneth zitierte Rudolph von Ihering eine Zweiteilung vor: Erstens verdient jeder Mensch einen universellen Respekt vor der „Willensfreiheit der Person“ (ebd.: 180/181) und zweitens kann jeder Mensch Anerkennung bezüglich seiner individuellen Leistungen erfahren, „deren Wert sich an dem Grad bemißt, in dem sie von einer Gesellschaft als bedeutungsvoll erfahren werden“ (ebd.: 181). Um moralisch und vernünftig handeln zu können, bedarf der Einzelne einerseits eines rechtlichen Schutzes seiner Freiheitssphäre, andererseits einer „rechtlich gesicherten Chance zur Partizipation am öffentlichen Willensbildungsprozeß, von der er faktisch aber nur Gebrauch machen kann, wenn ihm zugleich ein gewisses Maß an sozialem Lebensstandard zusteht“ (ebd.: 190). Daher braucht der Mensch in der heutigen Zeit nicht nur gewisse Fähigkeiten, die ihn autonom handeln lassen, sondern auch ein Mindestmaß an kultureller Bildung und ökonomischer Sicherheit. Demzufolge stellt nach Thomas Humphrey Marshall der Kampf um Anerkennung „Konflikte um die Erweiterung sowohl des materialen Gehaltes als auch der sozialen Reichweite des Status einer Rechtsperson dar“ (ebd.: 191). Aus dieser zweiten Anerkennungsweise entwickelt sich die positive Selbstbeziehung der Selbstachtung. So wie das Kind durch die mütterliche Liebe ein Vertrauen entwickelt, erfährt der Erwachsene durch die rechtliche Anerkennung eine Möglichkeit, „sein Handeln als eine von allen anderen geachtete Äußerung der eigenen Autonomie begreifen zu können“ (ebd.: 192).

Diese Selbstachtung ist sowohl für den eigenen Identitätsfindungsprozess als auch für das solidarische Vermögen von großer Bedeutung, denn „dort, wo es um gesellschaftliche Wertmaßstäbe geht, wo es sich um den prekären kollektiven Aushandlungsprozeß gemeinschaftlicher Wertvorstellungen handelt, mündet die Anerkennungsform des Rechts in diejenige der *Solidarität*“ (Borst 2003: 127). Aus dieser kann sich eine soziale Wertschätzung entwickeln, die neben dem Selbstvertrauen und der Selbstachtung zu einem ungebrochenen Selbstverhältnis gehört. Die soziale Wertschätzung setzt eine gemeinsame Orientierung an intersubjektiv geteilten Werten und Zielen voraus, da nur hierdurch konkrete individuelle Eigenschaften und Fähigkeiten über ein evaluatives Bezugssystem (und damit zusammenhängenden Bewertungen) positiv zur Geltung kommen können. Dieser Wertehorizont kann sich je nach historischer Situation verschieben, wodurch individuelle Rechtsansprüche auch erweitert werden können (vgl. Honneth 1994: 196f). Dies bedeutet, dass das kulturelle

Selbstverständnis einer Gesellschaft die Kriterien vorgibt, „an denen sich die soziale Wertschätzung von Personen orientiert, weil deren Fähigkeiten und Leistungen intersubjektiv danach beurteilt werden, in welchem Maße sie an der Umsetzung der kulturell definierten Werte mitwirken können“ (ebd.: 198). Dieses Beurteilungssystem bestimmt demnach auch das Maß an sozialer Ehre bzw. sozialem Ansehen, welche/s jedem Menschen zukommt, je nachdem wie sehr er die kollektiven Verhaltenserwartungen habituell erfüllen kann (vgl. ebd.: 199). In der individualisierten Anerkennungsordnung unserer modernen Gesellschaft ist mit Prestige oder Ansehen also nur „noch der Grad an gesellschaftlicher Anerkennung gemeint, den der einzelne für seine Form der Selbstverwirklichung dadurch verdient, daß er mit ihr zur praktischen Umsetzung der abstrakt definierten Ziele der Gesellschaft in einem bestimmten Maße beiträgt“ (ebd.: 204). Solidarität setzt demnach eine wechselseitige symmetrische Wertschätzung aller Subjekte voraus. Dies bedeutet, „daß jedes Subjekt ohne kollektive Abstufungen die Chance erhält, sich in seinen eigenen Leistungen und Fähigkeiten als wertvoll für die Gesellschaft zu erfahren“ (ebd.: 210). Hierfür reicht jedoch nicht nur eine passive Toleranz gegenüber dem individuell Besonderen aus, sondern es wird eine affektive Anteilnahme an der jeweils anderen Lebensweise vorausgesetzt (vgl. ebd.: 210). Gelingt eine solche Symmetrie, entwickelt sich daraus nach Honneth eine Selbstschätzung.

Eine funktionierende Selbstbeziehung des Individuums wird im gelungenen Zusammenspiel aller drei Anerkennungsformen hergestellt. Wird den Subjekten eine (oder mehrere) Form(en) der Anerkennung (emotional, rechtlich oder sozial) verweigert, erfährt es eine Verletzung. Dadurch werden Konflikte ausgelöst, wodurch ein Kampf um Anerkennung entfacht wird. Auch hier geht Honneth nach der Dreiteilung vor, indem er drei Typen der Missachtung charakterisiert:

- 1) Liebe: Misshandlung/Vergewaltigung.
- 2) Recht: Prozesse der Entmachtung und (struktureller) Ausschluss aus der Gesellschaft.
- 3) Solidarität: Entwürdigung und Beleidigung.

Durch die erste Form, der Misshandlung oder Vergewaltigung, kann das Selbstvertrauen nachhaltig geschädigt werden, „weil sie die Schicht der leiblichen Integrität einer Person“ berührt“ (Dungs 2006: 85). Bleibt ein Subjekt vom Besitz bestimmter Rechte innerhalb einer Gesellschaft strukturell ausgeschlossen, kann die Selbstachtung beeinträchtigt werden, da damit auch einhergeht, dass den betroffenen Gesellschaftsmitgliedern die moralische Zurechnungsfähigkeit nicht ausreichend zugebilligt wird. Mit dem Verlust an Selbstachtung ist also ein Verlust der Fähigkeit verbunden, sich auf sich selbst als gleichberechtigte/n Interaktionspartner/-in zu beziehen (vgl. Honneth 1994: 216). Die Selbstschätzung schließlich kann verloren gehen, „wenn die Wertehierarchie so beschaffen ist, dass sie einzelne Lebensformen oder Überzeugungsweisen als minderwertig abstuft, so dass den davon

betroffenen Menschen die Möglichkeit entzogen ist, ihren Fähigkeiten einen sozialen Wert beizumessen“ (Honneth 1994, zit. nach Dungs 2006: 85/86).

4.2 Anerkennung in der Sozialpädagogik

Im Kontext der Erziehungswissenschaft wird Anerkennung zumeist mit sechs Prämissen verknüpft: Erstens bedeutet hier eine Anerkennung die Bejahung des Anderen, „über die sich dessen Verhalten regeln lässt“ (Dungs 2006: 124). Zweitens wird Anerkennung als Ergebnis erbrachter Leistungen betrachtet und als Wertschätzung bestimmter Verhaltensweisen interpretiert. Dabei ist die Bejahung des Subjekts von dessen Wohlbefinden abhängig (vgl. ebd.: 124). Drittens wird in diesem Kontext Anerkennung mit der Ermöglichung von Autonomie gleichgesetzt. „Anerkennung trete dort in Erscheinung, wo Individuen in ihrer Selbstbewusstheit, Unabhängigkeit, rational begründeten Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung gestärkt werden“ (Hafeneger et al. 2002, zit. nach Dungs 2006: 124). Daran anknüpfend basiert die Anerkennung viertens auf einer Reziprozität. Fünftens stellt Anerkennung im Kontext der Erziehungswissenschaft einen auf Gleichwertigkeit zielenden Prozess dar (vgl. Dungs 2006: 125). Und schließlich basiert die Anerkennung im pädagogischen Bezug auf Normen, die von außen gesetzt und einzuhalten sind (vgl. Borst 2003, zit. nach Dungs 2006: 124).

Borst, die die Anerkennung auf die professionellen Konstitutionsbedingungen von Sozialpädagogik überträgt, bedenkt mit diesem Bezug auf die gesellschaftlichen Normen in ihrem Anerkennungsbegriff die bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse innerhalb einer Gesellschaft, die gesellschaftliche Ungleichheiten und ökonomische Unterschiede mit sich bringen. So hebt sie hervor, dass die Anerkennung immer in erheblichem Maße davon abhängig ist, von welcher Position aus beurteilt wird und welche hegemonialen Diskurse dabei bedient werden (vgl. Borst 2003: 98). Aus diesem Blickwinkel heraus diskutiert Borst nicht nur bestehende Geschlechterverhältnisse kritisch, sondern sie fragt auch bspw., wann man zum Mittel positiver Diskriminierung greift, um einer unterdrückten Gruppe zur gleichberechtigten gesellschaftlichen Teilhabe zu verhelfen oder wann eine materielle Umverteilung zur ökonomischen Absicherung bestimmter Gruppen zu verantworten ist, um so für eine Verteilungsgerechtigkeit zu sorgen (vgl. ebd.: 99). Mit diesen Fragen versucht sie, die bestehenden Verhältnisse von allen Seiten zu betrachten. Aufgrund dieser überall gegenwärtigen Macht- und Herrschaftsverhältnisse dürfen diese auch in Anerkennungsprozessen nicht außer Acht gelassen werden. Die „individuelle Anerkennung nämlich ist stets von gesellschaftlicher Bestätigung und dem Zugang zu individuell und gesellschaftlich wertvollen Gütern abhängig“ (ebd.: 103). Um dies jedoch erkennen zu können, bedarf der Prozess der Anerkennung ein Nachdenken über sich selbst, die Anderen und die Welt, was nur durch mühsame (Selbst-)Bildungsprozesse erarbeitet

werden kann. Die Fähigkeit, den Fremden oder den Ungewohnten anerkennen zu können, ist daher nach Borst eng mit der Bildung (vor allem informellen Bildung) verknüpft. Mit dieser Verknüpfung wird klar, dass sich Borst der Bedeutung des Begriffs Anerkennung aus einer sozialpädagogischen Perspektive annähert, da die Bildung ein unerlässliches Element der Sozialpädagogik ist, die als kritische Instanz im Spannungsfeld von Politik, Gesellschaft und Individuum zu verorten ist (vgl. Borst 2004: 259/260). Dabei lehnt sie sich an Albert Scherr an, der äußert, dass es bei Anerkennung immer auch um eine Bildung geht, die „neue Horizonte des Erlebens, Denkens und Handelns“ (Scherr 2007: 38/39) ermöglicht, ohne stereotype Muster zu bedienen. Über Bildung im Sinne einer kritischen (Selbst-)Reflexion kann möglicherweise ein Widerstandspotential aktiviert werden (vgl. Borst 2004: 262), was wiederum (gesellschafts-) verändernd wirken kann. Klaus Mollenhauer, welchen Borst in diesem Zusammenhang deutet, dokumentiert, dass hierbei Konflikte eine große Rolle spielen, da erst durch das Auftreten und Sichtbarmachen von Konflikten ein Bildungsprozess angestoßen werden kann, „der sich auf die subjektive Wahrnehmungsweise des Individuums auswirkt und möglicherweise auf dessen Identitätsbildungsarbeit Einfluss gewinnt“ (ebd.: 263). Eine Konfliktfähigkeit ist demnach eine wichtige Voraussetzung für Anerkennung, jedoch nur wenn Konflikte als „wirksames Mittel [...] zur kritischen Bewältigung“ (Mollenhauer 2001, zit. nach Borst 2004: 263) ihrer jeweiligen Situation verstanden werden. Aus diesem Grund plädiert Mollenhauer für eine (Wieder-) Herstellung von Konflikten in der pädagogischen Situation.

Borsts bildungstheoretischen Ansatz des Begriffs der intersubjektiven Anerkennung, welches für sie – wie auch bei Honneth – einen Grundsatz einer Anerkennungstheorie darstellt, werden im Folgenden in fünf Thesen vorgestellt:

„1. These: Anerkennung setzt die Erfahrung des Verlusts voraus, will sie ihre humanitären Potentiale entfalten“ (Borst 2004: 264):

Hier geht Borst davon aus, dass Anerkennung vor allem dort humanitäre Potentiale entfalten kann, wo das Unbekannte und noch Unverstandene in den Anerkennungsprozess mit eingeht (vgl. ebd.: 264). Dies steht im Gegensatz zum Eigenen, das im Fremden wieder erkannt wird, wie es in hermeneutischen Interpretationen oftmals dargestellt wird. In dieser Aussage liegt die Erkenntnis, dass wir einerseits von uns in gewisser Weise Abstand nehmen müssen, um die Andersheit des Anderen überhaupt erkennen zu können und andererseits, dass wir nicht alles verstehen können und trotzdem häufig das Unverstandene anerkennen müssen, „weil es ein identitätsstiftendes Moment des Gegenübers darstellt“ (ebd.: 264). Es gibt also etwas, über das wir beim Anderen nicht verfügen können. „Die Anerkennung des Unverfügbaren“ betrifft jedoch „uns selbst als anerkennendes Subjekt“ (ebd.: 264). Dies bedeutet, dass wir nicht nur das Unverfügbare des Anderen akzeptieren und anerkennen müssen, sondern dass es auch in uns

einen unverfügbaren Teil gibt. Diese in unserem „So-Sein“ (ebd.: 264) bestehende Grenze müssen wir ebenfalls akzeptieren. In diesem Prozess geht es also um die Anerkennung eines Verlusts an Verfügbarkeit. In dieser These steckt weiterhin der Rahmen an normativen Determinierungen, in welchem sich Anerkennung abspielt, was auf die bereits zu Beginn eingegangenen Herrschafts- und Machtverhältnisse hinweist. Wer oder was Anerkennung bzw. Verkennung erfährt, hängt von institutionell geregelten Normen einer Gesellschaft ab. Auch die Sozialpädagogik wird hierbei nicht ausgenommen (vgl. ebd.: 264). „Nehmen wir nämlich Anerkennung umfassend ernst, dann müsste sie imstande sein, jenseits ihrer normativen Grundlagen einen Raum zu eröffnen, der das bislang Nicht-Anerkannte zum Vorschein kommen lässt“ (ebd.: 264). Schließlich weist die These darauf hin, dass Anerkennung nur dann gelingen kann, wenn Heteronomie und Autonomie zusammenfallen. Dieser Widerspruch findet sich also darin wieder, dass der- und diejenige, welche/r Anerkennung sucht, stets auch Anerkennung gewähren muss, um die eigene Anerkennung sicherstellen zu können (vgl. ebd.: 264). Hier findet sich die Wechselseitigkeit von Anerkennung wieder. Wird diese Wechselseitigkeit zur Einseitigkeit, herrscht ein Macht- bzw. Herrschaftsverhältnis vor. „In diesem Spannungsfeld muss es aber auch möglich sein, Grenzen zu setzen, die dem Anderen wiederum Anerkennung abnötigen“ (ebd.: 265).

„2. These: Intersubjektive Anerkennung ist eine wesentliche Bestimmungsgröße im Identitätsbildungsprozess, der aber durch Zwangsmechanismen permanent durchkreuzt wird“ (ebd.: 265).

Angelehnt an Michel Foucault sieht Borst auch die Subjektwerdung als Prozess, welcher sich innerhalb von normativen Strukturen und Zwängen vollzieht. Dies wiederum betrifft auch Bildungsprozesse, die sowohl eine Handlungsfähigkeit und Eigenständigkeit, als auch eine Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zum Ziel haben. Um eine gelingende reziproke Anerkennung herstellen zu können, wird auch hier zunächst ein Durchschauen dieses ‚Systems‘ notwendig und eine Übereinkunft über gemeinsame Standards der wechselseitigen Anerkennung. Auch geht Borst in diesem Zusammenhang näher auf die Sozialpädagogik ein. In einer pädagogischen Situation ist es nämlich besonders wichtig, das „Gegenüber in seinem jeweiligen Entwicklungsstand anzuerkennen bzw. ihm die Bedingung der Möglichkeit zu schaffen, sich anerkannt zu fühlen“ (ebd.: 265). Erst im Anschluss dieser Voraussetzung ist ein Identitäts-Bildungs-Prozess möglich. In einer solchen Situation kann ein Individuum also einerseits Anerkennung erfahren, andererseits erlaubt es auch, das eigene Handeln „im Rahmen der gesellschaftlichen Determinanten zu interpretieren, unter deren Zwang es leben muß“ (ebd.: 266). Hierin ist es dem Individuum zwar möglich, sich selbst zu ermächtigen, aber auch hier nur innerhalb der Strukturen bzw. der zur Verfügung gestellten Mittel (vgl. ebd.: 266).

„3. These: Das Misslingen von Anerkennung kann dazu führen, dass die vorgegebenen Normen und Standards selbst ins Blickfeld kommen und in Frage gestellt werden“ (ebd.: 266).

Werden Standards der Anerkennung kritisiert bzw. neu ausgehandelt, können Normen, die die Anerkennung regeln, durch die Nichtanerkennung in die Krise geraten. Auf diese Weise werden die „normativen Zwangsmechanismen, die Anerkennbarkeit regeln“ (ebd.: 266) nicht nur erkannt, sondern auch hinterfragt; ebenso die eigene Voreingenommenheit. „Diese kritische bzw. selbstkritische Öffnung gibt einen Raum frei, innerhalb dessen möglicherweise neue Erfahrungen im Hinblick auf Anerkennung der Andersheit des Anderen möglich wird“ (ebd.: 266), wenn auch weiterhin zu bedenken ist, dass auch dieser Raum nicht frei von Zwängen und Normen ist. Die Standards können hierdurch in Bewegung gesetzt werden und menschlicher Würde kann zu ihrem Recht verholfen werden. Schon allein deshalb plädiert Borst dafür, dass dieser Prozess niemals zum Stillstand kommen darf und verweist in diesem Zusammenhang auf Honneth, der – wie in vorigem Kapitel erläutert – von einem unabgeschlossenen Kampf um Anerkennung ausgeht, um dem Ziel einer sozialen und gerechten Gesellschaft stets entgegenzugehen (vgl. ebd.: 266).

„4. These: Anerkennung wird häufig auf kulturelle Anerkennung hin verengt. Dabei geht der Blick auf die ökonomische Umverteilung verloren“ (ebd.: 267).

Die ökonomische Gerechtigkeitsperspektive darf nach Borst auch in der Sozialpädagogik nicht vergessen werden. Daher können auch „ökonomische Ungleichheiten und Ungleichheiten in der kulturellen Statushierarchie (...) nicht als voneinander unabhängige Einflussgrößen betrachtet werden“ (ebd.: 267). Anders gesprochen bedeutet dies, dass sich eine Anerkennung von verschiedensten Lebensentwürfen und unterschiedlichsten kulturellen Lebenslagen erst dann wirklich realisieren kann, wenn eine Verteilungsgerechtigkeit (Geschlechter, Ethnien, usw.) hergestellt wurde. Am Beispiel von rassistischer Ungerechtigkeit ausgedrückt, muss also sowohl eine Umverteilung als auch eine Anerkennung erfolgen, um diesem Problem entgegenwirken zu können (vgl. Fraser 2003, zit. nach Borst 2004: 267). Eine wichtige Voraussetzung für eine grundsätzliche Änderung in diesem Punkt ist nach Borst ein Verständnis dafür, dass „die Abhängigkeit von Anderen bei aller Pluralisierung und Individualisierung [eine] basale Kategorie des Miteinanders“ ist (ebd.: 267).

„5. These: Wenn Anerkennung als Bestimmungsmerkmal sozialpädagogischer Bildungsvorstellungen Gültigkeit erhalten soll, dann muss ihr im Zuge der Professionalisierung von Pädagoginnen und Pädagogen Gewicht verliehen werden“ (ebd.: 268).

Mit dieser These beschreibt Borst Anerkennung als ein Moment der (Selbst-)Reflexion, welches bedeutungsvoll für die Professionalisierung von Sozialpädagogen/ -pädagoginnen ist. (Selbst-

)Reflexion ist also eine Voraussetzung sowohl für Anerkennung, als auch für Bildung, „denn Anerkennung kann nur unter der Prämisse stattfinden, dass das Individuum sich bereitfindet, sich selbst fremd zu werden“ (ebd.: 268). Um sich an ‚das Fremde‘ annähern zu können, bedarf es also zunächst einer Bereitschaft, sich in eine destabilisierende Situation bezüglich des Eigenen zu begeben, um sich für Neues öffnen zu können. Auch Michael Winkler, welchen Borst in diesem Zusammenhang zitiert, hebt die Öffnung als Voraussetzung für Anerkennung hervor: „Anerkennung verlangt Öffnung, fordert also die Initiation von Bildungsprozessen, weil nur in einem solchen ‚Werden‘ Selbstbewußtsein in Freiheit als Leistung des individualisierten Subjekts erzeugt werden und entstehen kann“ (Winkler 1998, zit. nach Borst 2003: 104). Lassen sich beide Interaktionspartner/-innen darauf ein, durchlaufen beide einen Bildungsprozess. Infolgedessen gilt diese Voraussetzung auch für Sozialpädagoginnen/ –pädagogen. Nur so ist es ihnen (wie jedem Individuum) möglich, das Gegenüber als Person eigenen Rechts anzuerkennen. Konkret umgesetzt bedeutet dies, dass Sozialpädagoginnen/ –pädagogen einen Ort zur Verfügung stellen müssen, an dem eine kritische Auseinandersetzung sowohl „mit den institutionellen Konstitutionsbedingungen ihrer Profession“ als auch „ihres individuellen So-Seins aufgrund gesellschaftlicher, sozialer und politischer Bedingungen“ (Borst 2004: 268) möglich ist. Auf diese Weise wird der in These 1 beschriebene Selbstverlust reflexiv zugänglich gemacht. Auch muss an diesem Ort Anerkennung als ein permanenter Wechsel von Autonomie und Heteronomie verstanden werden. Zusammengefasst bedeutet dies, dass es notwendig ist, dass (besonders) Sozialpädagoginnen und –pädagogen „ein theoretisches und praktisches Bewusstsein über die komplexen Vorgänge der Anerkennung entwickeln müssen“ (ebd.: 269). Wichtig ist hierbei hinzuzufügen, dass der Andere im Prozess der Anerkennung nicht uneingeschränkt anerkannt werden muss, sondern dass ein Grenzen-Setzen stets dazu gehört und sinnvoll ist.

Durch die zusätzliche Bereitschaft, sich mit den normativen Determinanten der Gesellschaft und den damit einhergehenden Herrschafts- und Machtverhältnissen auseinanderzusetzen, wird also ein Ort geschaffen, an dem eine intersubjektive Anerkennung möglich ist und Lebensperspektiven entwickelt werden können. Hier nimmt Borst nochmals auf Honneth Bezug, der statiert, dass nur derjenige/diejenige konfliktfähig ist und an der Gesellschaft als Rechtsträger/-in partizipieren kann, der/die über genügend Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstwertgefühl verfügt. Dieser Prozess muss von Sozialpädagoginnen und –pädagogen begleitet werden (ebd.: 269).

Mit dieser These verweist Borst aber auch auf Anerkennung als einen politischen Begriff. Dies erklärt sie mit der Solidarität: Die Sozialpädagogik, die sich solidarisch für jene einsetzt, die für sich nicht sprechen können oder von der Verteilung wertvoller Güter ausgeschlossen sind, praktiziert Anerkennung ‚im Binnenverhältnis‘ und bezieht eine politische Position und

organisiert Zusammenhänge ‚im Außenverhältnis‘, gegen die Zwänge des Neoliberalismus. Maurer nennt diese Räume, in denen Anknüpfungspunkte zu soziopolitischen Bewegungen gesucht und eine machtkritische Position unter Anerkennungstheoretischer Perspektive eingenommen wird, *Orte des Politischen* (ebd.: 269).

4.3 Anerkennung im Kontext der Migration

Da das Thema der Masterarbeit mit Migrationsfragen eng verwoben ist, soll auch die Frage der Anerkennung diesbezüglich näher beleuchtet werden. In Bezug auf Mıhçıyazgan soll dabei die grundsätzliche Anerkennung der Andersheit und Einheit in der Vielfalt kritisch hinterfragt werden. Sie hebt dabei zunächst die Voraussetzung hervor, dass jeder anerkennen muss, dass die eigene Wirklichkeit, „so wie sie ist, auch ganz anders sein könnte“ (Mıhçıyazgan 2006: 3). Erst dann sei eine Anerkennung des Anderen überhaupt möglich. In der Konstruktion der eigenen Wirklichkeit sind wir selbst, aber auch Andere beteiligt. Dies bedeutet, dass wir jene Konstruktion mit Anderen teilen, allerdings nicht mit *allen* Anderen. Demnach gibt es eine Pluralität von Wirklichkeiten. Die jeweilige Konstruktion hängt von gegebenen historischen Bedingungen ab. Diesen historisch bedingten Konstruktionsprozess stellt Mıhçıyazgan anhand des Beispiels der Religion vor (was Übertragungen auf andere Wirklichkeiten ermöglicht): „Aufgrund der Pluralität der Religionen ist von einer Pluralität der Wirklichkeiten auszugehen, denn jede Religion begünstigt eine bestimmte Art der Wirklichkeitskonstruktion“ (ebd.: 3). Diese These betrachtet Mıhçıyazgan am Beispiel der Gegenüberstellung der christlichen und der muslimischen Wirklichkeit genauer. Hierfür stellt sie zunächst das Modell der Trennungslinien vor, durch welches die verschiedenen Konstruktionen von Menschen in seinen Beziehungen zu Anderen wie zu sich selbst veranschaulicht werden sollen. Wie sie selbst sagt, betont dieses Modell die Unterschiede. Dies begründet sie mit dem Argument, dass „die Andersheit des Anderen nicht über die Betonung von Gemeinsamkeiten, sondern nur über die Wahrnehmung der Unterschiede“ (ebd.: 6) verstanden und anerkannt werden kann, „und dass die wechselseitige Anerkennung und das Anerkannt-Werden wiederum eine notwendige Voraussetzung für ein friedlicheres Miteinander in der Weltgesellschaft sind“ (ebd.: 6). Nach dieser Logik stellt Mıhçıyazgan zunächst die Unterschiede der Konstruktionen innerhalb der Religionen Christentum und Islam wie folgt vor:

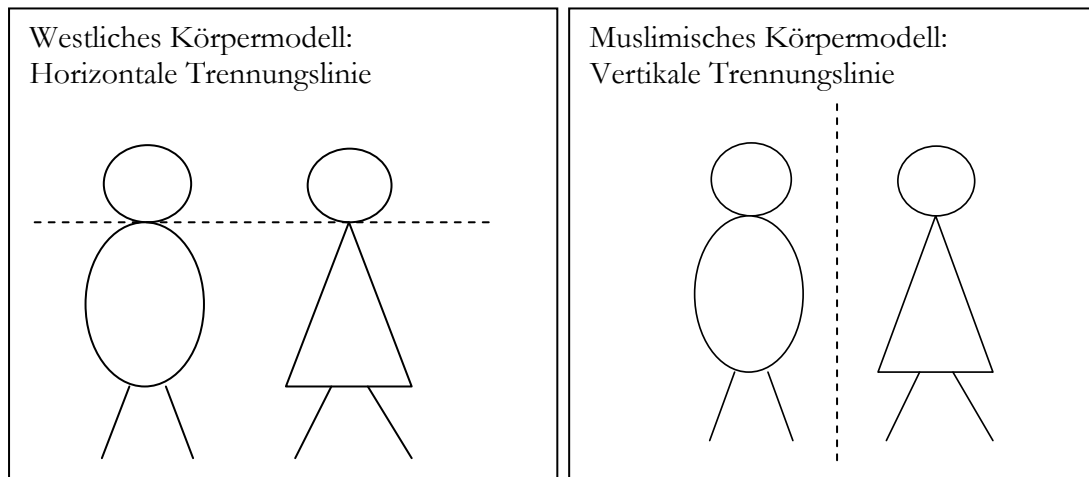


Abb. 6: Das Modell der Trennungslinien (Quelle: Mihçiyazgan 2006: 4)

Die horizontale Trennungslinie zeigt den christlichen Körper-Geist-Dualismus auf. Eng verwoben ist damit die westliche Vorstellung, „dass der Mensch vor allem ein Geisteswesen und sein Körper ein mehr oder weniger notwendiges Übel seiner Existenz ist“ (ebd.: 4). Diese Vorstellung findet seine Tradition im Christentum, nach dessen Lehre die sexuellen Bedürfnisse kontrolliert und gezähmt gehören. Ausschließlich in der synthetischen Einheit der Ehepartner („Ehepartner werden „ein Fleisch““ (ebd.: 6)) kann diese ‚Priorität‘ durchbrochen werden. Diese starke kognitive Kontrolle sowohl des Körpers als auch der Emotionen führte in dieser Vorstellung letztendlich zu der Selbstbeobachtung und Selbstreflexion als entscheidendes Kriterium des Menschseins. Die Trennungslinie verläuft daher direkt unterhalb des Kopfes.

Die vertikale Trennungslinie dagegen verweist auf das muslimische Prinzip der Geschlechtertrennung, nach dem „die Geschlechtlichkeit und Sexualität eine zentrale Dimension des Mensch-Seins darstellt“ (ebd.: 4). Nach der Lehre von al-Gazali gilt die Erfüllung der sexuellen Bedürfnisse als förderlich für das geistige Urteilsvermögen des Menschen (vgl. ebd.: 5). Damit dies jedoch ausschließlich nach Eheschließung passiert, wurden die Geschlechter räumlich getrennt und so auch in der Abbildung dargestellt. Heute wird zwar nicht mehr klar zwischen Frauen- und Männerräumen unterschieden, jedoch ist bspw. das Kopftuch ein Zeichen des reizvollen Körpers der Frau, dessen sich Männer nur schwer entziehen können. Durch das Kopftuch wird dieser reizvolle Körper nicht verhüllt, sondern betont (vgl. ebd.: 5). Nach dieser Vorstellung sind also Mann und Frau nicht gleich, sondern sie sind „zwei Pole, die sich gegenseitig anziehen und in der Ehe eine antithetische Einheit bilden“ (ebd.: 5).

Aufgrund dieser kurzen Exkursion in die beiden Religionen wird deutlich, dass eigene Wirklichkeitskonstruktionen u.a. von o.g. Vorstellungen geprägt sind. Je nachdem nach welchen Vorstellungen das Individuum aufgewachsen ist, ist der individuelle Blick, z.B. bezüglich der Gender-Frage, unterschiedlich. Es ist unterschiedlich, „wie ich mich selbst erfahre und wie ich

meine Beziehungen zu Anderen gestalte“ (ebd.: 6). Mişçıyazgan zufolge muss man diese Unterschiede wahrnehmen, um Andere anerkennen und um ein gelingendes Miteinander in Frieden erreichen zu können.

Nach spätmodernen philosophischen Theorien der Anerkennung bedeutet, den Anderen zu respektieren eine ethische Anstrengung. Wie eingangs erläutert, unterscheidet sich der Andere von mir, auch bspw. aufgrund anderer Traditionen oder aufgrund einer anderen ‚Kultur‘ (vgl. ebd.: 6). Im Zeichen der Gleichberechtigung, auf die jedes Individuum einen Anspruch hat, plädiert Mişçıyazgan dafür, Anerkennungskämpfe ernst zu nehmen und in einem Prozess „solidarischer Einföhlung“ (Habermas 1993, zit. nach Mişçıyazgan 2006: 7) dem Anderen zuzuhören und füreinander aktiv einzutreten. Unabhängig der Unterschiedlichkeit kann nach Habermas zweifelsohne eine symmetrische Beziehung zu Anderen und eine reziproke Anerkennung und gegenseitiges Verständnis entstehen, wenn bestimmte (Argumentations-) Regeln angewendet werden (vgl. Mişçıyazgan 2006: 7).

Diese reziproke Anerkennung ist jedoch auch nach Mişçıyazgan – mit starkem Bezug auf Butler - in einem determinierten Rahmen in der Gesellschaft eingebettet, der auch die Vergabe von Nichtanerkennung bestimmt. Die sozialen Regeln einer Gesellschaft sind nach Mişçıyazgan nicht von uns selbst geschaffen und können ebenso wenig von uns außer Kraft gesetzt werden. Wichtig ist daher zu erkennen, dass diese bestehende Norm durch jeden Anerkennungsprozess bestätigt wird. Die Anerkennung des Anderen in seiner Andersheit ist daher nur möglich, wenn die Normen, die die Anerkennbarkeit regeln, bewusst überschritten werden. Dies erfordert Mut, da durch dieses Handeln das eigene Anerkannt-Werden unter Umständen eingebüßt werden muss. Nur wenn der Mut aufgebracht wird, kann sich der Mensch selbst, aber auch die Gesellschaft und damit die Regeln der Anerkennbarkeit verändern (vgl. ebd.: 12/13).

Auf der einen Seite dürfen Unterschiede also nicht nivelliert werden, auf der anderen Seite ist es jedoch umso wichtiger, diese Grenzen zu überschreiten. Wird diese Überschreitung unterlassen, wird ausschließlich die erforderliche Anerkennung gegebener kultureller und ethnischer Differenz betont, wie dies bspw. in der Ausländerpädagogik der Fall war. Der/die Ausländer/-in war hier der/die bestimmte Andere (vgl. Mecheril 2004: 16, 90/91). Dieses Anderssein wurde in der Ausländerpädagogik als Mangel verstanden, was nur durch pädagogische Maßnahmen behoben oder gemildert werden konnte (vgl. ebd.: 92). In der darauf folgenden Interkulturellen Pädagogik wurde der ‚Andere‘ universalisiert. Dies bedeutet, dass von dem Verständnis ausgegangen wurde, dass alle Menschen im Verhältnis zueinander jeweils Andere sind. In diesem Zusammenhang wurde die Kultur das Unterscheidungskriterium (z.B. Sprache, kultureller Hintergrund). „Betrachtet die Ausländerpädagogik die Andere unter der Fragestellung ihrer Kompetenzen und Fertigkeiten, so rückt in der Interkulturellen Pädagogik der Andere in seiner Identität, in der

spezifischen Weise seines Welt- und Selbstbezuges in den Mittelpunkt“ (ebd.: 91). Damit begann die Interkulturelle Pädagogik die Handlungsfähigkeit und ‚Ich-Begabtheit‘ des Anderen anzuerkennen. Dies umfasste eine Anerkennung des Anderssein und der Differenz/Identität des/der Anderen. Dennoch schenkte die Praxis der Interkulturellen Pädagogik Migrantinnen/Migranten eine besondere Aufmerksamkeit. Auf diese Weise wurde der Status als ‚Fremde/r‘, ‚Andere/r‘, usw. bestätigt (und/oder verstärkt) (vgl. ebd.: 93).

Paul Mecheril plädiert daher für eine Migrationspädagogik, die einen Blickwinkel bezeichnet, „unter dem Fragen gestellt und thematisiert werden, die bedeutsam sind für eine Pädagogik unter den Bedingungen einer Migrationsgesellschaft“ (ebd.: 18). Für eine Migrationsgesellschaft sind bspw. die „Vermischung als Folge von Wanderungen, die Entstehung von Zwischenwelten und hybriden Identitäten, Phänomene der Zurechnung auf Fremdheit, Strukturen und Prozesse des Rassismus, Konstruktionen des und der Fremden oder auch die Erschaffung neuer Formen von Ethnizität“ (ebd.: 18) kennzeichnend. In einem solchen Verständnis kommt der bereits in Kapitel 2.1 beschriebene hybride Raum, den Bhabha den ‚dritten Ort‘ nennt, zum Tragen. In diesem begegnen sich verschiedene Kulturen, sie beeinflussen sich gegenseitig und verändern sich infolgedessen (vgl. Kapitel 2.1). Marion Gemende spricht in diesem Zusammenhang von Zwischenwelten. Diese verlangen eine individuelle Herstellung einer Zugehörigkeit zu mind. zwei Gesellschaften und innerhalb derer wiederum zu vielfältigen sozialen Kontexten, was einen Umgang mit unterschiedlichen kollektiven sozialen Anforderungen erfordert (vgl. Gemende 2003: 163). Hierdurch wird klar, dass aufgrund der o.g. Migrationsphänomene (natio-ethno-kulturelle) Zugehörigkeitsordnungen (‚Andere‘ und ‚Nicht-Andere‘) bestätigt und hervorgebracht werden (vgl. Mecheril 2004: 19).

In einem hybriden Raum sind Mehrfachzugehörigkeiten und damit auch eine hybride Form der Identität möglich. Damit verfügt dieser Raum nach Mecheril nicht nur über ein kreatives, sondern auch über ein rassismuskritisches Potenzial. Wichtig ist hier jedoch anzumerken, dass eine Hybridität immer auch an bekannte Unterscheidungsmuster anschließt und diese in einer maskierten Variante wiederholt (vgl. ebd.: 76). Daher sind solche transnationalen Räume und Identitäten immer auch von Machtverhältnissen durchzogene Phänomene (vgl. ebd.: 78). Dies zu erkennen, ist für eine Migrationspädagogik und damit für eine pädagogische Anerkennungspraxis in diesem Kontext unumgänglich. Es ist wichtig zu verstehen, dass der/die ‚Migrationsandere‘ eine Festschreibung als Andere/r erfährt, sobald wir sie/ihn als solchen in seiner/ihrer Andersheit erkennen und achten (vgl. ebd.: 221). Weiterhin muss das grundlegende natio-ethno-kulturelle Schema, das zwischen ‚Wir‘ und ‚Nicht-Wir‘ unterscheidet, kritisch reflektiert werden. „Ziel und Anspruch dieser Reflexion ist eine Verschiebung, eine Vervielfältigung und Aufweichung der den vorherrschenden Zugehörigkeitsordnungen zugrunde liegenden Schemata“

(ebd.: 223). Auf diese Weise kann einteilendes, vereindeutigendes, klassifizierendes und fixierendes Denken und Handeln geschwächt werden. Wichtig ist also eine Anerkennung von Zugehörigkeiten und eine Ermöglichung von Akkulturation in unterschiedlichen Zugehörigkeitskontexten, in Verbindung mit einer dekonstruktiven Idee der Verschiebung (vgl. ebd.: 225). Hier entsteht jedoch zwangsläufig ein Spannungsverhältnis, das jedoch nach Mecheril besonders

„in solchen Kontexten zu einer fruchtbaren Grundlage pädagogischen Handelns unter Bedingungen natio-ethno-kultureller Pluralität [wird], in denen institutionelle und kommunikative, informelle und formelle Strukturen vorhanden sind, die es ermöglichen, das Spannungsverhältnis und den singulären, fallspezifischen Umgang mit diesen Spannungen so zu reflektieren, dass die pädagogisch Handelnden in einem nicht technologischen Sinne für >>das nächste Mal<< etwas gelernt haben“ (ebd.: 225).

Zusammengefasst postulieren Mihçiyazgan und Mecheril in ihren Ausformulierungen, dass es ein Bewusstsein über bestehende Macht- und Dominanzverhältnisse braucht, um daraus resultierende soziale Regeln (z.B. Regeln der Anerkennbarkeit, Handlungsfähigkeit) überschreiten zu können, ohne die kulturellen Unterschiede zu nivellieren, aber dennoch in dem Bewusstsein, die Differenz nicht in den Vordergrund zu stellen und damit bestehende Machtverhältnisse zu bestätigen und zu verstärken.

4.4 Anerkennung im ehrenamtlichen Engagement

Nach Beck ist die Individualisierung eine Funktion des aktuellen Modernisierungsprozesses. Einerseits umschreibt sie einen Prozess „der Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und –bindungen im Sinne traditioneller Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge“ und den „Verlust traditioneller Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen“ (Beck 1986, zit. nach Böhnisch 2012: 44), einen Prozess der sozialen Freisetzung. Diesem folgen sowohl ein Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft, eine Verknappung der Erwerbsarbeit, aber auch eine beschleunigte gesellschaftliche Individualisierung (vgl. ebd.: 44). Infolgedessen veränderte sich auch das ehrenamtliche Engagement strukturell, wie in Kapitel 3 ausgeführt wurde. Aber auch die Form der Anerkennung (indirekter, formaler, ambivalenter) und der Inhalt der Anerkennung (leistungs-, weniger herkunftorientiert) sowie die Anerkennungsverhältnisse veränderten sich aufgrund dieser Entwicklung. Ehre, Achtung oder Wertschätzung sind bspw. nicht mehr gesellschaftlich (durch Geburt oder Stand) vorgegeben, sondern muss sich von den Einzelnen erarbeitet werden (vgl. Heck 2003: 30). Dieser Handlungszwang stellt die Frage nach der Handlungsfähigkeit und der Lebensbewältigung (den Umgang mit der Individualisierung) in den Vordergrund (vgl. Böhnisch 2012: 44). Andererseits stehen diesem Zwang Freiheiten z.B. in Form von Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten gegenüber. In dieser Ambivalenz entzündeten sich nach Alexander

Heck jedoch Konflikte, „die sich als Anerkennungskonflikte deuten lassen, insofern es ihnen um Probleme der Ausbildung einer eigenen, stabilen Identität geht“ (Heck 2003: 84), also um Selbstverwirklichung, Selbstschätzung und Selbstachtung (vgl. ebd.: 87). In diesem Zusammenhang stellt sich für Heck die Frage, inwieweit intermediäres Engagement (Selbsthilfe, freiwilliges Engagement, Tauschformen und gemeinschaftsorientiertes Bürgerengagement) dem Individuum bestimmte Hilfen und eine für eine stabile Identität „notwendige Anerkennung in Form von Rechten, Freiheiten, Chancen oder Status zuerkennen“ (ebd.: 330) kann. Aus der Perspektive Honneths betrachtet, ist festzustellen, dass das ehrenamtliche Engagement eine Vielfalt und Fülle an Anerkennungsverhältnissen enthält, die sich anbieten und genutzt werden können. So bieten bspw. soziale (oder gar freundschaftliche) Beziehungen zwischen ehrenamtlich Engagierten, dem Fachpersonal und den Teilnehmer/-innen der Gruppen oder Projekte das Anerkennungsverhältnis der Liebe nach Honneth an, aus welchem eine (emotionale) Sicherheit und damit ein Selbstvertrauen gewonnen werden kann. Diese sozialen Netzwerke sind nach Heck im Vergleich zu traditionellen Netzwerken von weniger feststehenden normativen Regulationen geprägt, wodurch sie offen für die Entwicklung der Identität des Selbst sind. In diesen sozialen Netzwerken können sich die „Subjekte in ihrer Lebensführung im Rahmen bestimmter Gruppen oder Institutionen ihre Lebensformen erproben (...) und ihre Identitätsentwicklung als „offenes“ Projekt verstehen“ (ebd.: 89). Auf diese Weise kann Selbstachtung und Selbstwertschätzung hergestellt und erlebt werden.

„In diesem Zusammenhang werden den verschiedenen Formen intermediären Engagements verschiedene „Support-Funktionen“ zugeordnet: Neben emotionalem Support, also der Stützung des Selbstwertgefühls durch vertrauensvolle und persönliche Zuwendung in Problemsituationen, dem Informationssupport in Form von Informationen und Ratschläge, dem materiellen Support durch praktische (...) Hilfsangebote (...) und einem Support durch Geselligkeit und soziale Aktivitäten zielt der Status-Support bzw. die soziale Unterstützung auf die soziale Anerkennung durch Engagement in als gesellschaftlich wichtig angesehenen Verbindungen. Mittels solcher Funktionen bilden soziale Netzwerke Potentiale, damit sich Personen untereinander derart verknüpfen können, dass dadurch Solidaritätspotentiale entstehen“ (Otto 2000, zit. nach Heck 2003: 89).

Im intermediären Engagement, das Teil der Zivilgesellschaft ist, geht es weiterhin stetig um Demokratisierungsprozesse über Nationalstaaten hinaus, in welchen Anerkennungsverhältnisse erweitert werden. Dies beinhaltet die rechtsstaatliche Sicherung bestimmter Freiheitsrechte, eine bürgerschaftlich verstandene Politik und die Konzipierung politischer Partizipation, welche eine bürgerschaftliche Identität ausbildet (vgl. Heck 2003: 329). In diesen Anerkennungsverhältnissen kann sich Selbstachtung entwickeln. Diese Ausführung lässt die Vermutung zu, dass im ehrenamtlichen Engagement alle drei Dimensionen der Anerkennung nach Honneth vorhanden sind. Ob dies jedoch wirklich der Fall ist, vor allem im Fall der rechtlichen Anerkennung, wird sich in der qualitativen Forschung dieser Masterarbeit zeigen.

Von dem Wunsch nach einer authentischen Anerkennung getragen (und dennoch natürlich nicht unabhängig des vorherrschenden Gesellschaftsbilds), werden konkrete Anerkennungsformen (auch) seitens der Sozialpädagoginnen und -pädagogen in den Trägern ehrenamtlichen Engagements umgesetzt. Hier kann festgestellt werden, dass sich die Vorstellungen für die Honorierung für soziale Tätigkeiten durch den Bedeutungswandel hin zu neuen Praktiken des Engagements grundlegend verändert haben (vgl. Reinprecht/ Gapp 2006: 34). Wurden im Ehrenamt im klassischen Sinn häufig Urkunden und Auszeichnungen als Anerkennungsformen gewählt, stellen heute bspw. der Einbezug von ehrenamtlich Engagierten in Entscheidungen, das Erfragen ihrer Ideen und Meinungen, das Bieten eines eigenen Forums, in welchem sie ihre Interessen vertreten können, Möglichkeiten des Erlebens von Gemeinschaft, den Erhalt einer Geburtstagskarte, die Darstellung ihrer Aktivitäten in der Öffentlichkeit oder eine angemessene Verabschiedung bei Beendigung ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit geeignete Belohnungen für ehrenamtlich Engagierte dar (vgl. Kegel 2011: 606). Hannes Wezel ordnet diese Anerkennungsformen in *immaterielle Anerkennungsformen* (z.B. Auszeichnungen, Berichterstattung in den Medien, Ehrenmitgliedschaften, usw.), *geldwerte Anerkennungsformen* (z.B. kostenlose Nutzung des Öffentlichen Personennahverkehrs, Sponsorenleistungen durch lokale Wirtschaft, usw.), *monetäre Anerkennungsformen* (z.B. geringfügige Entgelte, Aufwandsentschädigungen, Übernahme von pauschalen Unfall- und Haftpflichtversicherungen, usw.) und die *Qualifizierung als Anerkennung* (sowohl Qualifizierungsangebote für Engagierte, um ihren ehrenamtlichen Aufgaben gewachsen zu sein, als auch Qualifizierungsangebote für Hauptamtliche im Umgang mit Engagierten) (vgl. Wezel 2011: 636f). Ob diesen Anerkennungsformen von ehrenamtlich Engagierten mit und ohne Migrationshintergrund eine gleiche oder ähnliche Bedeutung zugemessen wird, wird hier nicht ersichtlich. Für beide Personengruppen kann jedoch, angelehnt an Wezel, festgehalten werden, dass Anerkennung - wie sie auch konkret aussehen mag - Vielfalt, Kreativität und Phantasie braucht und der Kontext der Anerkennung sich immer an die individuelle Lebenswelt des/der ehrenamtlich Engagierten richtet. Dies bedeutet, dass die jeweils geeignete Form der Anerkennung nur im realen Alltagsbezug in der Kommunikation und Interaktion gefunden werden kann (vgl. ebd.: 635).

Ferner sollten bei der Bewertung von Anerkennungskultur zwei weitere Aspekte eine wichtige Rolle spielen: „einerseits die Verankerung bürgerschaftlichen Engagements im Bereich der *Organisationsentwicklung*, andererseits der Ausbau von Formen *gesellschaftlicher Anerkennung* von Engagement in Politik und öffentlicher Verwaltung“ (ebd.: 638). Dies meint die Möglichkeit der Mitbestimmung und Mitgestaltung, die Selbstorganisation, das zur-Verfügung-Stellen von geeigneten Räumlichkeiten oder ein anerkennendes Verhältnis zwischen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter/-innen einerseits (vgl. ebd.: 638). Die Anerkennungskultur in der

Organisation muss dabei als grundlegende Haltung verankert sein, „die deutlich macht, dass Engagement tatsächlich gewollt und möglich ist“ (ebd.: 636). Andererseits meint dies auf kommunaler und städtischer Ebene die Gestaltung einer engagementfreundlichen und – fördernden Politik und Verwaltung (vgl. ebd.: 636).

Die qualitative Forschung dieser Masterarbeit verbindet das facettenreiche Thema der Anerkennung ehrenamtlicher Tätigkeit mit Migrationsfragen und fragt danach, ob und in welchen Formen konkret eine soziale, rechtliche und/oder gesellschaftliche Anerkennung für ehrenamtlich engagierte Migrantinnen und Migranten erster Generation erfahrbar werden kann. Auch fragt sie nach der Rolle der sozialpädagogischen Fachkräfte in diesem Kontext. Auf diesem Weg soll eine erste Beantwortung dieser Fragen versucht und zu einer Wissenserweiterung in dieser noch offenen Thematik beigetragen werden.

5. Qualitative Forschung

5.1 Forschungsinteresse und Gegenstand der Untersuchung

In meiner 6-jährigen Tätigkeit als Stadtteilarbeiterin in München war es unter anderem meine Aufgabe, ehrenamtlich Engagierte zu gewinnen, die den Nachbarschaftstreff mit Leben füllen und die Interesse daran hatten, ihre Fähigkeiten dem Gemeinwesen zur Verfügung zu stellen. Da im Stadtteil Messestadt-Riem in München Menschen aus über 100 Nationen zusammen leben, entstanden auch sehr viele Aktionen, Gruppen und Angebote durch Migrantinnen und Migranten (vor allem aus erster Generation). Als Sozialpädagogin vor Ort war es mir – wie allen, die als hauptamtlich Tätige mit ehrenamtlich Engagierten zusammenarbeiten – ein großes Anliegen, sie durch entsprechende Anerkennung in ihrer ehrenamtlichen Aufgabe zu unterstützen und ihnen auch auf diese Weise für ihr Engagement zu danken. Während Formen der Anerkennung für ehrenamtlich Engagierte aus deutscher Herkunft (aus Erfahrung) weitgehend bekannt waren, wie z.B. finanzielle Aufwandsentschädigungen, Einladung zu Schulungen, Zertifikate, Ehrungen, usw., schienen diese Anerkennungsformen für Migrantinnen und Migranten im Bereich der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit nicht primär wichtig zu sein. Dieser Frage soll durch die qualitative Forschung nachgegangen werden. Aus der Perspektive von ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit sollen daher die folgenden Forschungsfragen geklärt werden:

- 1.) Was sind Formen der Anerkennung für Migrantinnen und Migranten erster Generation für ehrenamtliches Engagement in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit? Und**

2.) Welchen Stellenwert hat Anerkennung für Migrantinnen und Migranten erster Generation?

5.2 Zielgruppe

Für die vorliegende Arbeit konnten zehn Migrantinnen und Migranten erster Generation ab 18 Jahren, die sich in ihrem Stadtteil bzw. Gemeinwesen ehrenamtlich engagieren, für die Teilnahme an Interviews gewonnen werden. Die qualitative Forschung dieser Masterarbeit legt damit ihren Fokus auf die erste Migrantengeneration, also in diesem Fall auf jene Personen, die in einem anderen nicht-deutschsprachigen Land aufgewachsen sind und schließlich nach Österreich dauerhaft auswanderten. Kerstin Hein statiert, dass Begriffe wie erste oder zweite Generation von Migrantinnen und Migranten „sehr eng mit einer Vorstellung von Migration als einmaligem und unidirektionalem Prozess zusammenhängen und bestimmte Migrationsgeschichten nicht erfassen können“ (Hein 2006: 86). So soll Migration jedoch nicht verstanden werden, sondern sie umfasst auch bspw. die Transmigration, in der auch ein Hin- und Herpendeln der Migrantinnen und Migranten zwischen den Herkunfts- und Ankunftsregionen einbezogen wird (vgl. Kapitel 3.2). Die Begrifflichkeit ‚erste Generation‘ wurde dennoch gewählt, um darzulegen, dass die Forschung dieser Masterarbeit ihren Fokus auf Migrantinnen und Migranten eben dieser ersten Generation legt.

Da die Hauptstadt Österreichs im Bezug auf die Gemeinwesenarbeit eine lange und interessante Tradition aufweist und dort aufgrund des hohen Migrationsanteils zu erwarten ist, dass sich dort auch in erhöhtem Maße Migrantinnen und Migranten erster Generation in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit engagieren, fiel die Wahl des Ortes zur Durchführung der Interviews auf Wien. Letztendlich kamen neun der zehn vereinbarten Interviews zustande, da eine Interviewpartnerin aus gesundheitlichen Gründen kurzfristig absagte. Acht der Interviews konnten ausgewertet werden, da sich während der Durchführung herausstellte, dass die neunte Interviewpartnerin bereits der zweiten Generation angehört und somit nicht in die ausgewählte Zielgruppe passt. Auch als Kontrastivinterview eignete es sich leider nicht.

Einen Zugang zu den Teilnehmer/-innen bekam ich einerseits über einen mir bekannten in Wien wirkenden Gemeinwesenmediator¹¹. Dieser stellte mir sowohl einen Kontakt zu zwei ehrenamtlichen Mieterbeirätinnen¹² als auch zu der Leiterin eines der zehn Nachbarschaftszentren in Wien her. Über die zweitgenannte Kooperation konnte ich wiederum eigeninitiativ einen Zugang zu allen Nachbarschaftszentren der Wiener Bezirke herstellen,

¹¹ Intermediärer Vermittler in Nachbarschaftskonflikten und Konflikten im Stadtteil.

¹² Eine davon konnte jedoch nicht ausgewertet werden, da sich während des Interviews herausstellte, dass sie Migrantin *zweiter* Generation ist und somit leider nicht in die Zielgruppe passte.

worüber weitere drei Interviewteilnehmer/-innen gewonnen werden konnten. Ferner konnten vier Migranten für ein Interview durch direkte telefonische Anfrage bei einem Stadtteilzentrum und einer Magistratsabteilung Wiens gewonnen werden. Um die Anonymität der Interviewpartner/-innen zu gewährleisten, finden sich sowohl die Nachbarschaftszentren, als auch das Stadtteilzentrum Bassena in der Auswertung (inkl. der Transkriptionen) in der schematischen Benennung ‚Nachbarschaftszentrum‘ wieder.

Bei der Zusammenstellung der Teilnehmer/-innen wurde neben dem Alter (ab 18 Jahren) einerseits auf eine Mischung der Geschlechter (männliche und weibliche Teilnehmer/-innen) geachtet, als auch darauf, dass die Teilnehmer/-innen aus *verschiedenen* Herkunftsländern nicht-deutscher Erstsprache stammen. So setzen sich die ausgewerteten Interviewpartner/-innen aus drei Frauen und fünf Männern, aus den Ländern Ägypten, Bosnien, Montenegro, Russland, zweimal aus Serbien, der Slowakei, sowie aus der Türkei stammend zusammen.

Zu der Zielgruppe ist weiterhin zu erwähnen, dass die Erhebung in deutscher Sprache¹³ durchgeführt wurde. Daher konnten nur Migrantinnen und Migranten mit entsprechenden Deutschkenntnissen teilnehmen.

5.3 Untersuchungsmethode und Erhebung

Die Wahl der Untersuchungsmethode fiel auf das problemzentrierte Interview. Der Begriff *problemzentriert* bezieht sich einerseits auf eine relevante gesellschaftliche Problemstellung, die seitens der Forschenden wahrgenommen wird, und deren „theoretische Ausformulierung als elastisch zu handhabendes Vorwissen des Forschers“ (Witzel 1982: 69). Dazu gehört – an Walter R. Heinz et al. anknüpfend – „neben der kritischen Verarbeitung einschlägiger Theorien und empirischer Untersuchungen zu dem Themenbereich sowie Erkundungen im Untersuchungsfeld auch die Einbeziehung der Erfahrungen von Experten“ (ebd.: 68), im Fall der vorliegenden Masterarbeit sind die Experten/Expertinnen die ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit. Auf der anderen Seite zielt die Problemzentrierung auf bestimmte Strategien, aufgrund welchen es möglich ist, die Explikationsmöglichkeiten der Befragten so zu optimieren, dass die Interviewteilnehmer/-innen ihre individuelle Sicht auf das Problem zur Geltung bringen können, „auch g e g e n die Forscherinterpretation und in den Fragen implizit enthaltenen Unterstellungen“ (ebd.: 69). Besonders aufgrund dieses Vorteils schien diese Untersuchungsmethode für die Fragestellung der Masterarbeit besonders interessant zu sein. Die Forscherfragen müssen daher von einem Verstehensprozess geleitet sein und dazu beitragen, „die in einem bestimmten

¹³ Es wurde auch die englische Sprache als Möglichkeit angeboten. Dies wurde jedoch von keinem/keiner der Interviewpartner/-innen in Anspruch genommen.

Problemzusammenhang stehenden Einzelheiten der Vergessenheit zu entreißen und tendenziell den Erfahrungen und Erlebnissen des Interviewten die Selbstverständlichkeit, d.h. den Alltagscharakter zu nehmen“ (ebd.: 70). Neben dem ersten Kriterium der Problemorientierung fördern auch die Gegenstandsorientierung und die Prozessorientierung den Verstehensprozess. Diese wurden von Barbara Friebertshäuser und Antje Langer im Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft wie folgt zusammengefasst:

„(2) Die *Gegenstandsorientierung* verweist darauf, dass die methodischen Verfahren am Gegenstand entwickelt und gegebenenfalls modifiziert werden müssen. (3) Die *Prozessorientierung* bezieht sich auf den Forschungsprozess, in dessen Verlauf sich eine schrittweise, wechselseitige Gewinnung und Prüfung von Daten vollzieht“ (Friebertshäuser/Langer 2010: 442).

Der jeweils einleitende Kurzfragebogen (siehe Anhang I), der zu den Instrumenten des problemzentrierten Interviews gehört, förderte einerseits einen günstigen Gesprächseinstieg durch „biographisch geladene[.], teilweise offene[.] Fragen“ (ebd.: 90). Hierdurch wurde dem/der Befragten die Möglichkeit eröffnet, sich mit dem Thema des Interviews vertraut zu machen. Wie Witzel feststellt, werden auf diese Weise „bestimmte Gedächtnisinhalte (...) aktiviert und [sie] erfahren eine Zentrierung auf das zu untersuchende Problemgebiet“ (ebd.: 90). Andererseits diente der Kurzfragebogen der Erfassung folgender soziodemographischer Daten: Alter, Geschlecht, Herkunftsland, Erstsprache, familiäre Situation, höchster Bildungsabschluss, derzeitige Arbeitssituation und seit wann die Befragten in Österreich wohnen. Weiterhin wurde hierdurch abgeklärt, seit wann die Teilnehmer/-innen ehrenamtlich tätig sind und wo sie bisher überall ehrenamtlich tätig waren. Durch letzte Frage sollte herausgefunden werden, ob die Idee des ehrenamtlichen Engagements auch in den Herkunftsländern der Befragten bekannt ist und ob die Teilnehmer/-innen mit dieser Idee durch vorherige ehrenamtliche Tätigkeiten (in Österreich oder in anderen Ländern, z.B. in ihrem Herkunftsland) zum Zeitpunkt der Übernahme des aktuellen ehrenamtlichen Engagements vertraut waren.

Mit der darauf folgenden Erzählaufforderung „Wie sind Sie zu der *Einrichtung XY* gekommen und was machen Sie da? Erzählen Sie mir doch bitte darüber!“ (vgl. Anhang I) wurden Erzählungen der Befragten in Gang gesetzt. Der daran anschließende Leitfaden organisiert nach Witzel das Hintergrundwissen des Forschers/der Forscherin thematisch, um einen Vergleich ermöglichen und garantieren zu können. Somit ist er ein Orientierungsrahmen für den/die Forschenden, aber er dient ebenso der Unterstützung und Ausdifferenzierung von Erzählsequenzen. Der Leitfaden der vorliegenden qualitativen Forschung bestand – wie von Witzel empfohlen – aus einzelnen Themenfeldern, welche wiederum in einzelne Fragen oder Stichpunkte unterteilt waren:

Themenfeld 1: Ehrenamtliche Tätigkeit

- Was (oder wer) hat Sie motiviert, *diese Tätigkeit*¹⁴ auszuüben?
- Was gefällt Ihnen an *dieser Tätigkeit*?
- Was gefällt Ihnen nicht?
- Wann ist für Sie *die Tätigkeit* gelungen?
- Was ist Ihnen an *dieser Tätigkeit* wichtig?
- Was spornt Sie an, weiterzumachen?
- Würde es Ihnen schwer fallen, *diese Tätigkeit* aufzuhören? Warum (nicht)?
- Gab es Barrieren/Schwierigkeiten, die Sie daran hinderten, *diese Tätigkeit* auszuüben? Welche?
- Gab es generell Barrieren/Schwierigkeiten, die Sie daran hinderten, sich ehrenamtlich zu engagieren? Welche?
- Was haben Sie während Ihrer oder durch Ihre ehrenamtliche Tätigkeit gelernt?
- Welche Möglichkeiten haben Sie auf gesellschaftlicher Ebene durch das ehrenamtliche Engagement bekommen?

Themenfeld 2: Reaktion auf die ehrenamtliche Tätigkeit

- Wenn Sie Ihren Freunden oder Ihrer Familie von *Ihrer Tätigkeit* hier erzählen, was sagen Sie?
- Welche Reaktion erhalten Sie von Ihrer Familie (Kindern, Eltern, (Ehe)PartnerInnen), Nachbarn und/oder Freunden auf *diese Tätigkeit*?
- Ist/Wäre Ihnen diese/eine Reaktion wichtig?
- In Österreich wird die Tätigkeit z.B. Ehrenamt, ehrenamtliches Engagement, bürgerschaftliches Engagement oder Freiwilligendienst genannt. Gibt es in Ihrem Herkunftsland ein (äquivalentes) Wort dafür? Wenn ja, welches?

Themenfeld 3: Anerkennung für die ehrenamtliche Tätigkeit

- Welche Anerkennung haben Sie schon für *Ihre Tätigkeit* erhalten?
- War/Wäre Ihnen das wichtig?
- Welche Anerkennung haben Sie schon von der *Einrichtung XY* für *Ihre Tätigkeit* erhalten?
- War/Wäre Ihnen das wichtig?

¹⁴ ‚Die(se)/Ihre Tätigkeit‘ und ‚Einrichtung XY‘ findet sich jeweils in kursiver Schrift vor, da diese durch die konkrete/n ehrenamtliche/n Tätigkeit/en bzw. durch die konkrete Einrichtung bzw. Organisation durch die Forscherin in der Fragestellung ersetzt wurde.

- Werden Ihre Kompetenzen, die Sie aufgrund Ihres Migrationshintergrundes mitbringen, (in der *Einrichtung XY*) anerkannt/gewürdigt? Und ermöglichen sie etwas (z.B. Sprache, Erfahrungen, usw.)
- Falls keine: welche Anerkennung würden Sie sich wünschen? Und von wem? (auch z.B. von der Politik, der Verwaltung, der Stadt Wien, der Gesellschaft?)/Falls es mit JA beantwortet wurde: gibt es noch weitere Anerkennungen, die Sie sich wünschen würden?

Themenfeld 4: Zur <i>Einrichtung XY</i> konkret

- Gehen Sie gerne in die *Einrichtung XY*? Warum (nicht)?

Abschlussfrage

- Gibt es noch irgendetwas, das ich vergessen habe zu fragen und das Sie zu diesem Thema aber gerne noch erzählen möchten?

Die Reihenfolge der Fragen wurden dem/der Interviewteilnehmer/-in nicht aufoktroiyert, sondern sie dienten lediglich als Hintergrundfolie, die bei stockendem Gespräch bzw. bei unergiebigem Thematik inhaltlich Anregungen bot.

„Das bedeutet, daß der Forscher/Interviewer auf der einen Seite den vom Befragten selbst entwickelten Erzählstrang und dessen immanente Nachfragemöglichkeiten verfolgen muß und andererseits gleichzeitig Entscheidungen darüber zu treffen hat, an welchen Stellen des Interviewablaufs er zur Ausdifferenzierung der Thematik sein problemorientiertes Interesse in Form von exmanenten Fragen einbringen sollte“ (ebd.: 90).

Mittels einer Tonbandaufnahme konnten die Gesprächssequenzen gesichert werden. Durch diese Aufzeichnungen wurden auch paralinguistische Momente des Gesprächs, wie z.B. Einsilbigkeit, Pausenlänge, Lautstärkenschwankungen, usw., festgehalten (vgl. ebd.: 91).

Die Interviews dauerten - inklusive der Abfrage der soziodemographischen Daten - zwischen 45 Minuten und 1 ½ Stunden. Auf jeweiligen Wunsch der Teilnehmer/-innen fanden die Befragungen in einem Nachbarschaftszentrum, der Arbeitsstelle eines Interviewpartners oder in einem von ihnen vorgeschlagenen Café in Wien statt. Demnach konnte die Erhebung in einer neutralen und den Interviewpartner/-innen bekannten Umgebung durchgeführt werden.

In sieben der acht Interviewsituationen fanden verschiedene Störungen statt, wie z.B. laute Hintergrundgeräusche (z.B. Musik im Café), Telefonanrufe, Klingel, ein- und austretende weitere Personen (z.B. Fachkräfte der sozialen Einrichtungen bzw. Organisationen, andere ehrenamtlich Engagierte), o.ä. Diese Störungen behinderten den Erzählfluss der Interviewpartner/-innen

jedoch nicht oder nur sehr kurz und es fanden – auch aufgrund der sehr angenehmen Atmosphäre in jedem Interview – sehr offene, herzliche und interessante Erzählungen statt.

Im Anschluss jedes Interviews wurde ein Postskriptum erstellt, durch welches vor allem die Gespräche vor und nach dem Interview, alle Störungen, aber auch die Atmosphäre während des Interviews festgehalten wurden. Auch zwei daran anschließende Gespräche mit Fachkräften der sozialen Einrichtungen (eines Nachbarschafts- und eines Stadtteilzentrums), in welchen die Befragten ehrenamtlich tätig sind, wurden hierdurch dokumentiert. Diese Postskripten sind im jeweiligen Transkriptkopf der verschriftlichten Interviews zu finden (vgl. Anhang II).

Der Pretest, anhand dessen der o.g. Leitfaden auf seine Verständlichkeit überprüft wurde, fand mit einer Migrantin erster Generation statt, die sich in einer sozialen Organisation für Migranten und Migrantinnen in einer Stadt in Kärnten ehrenamtlich engagiert. Anhand dieses Interviews wurden die Fragen um aus ihrer Sicht fehlende Aspekte erweitert.

5.4 Transkription

Nach Langer sollen Transkripte die „mündliche Rede und das flüchtige Gesprächsverhalten für wissenschaftliche Analysen dauerhaft in Schriftsprache verfügbar machen“ (Langer 2010: 515). Demnach werden sowohl gesprochene Worte, – wie im vorherigen Kapitel bereits erwähnt - paralinguistische Momente des Gesprächs, wie z.B. Einsilbigkeit, Pausenlänge oder Lautstärkeschwankungen (vgl. Witzel 1982: 91), als auch Handlungen, wie z.B. lachen oder räuspern, festgehalten (vgl. Langer 2010: 515). Wichtig ist weiterhin, die Transkription nicht als eine originalgetreue Kopie der Gesprächssequenz zu verstehen, weil eine Transkription nach Langer immer auch eine Verwandlung der Daten bedeutet, da die Verschriftlichung der gesagten Worte stets eine bestimmte Sicht auf Dinge wirft (vgl. ebd.: 516f.).

Wie es nach der dokumentarischen Interpretation von Interviews nach Nohl vorgeschlagen wird, (welche in der vorliegenden Arbeit als Auswertungsmethode verwendet wurde), wurde noch vor der Transkription die zeitliche Abfolge der Themen jedes Interviews tabellarisch aufgezeichnet. Auf diese Weise war es möglich, die für die Forschung interessanten und relevanten Themen zu identifizieren bzw. zu filtern (vgl. Nohl 2006: 46). Ausschließlich die Gesprächssequenzen dieser Themen wurden anschließend verschriftlicht. Alle ausgelassenen Stellen, die zuvor gekennzeichnet wurden, wurden bei Bedarf paraphrasiert (vgl. ebd.: 518).

Auch wurden die Transkriptionsregeln festgelegt und für alle Mitarbeiterinnen transparent gemacht (vgl. ebd.: 519), der Transkriptkopf mit dem Postskriptum wurde jedem Interview vorangestellt, das jeweilige Interview wurde mit Zeitangaben und Zeilennummer versehen (vgl. ebd.: 522).

Die acht Interviews wurden von drei Personen verschriftlicht: sechs davon von mir, eines von Frau Sarah Stadler und eines von Frau Angelika Amann. Die jeweilige Person wurde in den Transkriptköpfen angegeben.

Zur Anonymisierung der Teilnehmer/-innen wurden die Abkürzungen „IP“ für den/die jeweilige Interviewpartner/-in (mit der weiteren Zuweisung einer Nummer 1, 2, 3, usw.¹⁵), als auch „I“ für die Interviewerin verwendet. Weiterhin finden sich, wie bereits im Kapitel 5.2 erwähnt, alle Nachbarschaftszentren, als auch das Stadtteilzentrum in der schematischen Benennung ‚Nachbarschaftszentrum‘ wieder. Schließlich wurden alle Namen, Orte (wie z.B. Städte, Bezirke oder Grätzel) und namentlich benannte Projekte verändert, um einen Nachvollzug möglichst auszuschließen.

5.5 Auswertungsverfahren

Bei der Analyse der problemzentrierten Interviews wurde nach der dokumentarischen Interpretation von Interviews nach Nohl vorgegangen, welche zusammenfassend wie in Abbildung 7 dargestellt werden kann:

Stufen	Zwischenstufen
Formulierende Interpretation	Thematischer Verlauf und Auswahl zu transkribierender Interviewabschnitte
	Formulierende Feininterpretation eines Interviewabschnitts
Reflektierende Interpretation	Formale Interpretation mit Textsortentrennung
	Semantische Interpretation mit komparativer Sequenzanalyse
Typenbildung	Sinngenetische Typenbildung
	Soziogenetische Typenbildung

Abb. 7: Stufen und Zwischenstufen der dokumentarischen Interpretation (Quelle: Nohl 2006: 45)

Dieses Verfahren zur Auswertung von Interviews basiert auf der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack. Ebenso knüpft es an verschiedene Erhebungs- und Auswertungsmethoden an, insbesondere an die Narrationsstrukturanalyse nach Fritz Schütze. Zentral für das Verfahren der dokumentarischen Interpretation ist die „scharfe Trennung zwischen der thematisch zusammenfassenden, „formulierenden“ Interpretation einerseits (...) und der „reflektierenden Interpretation“ des Orientierungsrahmens, in dem Themen bearbeitet werden, andererseits“ (Nohl 2006: 45). Weiterhin besteht der Schwerpunkt innerhalb dieser Methode auf der komparativen Analyse und schließlich „erzielt sie ihre empirischen Ergebnisse in Formen von

¹⁵ Die Zuweisung der Nummern erfolgte aufgrund einer Zufälligkeit. Sie hat nichts mit der terminlich stattgefunden, alphabetischen oder gar priorisierten Reihenfolge der Interviews bzw. der Interviewpartner/-innen zu tun.

Typen, insbesondere von mehrdimensionalen, soziogenetischen Typologien (...), die eine Generalisierung der Ergebnisse empirischer Interpretation ermöglichen“ (ebd.: 45).

In der ersten Stufe der *formulierenden Interviewinterpretation* wurde die zeitliche Abfolge der Themen jedes Interviews – noch *vor* deren Transkription – tabellarisch aufgezeichnet (vgl. Anhang II). Mit diesen nach Bohnsack genannten thematischen Verläufen war es möglich, die für die Forschung interessanten und relevanten Themen zu identifizieren bzw. zu filtern. Welche Themen interessant bzw. relevant für die Forschung sind, orientiert sich an folgenden drei Kriterien:

1. Themen, die noch vor Beginn der empirischen Forschung von dem/der Forscher/-in festgelegt wurden.
2. Themen, worüber die Interviewteilnehmer/-innen besonders ausführlich, engagiert und metaphorisch berichteten. Diese Themen werden nach Bohnsack auch Fokussierungsmetaphern genannt. Diese „müssen schon deshalb beachtet werden, weil sie unter Umständen ein Korrektiv zu den Themen der Forschenden darstellen können“ (ebd.: 46).
3. Themen, die in unterschiedlichen Fällen gleichermaßen behandelt wurden und sich daher besonders gut für die komparative Analyse eignen (vgl. ebd.: 46).

Eine solche Abfolge eines thematischen Verlaufs eines Interviews sah bspw. wie folgt aus:

Themen	Zeitangabe
Soziodemographische Daten	00:00 - <u>00:12:45-0</u>
Wie zur Einrichtung gekommen?/Unterstützung von der Einrichtung; Weg zum Ehrenamt/ Ehrenamtliche Tätigkeit	<u>00:12:45-0</u> - <u>00:21:36-7</u>
Unterthema: Anerkennung für ehrenamtliche Tätigkeit seitens des Fachpersonals; speziell: Seminare	<u>00:21:36-7</u> - <u>00:28:34-7</u>
Unterthema: gesellschaftliche Teilhabe durch Ausbildung => Arbeitsannahme wird möglich	<u>00:28:34-7</u> - <u>00:29:07-4</u>
Was dem/der IP an der Einrichtung gefällt (persönliche Nachfragen; gesellschaftliche Teilhabe durch Gratis-Veranstaltungen)	<u>00:29:07-4</u> - <u>00:32:22-4</u>
Was ihm/ihr an der Flohmarkt-Mithilfe gefällt	<u>00:32:22-4</u> - <u>00:32:54-8</u>
Kurze Unterbrechung: Klingel	<u>00:32:54-8</u> - <u>00:33:47-3</u>
erlebte Anerkennung - Erinnerung an ihn/sie	<u>00:33:47-3</u> - <u>00:34:21-7</u>

Abb. 8: Beispiel eines thematischen Verlaufs eines Interviews (Quelle: Autorin)

Die markierten Felder stellen dabei die ausgelassenen, nicht transkribierten Gesprächssequenzen dar; jene Felder ohne Markierung sind interessante und relevante Themen, welche sich an den o.g. Kriterien orientieren.

Erst im Anschluss dieser Filterung wurde mit der Transkription der Interviews bzw. der ausgewählten Textpassagen begonnen. Auf diesen Arbeitsschritt folgte eine „formulierende Feininterpretation“ (ebd.: 46), in welcher Sequenz für Sequenz nach mehr oder weniger markanten Themenwechseln geforscht wurde. Auf diese Weise konnten Ober- und Unterthemen identifiziert werden. Verließ ein Unterthema über mehrere Interviewzeilen, erfolgte zudem eine thematische Zusammenfassung in eigenen Worten sowie in ganzen Sätzen. Auf diese Weise machte ich mich als Forschende, wie Burkhard Schäffer beschreibt, gegenüber dem Text fremd, wodurch sich der thematische Gehalt als interpretationsbedürftig und eben nicht als selbstverständlich aufdrängte (vgl. ebd.: 47).

In der zweiten Stufe der *reflektierenden Interviewinterpretation* wurde die Art und Weise, *wie* ein Thema innerhalb des Interviews bearbeitet wurde, erforscht. Dies „verweist gleichermaßen auf den formalen wie auf den semantischen Aspekt von Interviews“ (ebd.: 47). Hierin wurde der Erfolg der erzählgenerierenden Fragen innerhalb des problemzentrierten Interviews deutlich und wichtig. Wie Nohl beschreibt, sind die Erzählungen „selbstverständlich mit Beschreibungen und Argumentationen verknüpft“ (ebd.: 47), wenn es gelingt, den/die Interviewteilnehmer/-in zum Erzählen zu motivieren. Diese Unterscheidung von Erzählung, Beschreibung und Argumentation, welche nach Schütze entwickelt wurde, ist auch für die dokumentarische Interviewinterpretation grundlegend. Nach Schütze zeichnen sich Erzählungen – welche stets individuelle Erfahrungen sind - dadurch aus, „dass in ihnen der Informant Handlungs- und Geschehensabläufe darstellt, die ein Anfang und ein Ende haben“ (ebd.: 48). Beschreibungen dagegen stellen im Allgemeinen immer wiederkehrende Handlungsabläufe oder feststehende Sachverhalte dar. Und Argumentationen oder Bewertungen schließlich zeigen die (alltags-) theoretischen Zusammenfassungen und Stellungnahmen zu den Motiven, Gründen und Bedingungen für eigenes Handeln, welches sich durch Argumentationen ausdrückt oder fremdes Handeln, welches in Form von Bewertungen erscheint (vgl. ebd.: 48). Da der/die Interviewpartner/-in in den Argumentationen Motive und Gründe seines/ihrer eigenen Handelns expliziert, haben diese „einen starken inhaltlichen Bezug zum Gegenwartsstandpunkt des Erzählers“ (Schütze 1987, zit. nach Nohl 2006: 48). Auf dem Weg der Erzählungen und Beschreibungen erschloss sich mir als Forscherin also ein Wissen, welches Karl Mannheim ein atheoretisches und konjunktives Wissen nannte, da die Erfahrung unmittelbarer Handlungspraxis so an jene Praxis, das dazugehörige Wissen und die Selbstverständlichkeiten der

Informanten/Informantinnen gebunden ist, dass diese nicht kommunikativ expliziert werden können. Auf dieses Wissen stützt sich vor allem die Interpretation semantischer Gehalte. Hiervon ist das „kommunikative Wissen“ (Mannheim 1980, zit. nach Nohl 2006: 49) eindeutig abzuheben, welches sich meist auf die Motive des Handelns bezieht und auf „wechselseitigen Motivunterstellungen [basiert], die gesellschaftlich institutionalisiert (...) sind und die explizit (...) zum Ausdruck gebracht werden“ (Bohnsack 2003, zit. nach Nohl 2006: 49). Dieses Wissen fand sich vor allem in den Argumentationen wieder. Bei diesen theoretisch-argumentativen Textsorten war es sinnvoll, nicht nur dem wörtlichen Sinngehalt zu folgen, sondern auch „die Herstellungs- bzw. Konstruktionsweise der Argumentationen [zu] rekonstruieren und auf diese Weise heraus[zuarbeiten, *wie* jemand seine Handlungsweisen rechtfertigt“ (Nohl 2006: 50).

Bei der Interpretation der Semantik der Textpassagen kam vornehmlich die dokumentarische Methode zum Tragen. Hier ging ich, angelehnt an Bohnsack und Iris Nentwig-Gesemann, nicht davon aus, dass ich mehr weiß als die Interviewten, sondern davon, dass die Interviewpartner/-innen über ein implizites Wissen verfügen, welches ihnen reflexiv nicht ohne weiteres zugänglich ist. Durch die Interpretation war ein Zugang zu diesem Wissen jedoch möglich. Die Rekonstruktion des Orientierungsrahmens der erzählten Erfahrungen (also das ‚Wie‘) erfolgte dabei über die Identifikation von Kontinuitäten, d.h. eine implizite Regelmäßigkeit von Erfahrungen und dessen dokumentarischer Sinngehalt wurde in verschiedenen Handlungs- oder Erzählsequenzen ersichtlich (vgl. ebd.: 51).

War diese Kontinuität vorhanden, konnte die komparative Sequenzanalyse erfolgen. In dieser wurde durch den Dreierschritt - 1) erste Äußerung, 2) Fortsetzung in der zweiten Äußerung und 3) Ratifizierung des Rahmens in der dritten Äußerung der Interviewteilnehmer/-in - der dokumentarische Sinngehalt, die Bearbeitungsweise und der homologe Orientierungsrahmen weiter bestimmt. „Dieser wird gerade dann evident, wenn er gegenüber differenten Orientierungsrahmen (...), d.h. heterologen zweiten und dritten Abschnitten, in anderen empirischen Fällen abgegrenzt werden kann“ (ebd.: 52). Im Vergleich mit anderen Interviews konnte eine implizite Regelmäßigkeit einer Erzählsequenz einfacher erkannt und valider herausgearbeitet werden.

„Über die Zwecke der Validierung hinaus dient die komparative Sequenzanalyse auch der *Generierung mehrdimensionaler Typologien* und auf diesem Wege der *Generalisierung*“ (ebd. 56). Innerhalb dieser Stufe der *Typenbildung* wurde zwischen der sinngenetischen und der soziogenetischen Typenbildung unterschieden.

In der sinngenetischen Typenbildung erhielten die kontrastierenden (heterologen) Orientierungsrahmen eine eigenständige Bedeutung, d.h. sie wurden nicht nur als nicht-homologer Orientierungsrahmen (also nicht dem Fall A entsprechend) definiert, sondern es

wurde ihre eigene Sinnhaftigkeit beachtet. Die auf diese Weise „rekonstruierten Orientierungsrahmen werden *abstrahiert* (d.h. vom Einzelfall relativ abgelöst) und zu Typen (A, B, C, etc.) ausformuliert“ (ebd.: 57). Nach dieser Vorgehensweise konnte ein Orientierungsrahmen, der zuvor ausschließlich im Fall A sichtbar war, auch in anderen Fällen erkennbar werden. Diese Typenbildung verdeutlichte, in welchen unterschiedlichen Orientierungsrahmen die Interviewteilnehmer/-innen dasselbe Thema bearbeiten (vgl. ebd.: 57).

In welchen sozialen Zusammenhängen und Konstellationen die typisierten Orientierungsrahmen stehen, konnte und kann ausschließlich in der soziogenetischen Typenbildung erarbeitet werden. Beim Vergleich war es hier deshalb wichtig, auch Passagen, die andere Themen bearbeiten, mit einzubeziehen, damit auch andere Orientierungsrahmen rekonstruierbar werden. Aus diesen Orientierungsrahmen ließen sich Typiken generieren, die sich klar voneinander abtrennten. Auf Grundlage mehrerer Typiken konnten dann zwei Typen formuliert werden (vgl. ebd.: 58). „Diese mehrdimensionale Typenbildung setzt sich fort in einer Generalisierung von Untersuchungsergebnissen“ (ebd.: 62). In der dokumentarischen Methode bedeutet die Generalisierung vor allem die Generalisierungsfähigkeit einer Typik, welche eine Bestätigung durch jeweils andere Typiken (in der Überlagerung bzw. Spezifizierung) zur Voraussetzung hat (vgl. ebd.: 63).

Um weitere Perspektiven einfließen lassen zu können, konnte ich für die Auswertung der Interviews vier Kolleginnen (Frau Gerda Sickl, Frau Sarah Stadler, Frau Dragana Jakovljevic und Frau Sabine Miksche) gewinnen, die bereit waren, mit mir zusammen (jeweils in Zweiergruppen) die anonymisierten Interviews anzudiskutieren und erste Auswertungen vorzunehmen. Diese Ergebnisse wurden von mir in die schließliche Auswertung aufgenommen, weitergedacht und schriftlich ausformuliert.

6. Forschungsergebnisse

6.1 Soziodemographische Daten und Informationen zum formellen ehrenamtlichen Engagement der Interviewteilnehmer/-innen

Soziodemographische Daten der Interviewpartner/-innen

Von den acht ausgewerteten Interviewpartner/-innen sind drei weiblich und fünf männlich. Sie stammen aus den Ländern Ägypten, Bosnien, Montenegro, Serbien (2x), Russland, Slowakei und der Türkei und gaben als ihre Erstsprache arabisch, bosnisch-montenegrinisch, albanisch, serbisch (2x), russisch, slowakisch und türkisch an.

Drei der Teilnehmer/-innen sind zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 35 – 45 Jahre alt, drei zwischen 46 – 55 Jahre, eine/r zwischen 56 – 65 Jahre und eine/r der Interviewpartner/-innen zwischen 66 – 75 Jahre alt.

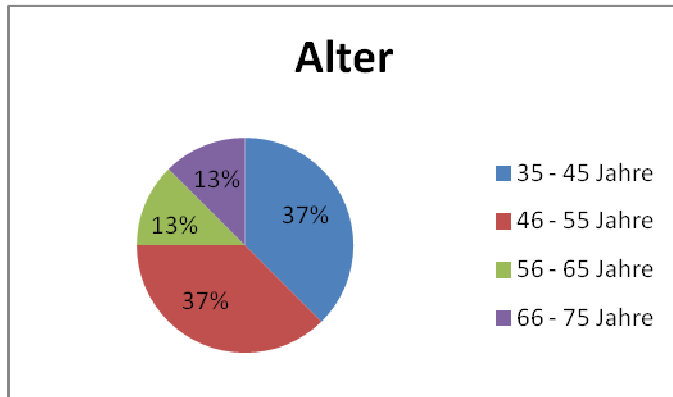


Abb. 9: Alter der ausgewerteten Interviewpartner/-innen (Quelle: Autorin)

Weiterhin erreichten fünf der Befragten in ihrem Herkunftsland einen Hochschulabschluss, drei der Befragten gaben als höchsten Bildungsabschluss eine Lehre an (jedoch konnten zwei davon aus finanziellen oder politischen Gründen ihre Lehre nicht abschließen).

Vier dieser Bildungsabschlüsse wurden in Österreich anerkannt. Bei zwei der Interviewpartner/-innen wurde lediglich die Matura, jedoch nicht deren Hochschulabschluss anerkannt. Zwei weitere gaben an, dass ihr Bildungsabschluss nicht anerkannt wurde, jedoch ist dem hinzuzufügen, dass hier nicht klar ist, ob ihr Bildungsabschluss generell oder die nicht abgeschlossene Lehre nicht anerkannt wurde.

Zur Zeit des Interviews waren fünf der Teilnehmer/-innen unselbstständig erwerbstätig, eine/r selbstständig erwerbstätig, zwei der Personen waren nicht (mehr) erwerbstätig (arbeitssuchend und bereits in Rente).

Zum Familienstand gaben schließlich sechs der Befragten verheiratet, eine/r geschieden und ein/e weitere/r ledig an. Alle Interviewpartner/-innen haben zwischen einem und drei Kinder.

Formelle ehrenamtliche Tätigkeiten

Die Befragten sind alle¹⁶ in unterschiedlichsten Organisationen, Themen und Bereichen innerhalb des Bereichs Gemeinwesen tätig. Um hierüber einen Überblick zu geben, werden zunächst die

¹⁶ Die Interviewpartner/-innen waren zum Zeitpunkt der Interviews seit mind. 5 Monaten und max. seit 1971 ehrenamtlich tätig. Dieser Zeitraum umfasste alle informellen und formellen ehrenamtlichen Tätigkeiten, sodass hier keine Aussage zum Zeitraum der ehrenamtlichen Tätigkeit im formellen Bereich des Gemeinwesens der einzelnen Befragten gemacht werden kann.

Organisationen genannt, in welche die Engagierten eingebunden sind, und anschließend die Tätigkeiten bezüglich ihrer Rahmung bzw. ihrer Flexibilität aufgeteilt:

Zum Zeitpunkt der Interviews waren fünf der Teilnehmer/-innen in einem Nachbarschaftszentrum ehrenamtlich engagiert, eine/r in einem Mieterbeirat (vgl. Kapitel 2.2). Zwei der Interviewpartner/-innen engagierten sich weiterhin in einer PaN-Gesellschaft. PaN steht für Partner aller Nationen und ist der Dachverband aller österreichisch-ausländischen Gesellschaft. Auch dieses Engagement wird in dieser Masterarbeit als gemeinwesenorientierte soziale Arbeit verstanden, da das Ziel dieser bilateralen Freundschaftsgesellschaften ist, „ein möglichst dichtes Netz der Völkerverständigung und Kooperation zu knüpfen“ (www.dachverband-pan.org/uber-uns/), was zwar über die Gemeinwesenorientierung hinausgeht und sogar gesellschafts- und nationenübergreifend arbeitet, aber sich eben auch für ein friedliches Zusammenleben innerhalb des Gemeinwesens einsetzt. So ist der Einsatz gegen Österreichs Nationalismus oder Fremdenfeindlichkeit, sowie eine gegenseitige Völkerverständigung oder der Aufbau einer friedlichen Gesellschaft gleichzeitig ein Anliegen des Gemeinwesens, wie auch der Gesellschaft(en) (vgl. ebd.).

Weiteres ehrenamtliches Engagement fand unter den Interviewpartner/-innen dieser Masterarbeit in einer Partei, in der Kirche, in einer christlichen und einer weiteren städtischen sozialen Einrichtung in Wien statt, mindestens¹⁷ drei der Befragten engagierten sich zum Zeitpunkt des Interviews weiterhin informell. Alle diese Tätigkeiten gehen vom je eigenen Stadtbezirk der Befragten aus und zielen auf verschiedene Ebenen der Gesellschaft (Nachbarschaft, Grätzel, Bezirk, Gemeinwesen, Gesellschaft(en)).

Innerhalb dieses Engagements gibt es ehrenamtliche Tätigkeiten, die mit einer regelmäßigen Verpflichtung (z.B. wöchentlich stattfindende Gruppen), einer zeitlichen Befristung (z.B. Praktikum, Mieterbeirat) oder einer grundsätzlich thematischen Rahmung (z.B. thematisch festgelegte Gesellschaft, Partei) einhergehen. Auch Betreuungen von Einzelpersonen würde ich dieser Kategorie der ehrenamtlichen Tätigkeiten mit ‚festerer Rahmung‘ zuordnen, da mit dieser Tätigkeit ein hohes Maß an Verlässlichkeit und Kontinuität (Beziehungsarbeit) verbunden ist. Alle anderen genannten ehrenamtlichen Tätigkeiten verlangen ebenso ein hohes Maß an Verlässlichkeit, dennoch ist die Rahmung etwas flexibler (z.B. bezüglich der Zeit oder des Themas). Hierzu zählen Engagement in der Kirche und Einrichtung(en) bei Bedarf, wie z.B. beim Flohmarkt, bei der Organisation und Durchführung von Festen, Mithilfe bei Wohnungsräumungen, Übersetzungen, usw. Schließlich kann die Organisation und

¹⁷ Diese Aussage kann nicht vollständig ausformuliert werden, da nicht gezielt nach informellen und formellen ehrenamtlichen Tätigkeiten gefragt wurde und nur drei der Befragten ein ehrenamtliches Engagement auch im informellen Bereich eigeninitiativ bestätigten.

Durchführung von Stadtteilprojekten thematisch und zeitlich seitens der ehrenamtlich Engagierten überwiegend selbst bestimmt werden.

Sechs der Interviewpartner/-innen waren zum Zeitpunkt der Interviews in ehrenamtlichen Tätigkeiten mit ‚festerer Rahmung‘ eingebunden, fünf in solchen mit ‚flexiblerer Rahmung‘. Drei der Befragten waren in beiden ‚Rahmungen‘ tätig. Aufgrund dieses Ergebnisses kann keine Tendenz bzw. Rückschlüsse, z.B. hinsichtlich priorisierter ‚Rahmungen‘ bzw. Tätigkeiten, vorgenommen werden. Auffallend war jedoch, dass alle Befragten in mehreren Gruppen, Angeboten, Projekten innerhalb einer oder mehrerer Organisationen ehrenamtlich tätig sind. Auch sind mindestens drei der Befragten gleichzeitig im formellen und informellen Bereich tätig.

Die acht Interviewpartner/-innen wohnen in fünf verschiedenen Stadtbezirken Wiens, sie engagieren sich mehrheitlich jedoch in weitaus mehr als nur in ihrem eigenen Stadtbezirk. Dies lässt den Rückschluss zu, dass der Ort ihres ehrenamtlichen Engagements mehrheitlich nur eine zweitrangige Rolle spielt. Erstrangig geht es ihnen um die Themen oder die persönliche Motivation ihres ehrenamtlichen Engagements.

Nur bei zwei der Interviewpartner/-innen findet das ehrenamtliche Engagement tatsächlich ausschließlich in ihrem Grätzl statt. Bei beiden wurde die Motivation deutlich, dass sie sich ehrenamtlich engagieren, *auch* um ihre Nachbarinnen und Nachbarn kennen zu lernen und um die Gemeinschaft im Grätzl zu stärken. Dies lässt sich meiner Ansicht nach auf die strukturellen Gegebenheiten des Grätzls (beide wohnen in demselben Grätzl) zurückführen: Laut Aussage eines der Gemeinwesenarbeiter vor Ort leben in diesem Grätzl etwa 5000 Bewohner/-innen, die in etwa 20 verschiedene Erstsprachen vertreten. Eigenen Beobachtungen zufolge gewinnt es durch die Hochhäuser, die sich mehr oder weniger um den Platz der Schule des Grätzls herum aufbauen, an einer gewissen Geschlossenheit. Diese Geschlossenheit wirkt sich aus Sicht eines der beiden Interviewpartner positiv auf die Art des Zusammenlebens der Nachbarinnen und Nachbarn aus. So berichtet er von einem ‚anderen Zusammenleben‘, anders (also besser) als außerhalb des Grätzls: *„und aufgrund dass es geschlossener ist (...) dann dann muss anders sein (.) vor meine Augen“* (IP1: 54/55). Diese Geschlossenheit und dieses daraus folgende als positiv erlebtes Zusammenleben lässt offensichtlich eine hohe Identifikation mit dem Grätzl zu.

6.2 Zugänge zum formellen ehrenamtlichen Engagement

Den Aussagen der Interviewteilnehmer/-innen zufolge scheint die **persönliche Anfrage bzw. Aufforderung** tendenziell eine wichtige Weichenstellung in einer Entscheidung für ein ehrenamtliches Engagement zu sein. So bewirkte bei der Hälfte der Befragten ein direktes Gespräch, z.B. seitens der Nachbarin, eines Freundes oder der aktuellen Gruppenleiterin, die Mitarbeit in einer Organisation bzw. die Übernahme eines Amtes. Dies deckt sich mit der

Feststellung Huths, dass die meisten Migrantinnen und Migranten den Zugang zu ihrem ehrenamtlichen Engagement über den Weg der persönlichen Ansprache finden (vgl. Huth 2011: 210).

Einen grundsätzlichen Zugang zum formellen ehrenamtlichen Engagement bekamen drei der Interviewpartner/-innen **über vorherige informelle ehrenamtliche Tätigkeiten**. Daher lässt sich die Tendenz ableiten, dass eine Bereitschaft zur Unterstützung von Familie, Freunden/Freundinnen und/oder Nachbarn/Nachbarinnen einen Zugang zu formellem ehrenamtlichem Engagement schafft.

Aber auch von Wegen zum ehrenamtlichen Engagement wurde berichtet, die unter der Überschrift **Eigeninitiative** subsumiert werden können. So brauchte einer der Interviewpartner/-innen beispielsweise selbst Hilfe, woraufhin er vor Ort sogleich auch seine Hilfe anbot (was auch angenommen wurde), ein weiterer Interviewpartner brauchte einen Praktikumsplatz und eine dritte Interviewpartnerin wollte sich ehrenamtlich engagieren, woraufhin sie sich an verschiedenen Stellen informierte, um sich anschließend bewusst für bestimmte ehrenamtliche Tätigkeiten zu entscheiden. Alle drei Wege der Eigeninitiative führten in ein längeres formelles ehrenamtliches Engagement.

Und schließlich stellte bei zwei der Befragten die **Öffentlichkeitsarbeit der sozialen Einrichtung** eine wichtige Weichenstellung dar, wie z.B. eine Tafel vor der Einrichtung oder eine Zeitungsannonce, die auf die Angebote der Einrichtung aufmerksam machten und zu einem Hinein-Gehen bzw. einem Anruf einlud.

6.3 Begriffe und (tradierte) Ideen zum ehrenamtlichen Engagement

In den Interviews wurde auch danach gefragt, wie die Interviewteilnehmer/-innen selbst ihre ehrenamtliche(n) Tätigkeit(en) bezeichnen (z.B. gegenüber Freunden/Freundinnen und Familie), um herauszufinden, ob die im deutschsprachigen Raum gebräuchlichen Begriffe, wie z.B. ehrenamtlich, freiwillig, bürgerschaftlich engagiert, usw. Begriffe sind, die auch von den ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation angenommen werden. Hierzu kann festgestellt werden, dass die Befragten überwiegend ihre konkreten Tätigkeiten beschreiben und keinen Überbegriff nennen, wie z.B. unterstützen, helfen bzw. Helfer, Springer oder „*Ich kümmere mich einfach um die Probleme der Mieter*“ (IP6: 249). Zwei der Befragten verwenden den Begriff ‚freiwillig tätig sein‘ bzw. „*ich bin Freiwillige*“ (IP5: 12), zwei weitere nutzen die Bezeichnung ‚aktiv sein‘ bzw. ‚tätig sein‘, aber auch ‚mitmachen‘.

Alle Befragten kannten die Idee des ehrenamtlichen Engagements bereits aus ihrem Herkunftsland. Daher boten sie auf die Frage hin, ob es in ihrer Erstsprache einen Begriff für

diese ehrenamtliche Tätigkeiten gibt, verschiedenste Übersetzungen an, oftmals verbunden mit bestimmten Vorstellungen:

Aus dem **Arabischen** wurde zunächst eine Unterteilung der Idee der Einrichtung und der Personen vorgenommen. So werden die Einrichtungen als ‚Gesellschaften/Vereine, die freiwillig sind‘ (vgl. IP1: 621 – 626) bzw. ‚Gesellschaft, die zusammen ist‘ (vgl. IP1: 637) bezeichnet. Der/die ehrenamtlich Engagierte wurde dagegen als ‚*Mitglied in Bewegung*‘ (IP1: 673) übersetzt, wobei hier weiterhin in ein Engagement mit politischem Zweck (z.B. Arabischer Frühling) und mit sozialem Zweck unterschieden wurde.

Eine Diskrepanz bestand zwischen den beiden Interviewteilnehmer/-innen mit **serbischer** Erstsprache. Verwendet der/die eine die Übersetzung ‚*freiwillig, Freiwilliger*‘ (IP2: 167), stellt der/die andere die Begriffe ‚*Volontär*‘ (IP3: 198) oder ‚*Helfer*‘ (IP3: 207) als Übersetzungsmöglichkeit vor. Aus der Erzählung des/der zweiten Befragten lässt sich weiterhin schließen, dass er/sie den Begriff Volontär eher im Bezug auf sportliche Tätigkeiten (z.B. Trainer/-in), den Begriff Helfer eher im Bezug auf soziale Tätigkeiten verwendet.

Auch aus dem **Albanischen, Bosnisch-Montenegrinischen und Russischen** wurde der Begriff ‚*Voluntärarbeit*‘ (IP7: 315) oder ‚*Voluntär*‘ (IP8 in IP7: 318, vgl. IP5: 394) vorgestellt. Weiterhin wurde von der/dem Interviewpartner/-in mit russischer Erstsprache das Wort ‚*Engagement*‘ (IP5: 377) als Übersetzung bestätigt. Als weitere Eigenschaften, die zu einem Engagement gehören, nannte er/sie ‚gut sein bzw. ein gutes Herz haben‘ und ‚weiter aufbauen und helfen wollen‘ (vgl. IP5: 387/388).

Der/die Interviewpartner/-in mit **slowakischer** Erstsprache bot folgende Übersetzung an: ‚*Mithelfer oder Mitarbeiter, welche gratis arbeitet*‘ (IP4: 434/435).

Aus dem **Türkischen** schließlich wurde die Übersetzung ‚*ehrenamtlich (1) mit Liebe*‘ (IP6: 312), aber auch ‚*freiwillig*‘ (IP6: 315) formuliert. Die weitere Betonung, dass es auch in der Türkei freiwillige Helferinnen gibt (vgl. IP6: 327), deutet daraufhin, dass ehrenamtliche Tätigkeiten in ihrem Herkunftsland vorwiegend Frauen vorbehalten sind. Als Eigenschaften, die zu einer solchen Tätigkeit gehören, wurden genannt: ‚*Man muss das auch gern machen (...) weil (.) da gehts nicht ums Geld, sondern da gehts ums (.) EHRENamtliche (.) FREIwillige, dass du DA bist und sagst: "Ich bin jetzt DA für diese Stelle und (.) des MACH ich jetzt, aber freiwillig (.) aber GERNE (2) DAS ist wichtig*‘ (IP6: 321 – 325). In dieser Beschreibung spiegelt sich die Liebe zur Tätigkeit und die Präsenz, die damit verbunden ist, als Idee wider.

Aufgrund dieser Übersetzungen und Vorstellungen lässt sich zusammenfassen, dass die Idee des ehrenamtlichen Engagements in ähnlicher Form auch in den Herkunftsländern der Befragten bekannt ist. Interessanterweise stimmten diese Übersetzungen oftmals nicht mit den Begriffen, die sie selbst für ihre Tätigkeiten verwenden, überein. Z.B. wurde vier Mal die Übersetzung

Volontär angeboten, jedoch wurde dieser Begriff von keinem/keiner der Befragten als eigene Bezeichnung ihrer Tätigkeit vorgestellt. Von daher scheinen auch die allgemeinen Begriffe aus ihren Herkunftsländern nicht ihrem alltäglichen Sprachgebrauch zu entsprechen.

6.4 Motive der Befragten für ehrenamtliches Engagement

Die Motive, die die befragten Migrantinnen und Migranten erster Generation zum ehrenamtlichen Engagement in ihrem Stadtteil oder Gemeinwesen bewegten, sind sehr vielschichtig. Da diese in den Interviews sowohl explizit geäußert wurden, aber auch in der Auswertung als immanenten Sinngehalt herausgearbeitet wurden, kann in diesem Kapitel nun keine Reihenfolge, z.B. bezüglich der Anzahl der Nennungen, erfolgen. Es kann lediglich eine Aufzählung der Motive geleistet werden in Verbindung mit einer Tendenzaussage. Zudem werden die Motive nachfolgend in zwei Kategorien aufgeteilt:

- 1) Motive, die auf den/die ehrenamtlich Engagierte/n bezogen sind und
- 2) Motive, die auf das Kollektiv bezogen sind.

Auch wenn sich die Motive nicht gänzlich voneinander in dieser Form trennen lassen und immer wieder Überschneidungen stattfinden, soll diese Aufteilung doch einem leichteren Überblick dienen.

6.4.1 Auf das Individuum bezogene Motive

Es ist zunächst festzuhalten, dass tendenziell das Motiv **„Gleichgesinnte kennen lernen bzw. in Kontakt kommen wollen“** im Zusammenhang mit dem ehrenamtlichen Engagement eine Rolle zu spielen scheint. Gleichgesinnte finden die Befragten sowohl in anderen Teilnehmern/Teilnehmerinnen (was sich beispielsweise an der regen Teilnahme an Projekten zeigt: *„und alle, jung, alt, Mittelalte, alle zusammen (.) arbeiten“* (IP1: 150)), in anderen ehrenamtlich Engagierten, als auch in Fachkräften in den jeweiligen Einrichtungen. Letzteres wird beispielsweise deutlich, indem einer der Interviewpartner äußert, dass es ihm wichtig ist, dass seine Einstellung ‚alle sind gleich‘ mit ihm geteilt wird und er davon überzeugt ist, dass auch ‚sein‘ Nachbarschaftszentrum inklusive der Fachkräfte so denkt (vgl. IP3: 351/352). Gleichgesinnte finden sich auch in Erzählungen, in denen **„gemeinsam an einem Ziel“** gearbeitet wurde, wieder, wie z.B. *„Also mir gefällt es, wenn ich, wenn ich mit anderen Menschen, ja? Probleme lösen kann, wo die Mieter (.) glücklich sind, ja?“* (IP6: 142/143). Besonders positiv wird es hervorgehoben, wenn das gemeinsame Arbeiten, z.B. in einem Projekt, auch nach außen präsentiert wird: *„da zeigen wir (.) "wir sind eine Hand"“* (IP1: 162).

In Fällen, in denen die persönliche Ansprache im privaten oder beruflichen Umfeld fehlt, steht ein ‚in Kontakt kommen wollen‘ in engem Zusammenhang mit dem Motiv **‚nicht alleine sein wollen‘**. Dies war besonders der Fall,

- 1) wenn keine Familie (kurz- oder längerfristig) vor Ort ist (verdeutlicht z.B. in der Aussage: *„der Sohn ist in der Schule (...), der ist bis 16Uhr dort und meine Tochter ist im Kindergarten. (...) Ja, ich bin quasi allein zu Haus“* (IP2: 284 – 287)) oder
- 2) im Beruf Bedingungen vorherrschen, in denen die ausübende Person keine persönliche Ansprache erfahren kann (z.B. *„ich arbeite viele Mal mit äh sehr viele demente Kranke“* (IP4: 563)) und daraufhin den Drang hatte, *„zwischen die Leute“* (IP4: 562) zu kommen.

Ebenso spielt die Frage nach dem **‚Sinn‘** tendenziell eine große Rolle im Zusammenhang mit der Ausübung einer ehrenamtlichen Tätigkeit. So wird beispielsweise ein ‚endlich wieder etwas zu tun haben‘ (vgl. IP2: 157) geäußert oder es wird erzählt, dass sie erfahren, dass ihr Handeln und ihre Zeit gebraucht wird (z.B. *„äh, die viele Leute schon stehen eine Stunde vor den Türen, weil warten, ((lachend)) wenn dann öffnen sich die Türen (.) also, ich seh das wirklich toll“* (IP4: 82/83)). Einige der Befragten äußern das Motiv ‚Sinn‘ explizit auch beispielsweise in Form von *„Erfüllung“* (IP7: 265) oder *„Auftrag“* (IP8: 35).

Die **‚Eröffnung beruflicher Chancen‘** ist ebenso ein Motiv, das nicht außer Acht gelassen werden darf. So bekam ein Interviewpartner beispielsweise die Chance, in einem Nachbarschaftszentrum sein Praktikum zu absolvieren, welches ein wichtiger Teil seiner momentanen Umschulung ist und dadurch in weiterer Folge eine wichtige Hürde in das Berufsleben darstellt.

Auch das Motiv **‚Spaß‘** fand sich in verschiedensten Formen in den Interviews wieder. Entweder direkt geäußert oder in Beschreibungen, aus denen deutlich wird, dass er sein/sie ihr Hobby in einer Organisation ausüben möchte, auch beispielsweise als Ausgleich zum vergleichsweise ernsten (Berufs-)Leben. In einem Fall wurde der Beruf als besonders einschränkend und im Gegenzug dazu die Entscheidung, sich ehrenamtlich zu engagieren, gar als bewusste **freiheitliche Entscheidung** empfunden (vgl. IP4: 562 – 567).

Der ‚Spaß‘ wiederum kann in enger Verbindung mit der **‚Umsetzung von persönlich gesteckten Zielen‘** stehen. Dies findet sich sowohl in Erzählungen, in denen es um den Wunsch nach persönlicher Herausforderung (z.B. *„die das Ziel, die Zielsetzung ist die, dass (.) ich WILL wachsen (1). ICH will wachsen“* (IP5: 251/252)) geht, um eine Verwirklichung eigener Ideen oder um konkrete Erfolge, die erzielt werden wollen (z.B. *„Und das motiviert mich (.), wenn ich was erreiche (.), dann bin ich schon motiviert auf den nächsten Fall“* (IP6: 148/149)).

Weiterhin findet sich immer wieder das Motiv ‚**Verbesserung der deutschen Sprache**‘ in den Interviews. Ausdrucksvoll wird dies beispielsweise in folgender Sequenz geschildert: „*Und wenn ich komme in NACHBARSCHAFTSZENTRUM, ich habe schön Zeit für meine Deutsch zum Verbessern und (.) das ist auch GUT für mich*“ (IP3: 169/170).

Und schließlich war in Aussagen, wie „*dann ähm ich bin sehr neugierig, wie läuft das?*“ (IP4: 568/569) oder „*es war was Neues*“ (IP2: 37) als Motiv die ‚**Neugierde**‘ zu finden.

6.4.2 Auf das Kollektiv bezogene Motive

In dieser Kategorie ist zunächst festzuhalten, dass tendenziell das Motiv ‚**Helfen wollen**‘ im Zusammenhang mit dem ehrenamtlichen Engagement eine Rolle zu spielen scheint, da es – wenn auch nur in drei Fällen an erster Stelle stehend – von allen Interviewpartner/-innen benannt wurde oder immanent zu finden war. Immanent fand sich dieses Motiv in Aussagen, wie z.B. ‚einen guten Rat geben wollen‘ (vgl. IP4: 580-586) oder „*Also mir gefällt es, wenn ich, wenn ich mit anderen Menschen, ja? Probleme lösen kann, wo die Mieter (.) glücklich sind, ja?*“ (IP6: 142/143). Eine Interviewpartnerin distanzierte sich eindeutig von dem Hilfebegriff in der Aussage „*Hilfesyndrom zum Beispiel besitze ich NICHT*“ (IP5: 178), aber sie äußerte während des Interviews, dass sie durchaus Menschen einen ‚Gefallen tun möchte‘ (vgl. IP5: 155), was unter dasselbe Motiv subsumiert wurde.

Ein Interviewpartner betonte, dass für ihn im Zusammenhang der Hilfe eine **direkte Begegnung** der Menschen wichtig sei. So erzählt er beispielsweise, dass er sein ehrenamtliches Engagement nutzt, um „*face-to-face-Begegnungen*“ (IP7: 86), z.B. in Form von Reisen, zu organisieren, um einen kulturellen Austausch zwischen Österreich und einem Land in Ex-Jugoslawien zu initiieren (vgl. IP7: 83 – 88). Seine Motivation zu diesem Kulturaustausch begründet er selbst mit der Aussage „*motiviert hat mich (.) äh sag ich jetzt amal die Liebe zu meine alte Heimat*“ (IP7: 110/11), weshalb neben dem ‚**Kulturaustausch**‘ die ‚**Heimatliebe**‘ als weiteres Motiv in dieser Aufzählung aufgenommen werden soll. Damit schließt sich ein weiteres Motiv direkt an: ‚**Menschen zusammen bringen wollen**‘. Der Kontakt bzw. die Kommunikation zwischen Menschen wird hierbei als Voraussetzung für ein gutes Zusammenleben bzw. für eine gelingende Integration oder für einen gelingenden (Kultur-)Austausch genannt. So werden beispielsweise Stadtteilprojekte zusammen mit den Nachbarinnen und Nachbarn durchgeführt, um im gemeinsamen Tun einen „*Kontakt ,unter Menschen*“ (IP1: 228) herzustellen.

Das Motiv ‚**aktiv sein wollen**‘ ist sicherlich eine generelle Grundvoraussetzung, um sich ehrenamtlich zu engagieren. Besonders in drei Interviews spielte dieses Motiv eine explizite Rolle und zeigte auf, dass dieses Motiv weiterhin in zwei Motivationen geteilt werden kann, und zwar

1) in die Motivation ‚**sich für die Verbesserung der Lebensqualität (für sich und die Nachbarn/Nachbarinnen) aktiv einsetzen wollen**‘ und 2) die Motivation ‚**für die ‚neue Heimat‘ einen Beitrag leisten wollen**‘.

Die *erste Motivation* wurde von einer Interviewpartnerin formuliert, die sich bewusst dafür entschied, nicht abzuwarten, sondern aktiv für eine Verbesserung ihres Wohnumfelds einzutreten:

„(...) und dann ist die Truppe gekommen, ja? Das ist eine Gruppe von 5 Personen, die kommen immer einmal in der Woche (1) und putzen alles in unserer Wohnhaus-Wohnhausanlage, innen und außen, also innen und außen wird drum- (.) und dann fahren sie weg. Also es ist keiner vor Ort da, ja? (.) Wie früher (1). Jetzt hab ich gsgt: "jetzt nehm ich das in die Hand (.) und leite das weiter bei (.) Mängeln, Beschwerden, sollte es ein Notfall geben (.) ruf ich gleich vor Ort die Wohnbaugesellschaft an“ (IP6: 18 – 23).

Auf diese Weise handelt sie sowohl für ihre eigene, jedoch auch für eine verbesserte Wohn- und damit Lebensqualität ihrer Nachbarinnen und Nachbarn des Grätzels.

An folgendem Beispiel aus einem weiteren Interview soll die *zweite Motivation* dargestellt werden:

„IP1: das sollen auch Große sein zu sein (...). Für wem? Für ‚Österreich in Zukunft‘ (.) weil es ist die Öst- die Kinder, die sind Zukunft für Österreich (...). Ist nicht mehr für Ägypter oder für die Türkei oder für (.) Polen oder für Jugoslawien oder so (.) ehemalige- ehemalige Jugoslawien (1) das sind alle für ‚Österreich‘ (...) und das so wichtig (1) wenn ich hier lebe und im Land, ich muss auch- die Kinder verstehen das schon“ (IP1: 72 - 81).

Diese Aussage folgt einer Darstellung, wie selbstverständlich (und ohne zu ethnisieren) die Kinder des Grätzels Integration leben. Diesem Beispiel sollen nun auch „*die Großen*“ nacheifern. Vor allem durch die Aussage „*ich muss auch*-“ wird das Plädoyer des Interviewpartners für eine eigene Aktivität jedermanns, also gegen ein passives Abwarten, deutlich, mit dem Zweck, für seine ‚neue Heimat‘ einen aktiven Beitrag zu leisten.

Ein weiterer Interviewpartner teilt diese Einstellung, indem er betont, dass er nicht für sich selbst, sondern der Gesellschaft wegen, der er jetzt angehört, aktiv wird: „(...) *dass i bin politisch (1) auch tätig (.) ehrenamtlich (1) (...), nicht mit dem Ziel (1) etwas (.) erreichen, also eine Individuum (1), sondern MITmachen (1). Mitmachen (1) und äh etwas tun (3). Und das ist mein Hauptziel*“ (IP8: 31 – 35). Dies begründet er weiterhin mit folgender Aussage: „*Einfach weil ich ich lebe hier (1) ich (.) mit eine Vorleben, also nicht nur einfach, was (.) äh genießen (1), was gibts, sondern etwas ein mein Beitrag leisten (1) ,in diese Welt auch‘ (1) Weil (.) Österreich ist praktisch ist jetzt (...) ist mein HEIMat*“ (IP8: 40 – 43).

In seiner ‚vorigen Welt‘ hatte er bereits die Möglichkeit, einen Beitrag zu leisten. Dies möchte er nun auch für seine jetzige Heimat tun.

Eng verbunden mit der zweitgenannten Motivation steht das Motiv ‚**Dankbarkeit**‘. Hat der/die Interviewpartner/-in selbst Hilfe (besonders in einer Notsituation) erfahren und dies als hohes Gut erlebt, besteht eine hohe Motivation, diese gute Erfahrung wieder zurück- oder weitergeben

zu wollen. Besonders deutlich wird dies in folgender Sequenz: „*Weil ich weiß wie, wie was ist so (.) weil wenn ich war, wenn ich hier gekommen (...) wegen Krieg, was ist das wenn jemand hilft. Und (.) es ist gut, dass das ich auch jemanden helfe kann*“ (IP3: 226 – 228). Auch ein weiterer Interviewpartner befand sich aufgrund des Krieges in einer Notsituation und hat von Österreich Hilfe erfahren: „*WAS Österreich (1) hat (.) für die (.) Bosnien gemacht (1) Da kann man n i e vergessen (1). Es ist sehr viel (1). Wir sind hier gekommen (2) ich hab meine (1) zu HAUSE gefunden*“ (IP8: 370 – 372). Diese Hilfe, die rückblickend sein gesamtes Herkunftsland generell, aber auch er selbst in Form eines neuen zu Hauses (was ein Wohlfühlen in und eine empfundene Zugehörigkeit zu Österreich inkludiert) erhalten hat, wird als unbeschreiblich groß empfunden und muss sich - schon allein der Fairness wegen - seiner Ansicht nach in ein aktives Handeln umwandeln: „*Und äh (2) einfach, ich glaube es ist FAIR (2) wenn du kommst (.) und wenn du tust was (1) zusammen mit den Menschen*“ (IP8: 43/44).

Dieses Zugehörigkeitsgefühl auch anderen Mitmenschen (in ähnlicher Situation) zu ermöglichen, konnte als weiteres Motiv, hier zusammengefasst als **„Anderen Möglichkeiten eröffnen wollen“**, ausgewertet werden. Dies zeigt sich beispielsweise in Erzählungen, in denen der ehrenamtlich Engagierte auch andere Migranten und Migrantinnen motivieren möchte, „*dass sie sich mehr (.) in diese Gesellschaft irgendwie (.) DURCH ehrenamtliche Arbeit auch (.) das ist eine Form (.) oder eine eine Möglichkeit, sich auch mehr zu etablieren, ja? Und und und eben mit diesem System irgendwie auch (.) ja (.) mehr anerkannt zu werden*“ (IP7: 200 – 203). Er selbst hat offensichtlich erfahren, dass er sich durch das ehrenamtliche Engagement in der Aufnahmegesellschaft etablieren konnte und auch Anerkennung erhielt, was ihm vor allem als Migrant gut zu tun schien. Diese Erfahrung möchte er auch anderen Migrantinnen und Migranten zuteilwerden lassen. Ebenso nützt er sein ehrenamtliches Engagement, um Veranstaltungen zu organisieren, an denen Andere ihre Fähigkeiten weitergeben bzw. zeigen können (‘Leute, die ausstellen oder singen‘ (vgl. IP7: 163/164)).

6.5 Formen der Anerkennung im Möglichkeitsraum des ehrenamtlichen Engagements

Auf die Frage ‚Welche Anerkennung haben Sie schon für Ihre ehrenamtliche Tätigkeit erhalten?‘ wurden vorwiegend immaterielle, aber auch materielle Anerkennungen expliziert bzw. konnten in der dokumentarischen Interpretation herausgearbeitet werden. Diese sollen im Folgenden ausgeführt werden. Auch hier stellt die gewählte Reihenfolge der Anerkennungen keine Aufzählung im Sinne einer Häufigkeitsaussage bezüglich der Nennungen dar, jedoch wird wiederum versucht, eine Tendenzaussage zu leisten.

So wird tendenziell eine **„positive verbale oder non-verbale Reaktion von Anderen“** als Form der Anerkennung geschätzt. Reaktionen von Teilnehmer/-innen, anderen ehrenamtlich Engagierten, Fachkräften, Familienangehörigen oder anderen (wie z.B. Nachbarinnen/Nachbarn), wie ‚Danke‘, ‚das hast du gut gemacht‘, ‚du bist ein guter Mensch‘, *„WOW ich habe NIE geglaubt, dass du das SCHAFFST!“* (IP5: 349 – 353), usw., aber auch ‚ein Lächeln‘ wurden hierzu von den Interviewteilernehmer/-innen aufgezählt.

Immer wieder wurde eine solche Reaktion **von einer Person aus einer höheren Position** als besondere Anerkennung erwähnt, z.B. von einer leitenden Fachkraft, dem Präsidenten der Einrichtung, Personen der nächsten Ebene, wie z.B. *„auf Bezirksebene“* (IP6: 352), usw.

Oftmals wird diese Anerkennung den Interviews zufolge vor allem dann geschätzt, wenn sie sich auf **„konkrete Fähigkeiten der/des ehrenamtlich Engagierten“** bezieht. So wurde es beispielsweise in einem Fall von dem Befragten als Anerkennung empfunden, dass er aufgrund großer Zufriedenheit mit seiner Arbeit seitens des Fachpersonals im Nachbarschaftszentrum gefragt wurde, ob er auch nach dem Praktikum weiter für sie ehrenamtlich tätig sein wolle. In zwei anderen Fällen wurden die Fähigkeiten der ehrenamtlich Engagierten beispielsweise wie folgt ausgesprochen: *„Mein Gott, Sie waren so perfekt, alles gemacht und schnell und Sie sind erste Mal ((lachend) bei uns, wie können Sie da?“* (IP4: 257/158) und *„diese Frau erledigt wirklich alles“* (IP6: 370). Nicht etwa Attribute wie ‚sympathisch‘ fallen, sondern ‚Zufriedenheit mit der Arbeit‘, *„perfekt“*, *„schnell“* oder ‚verlässlich‘.

Auch über anerkennende Worte hinaus werden **Aufgaben, die der/die ehrenamtlich Engagierte aufgrund ihrer Fähigkeiten erhält**, als besonders anerkennend empfunden, umso mehr, wenn eine gegenseitige große Anerkennung besteht:

„ich habe große Anerkennung äh für einen (...) Angestellten (...) in der sozialen Einrichtung, er heißt MagISTER (.) äh THOMAS W e b e r und er weiß, dass ich ihn so verehere und so weiter (.) und DER DER (.) äh hat geschafft äh dass er von mir auch so eine (...) YouTube sozusagen Aufnahme gemacht (...) und ausgerechnet mich hat er (.) reden lassen und das war mein (.) "Wow" sagte ich "ausgerechnet von diesem Kerl krieg ich (.) sowas"“ (IP5: 403 – 408).

Ein **„Ernst-Genommen-Fühlen“** wurde weiters als wichtige Form der Anerkennung genannt. Dies zeigt sich bspw. im Erfahren einer kollegialen Ebene in der Einrichtung, was bspw. in der Aussage *„sprich, die Mitarbeiter waren wirklich super, die Kollegen, die waren wirklich super“* (IP2: 37/38) deutlich wird. Ferner wurden (an)erkannte Fähigkeiten von der Verwandtschaft oder der Nachbarinnen/Nachbarn hierzu berichtet. Aber auch Erfahrungen der Nichtanerkennung in diesem Bereich, z.B. abschätziges verbales Verhalten hinter dem Rücken dem/der ehrenamtlich Engagierten oder abfälliges Ansehen der ehrenamtlich Engagierten seitens der Nachbarinnen und Nachbarn, deuten auf die Wichtigkeit dieser Form der Anerkennung hin. Und schließlich ist

hierzu ein **Interesse am Leben bzw. an der Person der/des ehrenamtlich Engagierten** (über das ehrenamtliche Engagement hinausreichend) als wichtiger Unterpunkt in diesem Bereich zu nennen. So berichtete eine der Interviewpartner/-innen beispielsweise, dass die Fachkräfte der Einrichtung so gut über ihr Leben Bescheid wussten, dass sie extra für die ehrenamtlich Engagierte Seminare als Angebot herausuchten, die sie beruflich weiterbringen würde und auch ein regelmäßiges Nachfragen bei der ehrenamtlich Engagierten von einem Interesse an ihrer Person zeugt: *„die fragen sich immer auch alle beide, wie geht es mir? Oder "Schade, Sie haben nur einen Patient! Wie können Sie weitergeben oder wie leben Sie?"“* (IP4: 190/191).

Diese Form der persönlichen Anteilnahme führt direkt zu der ebenfalls tendenziell wichtigen Form der Anerkennung **„Menschen erinnern sich an die/den ehrenamtlich Engagierte/n“**. In diesem Zusammenhang wird zunächst immer wieder die Kommunikation mit den Menschen im sozialen Netzwerk positiv erwähnt. So berichtet ein Interviewpartner bspw. von dem Kontakt beim Flohmarkt: *„man redet mehr mit den Leuten als die wirklich was kaufen oder so es sind die die meisten Leute, die was da sind (.) die was auch die anderen Tage da sind, kommen halt (.) vorbei und so“* (IP2: 49 – 51). Das Reden *„mit den Leuten“* steht vor dem eigentlichen Zweck des Flohmarkts und lässt eine soziale Beziehung entstehen, da *„die meisten Leute, die was da sind (...) auch die anderen Tage da sind“*. Der regelmäßige Kontakt führt also letztendlich zu einem sozialen Netz, welches während des ehrenamtlichen Engagements geknüpft wird. Diese sozialen Kontakte werden besonders dann als wertvoll empfunden, wenn es sich nicht nur auf den Ort des ehrenamtlichen Engagements beschränkt: *„also mit diese Leute so, dass wenn wir irgendwo, nicht in Nachbarschaftszentrum, irgendwo in Stadt treffen, wir reden miteinander und so was. (...) Das ist sehr schön, wenn ich weiß, das habe ich schöne gute Leute kennen, kennen gelernt. DAS ist eine schöne GEFÜHL“* (IP3: 243 – 248). Enge Bezugspersonen werden dabei als besondere soziale Beziehungen, die sich im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements entwickelten, beschrieben. Z.B.:

„es gibt (.) eine (...) Professor äh äh Stefan Maiwalder. (...) WENN ER UNS sozusagen betreut, diejenige, sie freIWILLIG ihm HELFEN, (...) dann bedankt er sich AUSSERordentlich gut UND STEHT ZU UNS und besonders MICH, (...) er hat SEHR viel mir äh spezielle so WÄRME gegeben“ (IP5: 77 – 86).

Zwei der Interviewteilnehmer/-innen haben weiterhin die besondere Form der Anerkennung des **„Vertrauensbeweises erfahren“**, welche aus meiner Sicht als weitere wichtige Form der Anerkennung gewertet werden kann. In beiden Fällen wurde diese Anerkennung seitens des Fachpersonals der jeweiligen Einrichtung vergeben. Hierzu erzählt einer der Interviewteilnehmer/-innen bspw., dass er auf Anfrage den Schlüssel des Nachbarschaftszentrums (erstmalig) erhalten hat, um die Räume des Zentrums – ohne die Anwesenheit von weiteren Personen, z.B. dem Fachpersonal - für sich nutzen zu können. Dies wertete er als großes *„Vertrauen“* und *„Ehre“*, auch da er diese Situation aus der *„anderen*

Perspektive‘ kennt: „ZUM Beispiel bei mir auch (1) äääh, ich hab meine Schlüssel von meine Haus (1) ich hab zu meine Nachbar gegeben (1) ist nicht leicht, aber wenn natürlich gut kennst (...) aber nur wenn du eine Vertrauen Mensch in hast (.) und das ist natürlich für de andere eine Ehre“ (IP1: 766 – 771).

Das ‚Erinnern an die/den ehrenamtlich Engagierte/n‘ wird vor allem im Zusammenhang mit unregelmäßigen oder gewachsenen Beziehungen genannt. Dies bezieht sich sowohl auf die Fachkräfte der Einrichtung („Also und sehen Sie, sie hat mir nicht drei, vier Monate gesehn und jetzt (.) konnte sie sich erinnern“ (IP4: 225/226)), die Teilnehmer/-innen eines Nachbarschaftszentrums oder auf Kontakte, die während des ehrenamtlichen Engagements entstanden sind und sich auf die private Ebene ausgedehnt haben:

„Sie rufen oft an, obwohl ich habe sie lang nicht gesehn. (...) (Ah Ich) spüre, dass EHRLICH ist (1) weil (1) es gibt kein Interesse, wenn du hast keine Interesse (an eine Zusammen), dann dann s- es MUSS DOCH WAS SEIN (.) wieso ruft dich ein Mensch an (.) weiß nicht (1) 3 Monate oder 5 , schon 6 Monate (1) oder ein Mensch er lebt in (.) also (1) Australien oder oder Kanada oder äh USA (1) und schickt was“ (IP8: 257 – 262).

Eine weitere tendenziell wichtige Form der Anerkennung stellen Situationen dar, die als ‚Erfolge‘ gewertet werden. Hierzu werden beispielsweise ‚das Mitmachen der Nachbarinnen und Nachbarn bei der initiierten Idee‘, ‚Projekte, die umgesetzt und angenommen werden‘, ‚zufriedene Gesichter der Teilnehmer/-innen nach Beendigung der gemeinsamen Gruppe oder nach Abschluss eines Projekts‘, aber auch generell Situationen, die den Sinn des ehrenamtlichen Engagements ersichtlich machen (z.B. „Und dann (.) also (.) ich hab viele Sache gemacht (2) und i bin auch zufrieden (1). Weil diese kleine Kleinigkeiten machen die Ganze (.) und wenn du machst eine Rückblick, du siebst "Aha, DOCH (.) habe etwas gemacht"“ (IP8: 66 – 68)), genannt. Auch konkrete Gegenleistungen, die aufgrund des ehrenamtlichen Engagements folgen, gehören zu diesem Bereich. Hierzu erzählt eine Interviewteilnehmerin beispielsweise über ihre gute Zusammenarbeit mit der Wohnbaugesellschaft, welche ihre Fähigkeiten schätzt: „Und die sehn des, "diese Frau erledigt wirklich alles" und (.) da hab ich auch die Anerkennung, weil die erledigen meine Wünsche auch ganz rasch“ (IP6: 370 - 372).

Im Bezug auf die Erfolge wurde ebenfalls die höhere Ebene explizit erwähnt. So hob ein Befragter beispielsweise das Interesse der Stadt Wien bzw. der städtischen Politik an seinem Projekt positiv hervor:

„ich habe nie gedacht, dass es der (...) Stadt Wien an das zu schauen, oder da sag mer schon die Politik von Wien (...) Ich habe NIE gedacht, nie daran gedacht (1). Einen Tag (...) der (.) Juliane sagt zu mir (...): "(...) wir haben eine Einladung im Rathaus" "warum, für was?" "weil äh wir haben eine Ehrung bekommen äh für unser Projekt" "ooh (1) das ist so?" (...) "JA (1) Von Wi e n, (...) es gibt verschiedene Projekte und da haben schon ausgewählt (.) eine eine (.) unser Projekt war eine von dieses" (...) hat mich Freude gemacht“ (IP1: 702 – 710).

Die Erzählung in Dialogform, die Beschreibung des Überraschungseffekts („*Ich habe NIE gedacht*“) und die Endung „*hat mich Freude gemacht*“ deuten auf die hohe Emotionalität der damaligen Situation und damit auf die Wichtigkeit dieser Form der Anerkennung für ihn hin; es wird darüber berichtet, als wäre es erst vor kurzem gewesen.

In engem Zusammenhang zur Wahrnehmung des Projektes seitens der Politik bzw. der Stadt steht die **„öffentliche Wahrnehmung des/der ehrenamtlich Engagierten“**, auch als Migrant/-in in Österreich. Die **„offizielle Ehrung“** steht hier nochmals als Zeichen für diese öffentliche Anerkennung. Auch der **„Mitgliedsausweis“**, **„die offizielle Wahl (bspw. des Mieterbeirats/der Mieterbeirätin)“** sowie **„Zeitungsartikel inkl. Fotos“**, **„Radio- und Fernsehsendungen“** über das ehrenamtliche Engagement der Interviewpartner/-innen fallen unter diese Kategorie.

Die **„Ausgabe von Fahrscheinen/Tickets“** oder **„kostenlose Getränke und Imbiss“** während verschiedenster Veranstaltungen werden von den ehrenamtlich Engagierten nicht nur als Anerkennung empfunden, sondern geben ihnen auch die Möglichkeit, sich ohne zusätzliche finanzielle Belastung ehrenamtlich zu engagieren, wodurch sich die generelle Zielgruppe auch auf finanziell Schwächere ausweitet.

Weitere genannte materielle Anerkennungen waren **„Seminarunterlagen“**, die ausgegeben wurden, **„Jahresausflug“**, der regelmäßig für die ehrenamtlich Engagierten organisiert wird oder auch der Erhalt eines persönlich verfassten **„Geburtstagsbriefes“** seitens der Einrichtung, in dem sowohl auf die berufliche („*wunderschöne Zusammenarbeit*“ (IP8: 264/265), als auch auf die private Ebene (Wunsch eines wunderschönen Lebens (vgl. IP8: 265)) Bezug genommen wurde. Diese Anerkennung, so berichtete der Interviewpartner, war ihm viel wichtiger *„als hunderttausend Worte“* (IP8: 267).

Und schließlich wurde der **„Erhalt von kleinen Aufmerksamkeiten“**, wie z.B. Schokolade, genannt, jedoch wurde im gleichen Atemzug erwähnt, dass dies eher als Nettigkeit, denn als Anerkennung empfunden wurde.

6.6 Zugehörigkeit – eine besondere Form der Anerkennung im Möglichkeitsraum des ehrenamtlichen Engagements

Die Mehrheit der Interviewpartner/-innen berichtet von Erfahrungen sozialer oder beruflicher Desintegration, was eine Form der gesellschaftlichen Nichtanerkennung ist. Dies weist auf die sozialen Segmentierungsprozesse hin, die eine weitere Folge der Individualisierung sind. In diesen Lebenssituationen ist „das psychosoziale Gleichgewicht – im Zusammenspiel von *Selbstwert*, sozialer *Anerkennung* und *Selbstwirksamkeit* – gefährdet“ (Böhnisch 2008: 33), wodurch die

Betroffenen Wege finden müssen, wieder handlungsfähig zu werden. In desintegrativen Situationen sind Menschen nach Lothar Böhnisch besonders gefordert, handlungsfähig zu sein und zu bleiben. Nach ihm sind „Lebensschwierigkeiten und kritische Lebensereignisse, mögen sie sich sozial immer auch als Desintegrationstendenzen darstellen, (...) zuvörderst Anlässe, ihre Handlungsfähigkeit wiederherzustellen“ (Böhnisch 2012: 57). Ein Aspekt des Umgangs mit der Individualisierung zielt auf die „Suche nach einer neuen Art der sozialen Einbindung“ (ebd.: 44). In der Migrationsfrage ist die Spannung von Lebensbewältigung und sozialer Integration besonders aufgeladen (vgl. ebd.: 57). Migrantinnen/Migranten, die ebenfalls versuchen, wie Marion Gemende postuliert, Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse zu bewältigen, finden besondere Bedingungen vor: „Migration bedeutet objektiv zunächst Freisetzung aus dem Herkunftsland, ohne sich diesem nicht mehr zugehörig zu fühlen, und ‚Vergesellschaftung‘ im Aufnahmeland, ohne diesem vollständig zugehörig zu sein“ (Gemende 2003: 150). Damit bezieht sich ihre Bewältigung auf (mind.) zwei gesellschaftliche Kontexte bzw. soziale Gruppen. Zugespitzt wird dies noch durch die Konfrontation mit der Erwartung zur Assimilation einerseits und der Fremdenangst der Einheimischen, die zur gesellschaftlichen Ausgrenzung (mit fehlenden Rechtsansprüchen einhergehend) führt, andererseits (vgl. ebd.: 150/151). Um sich sozial integrieren zu können, nutzen Migrantinnen/Migranten nach Gemende Bedingungen des Sozialstaats und versuchen auf diese Weise, zu „‘normalen‘ Gesellschaftsmitgliedern“ (Gemende 2003: 152) in dem Sinne zu werden, als „sie als Marktteilnehmer, Wohnungsnehmer, Patienten, Klienten, Kinder, Schüler in die entsprechenden sozialen Teilsysteme mit einem bearbeitbaren Ausmaß an Friktionen einbezogen werden“ (Bommes 1994, zit. nach Gemende 2003: 152).

Auch das ehrenamtliche Engagement verspricht hier neue Möglichkeiten sozialer Teilhabe, wie auch Chantal Munsch formuliert (vgl. Munsch 2011: 748). Dies wurde in der Auswertung der Interviews deutlich. Die befragten Migrantinnen und Migranten erster Generation zeigten ein Spektrum an Möglichkeiten und Wegen zur Zugehörigkeit auf, die sie (Re-)Integration sowohl auf Interaktions-, Organisations- als auch auf Gesellschaftsebene erfahren lassen (vgl. Kuhn 2003, zit. nach Knothe 2004: 12). Damit stellt die **‚Zugehörigkeit‘** eine wichtige und besondere Form der (gesellschaftlichen) Anerkennung, besonders für ehrenamtlich engagierte Migrantinnen und Migranten erster Generation, dar. Hierbei spielen erlebte Ambivalenzen im Hinblick auf ein Leben in Zwischenwelten eine große Rolle.

Welche Wege der Zugehörigkeit von den befragten Migrantinnen und Migranten dieser qualitativen Forschung gewählt wurden und wie mit diesen Ambivalenzen umgegangen wird, soll nun, verknüpft mit den jeweils erlebten Desintegrationserfahrungen, vorgestellt werden. Die Träger ehrenamtlichen Engagements übernehmen hierbei die wichtige Funktion einer *Bewältigungsbrücke* (vgl. Böhnisch 2012: 71). Dies soll ebenfalls folgend näher beleuchtet werden.

6.6.1 Desintegrationserfahrungen und Wege der Zugehörigkeit

6.6.1.1 Zugehörigkeit durch Assimilation

Ein erster Weg, der bei einer der Interviewteilnehmer/-innen zu einer Zugehörigkeit zur Gesellschaft führte, ist die Assimilation. Anhand folgenden Beispiels soll dieser Weg vorgestellt und nachvollzogen werden:

„(...) mit meiner Herkunft her, dass da auch was getan wird, wenn da jetzt, man regt sich ja immer auf im Sommer die türkischen Kinder (.), die Migrantenkinder (.) sind zu laut, spielen Fußball und da geh ich (.) und spreche dann mit den Familien und (.) es ist dann wirklich besser geworden, aber (...)“ (IP6: 87 – 89).

Die türkischen Kinder - die (höchstwahrscheinlich) Angehörige der 2. oder 3. Generation sind und trotzdem zu den ‚Anderen‘, den Migranten gezählt werden [Anm. d. Verf.] - geben in diesem Beispiel offensichtlich öfters Anlass zu Beschwerden. Die Mieterbeirätin steht nun in einer Position dazwischen („man“): sie stammt selbst aus der Türkei („mit meiner Herkunft her“), handelt jedoch aus ‚österreichischer Seite‘, indem sie dafür sorgt, dass sich die ‚Anderen‘ an die Regeln der Mehrheitsgesellschaft halten. Hierfür nutzt sie ihre sprachlichen (und kulturellen) Kompetenzen, um mit den augenscheinlichen ‚Problemfamilien‘ zu sprechen, was auch gleich belohnt wird: es wird besser und es kehrt somit mehr Ruhe in der Wohnanlage ein. Durch dieses Handeln erfährt die ehrenamtlich engagierte Mieterbeirätin Anerkennung, vor allem von österreichischen Mieterinnen und Mietern: „*Da hab ich gesehn, ab ja, ich bin ANERKANNT worden (1) auch von meiner Herkunft her (1). Die Leute akzeptieren mich jetzt“ (IP6: 222/223). Die ehrenamtliche Tätigkeit brachte eine positive Veränderung und Anerkennung in Form eines **‚Zugehörigkeitsgefühls zur Mehrheitsbevölkerung‘** mit sich: im Gegensatz zu vorher erfährt sie „*jetzt*“ Akzeptanz - als arbeitender Mensch, als Frau und als Migrantin. Der Ausdruck dieser Akzeptanz und Zugehörigkeit spitzt sich in folgender erzählter Reaktion seitens Österreicher/-innen nochmals zu:*

„Tolles Ehepaar, ne? Als BEIspiel (.) diese Ehepaar ist jetzt (.) wirklich de- als türkisches (.) Ehepaar, das es so ein (.) di- die (.) das ist so ein MUSTERbeispiel, ja? (...) Die sagen immer: "Ach, könnten nicht die anderen auch so sein wie Sie, dann ((lachend)) könnte die Türkei schon in die EU" und solche Sachen“ (IP6: 291 – 296).

Durch solche Aussagen erfährt die ehrenamtlich engagierte Mieterbeirätin mit Migrationshintergrund eine positive Bestätigung für die Korrelation von Assimilation und der Anerkennungsform ‚Zugehörigkeit‘.

Ferner hält die Position der Mieterbeirätin für sie einen **besseren Status in der Gesellschaft** bereit. Dies wird ihr bspw. an besonderen Rechten, die ihr ‚von oberer Ebene‘ zugesprochen werden, deutlich:

„es gibt ein, das hat der Herr Stadtrat Ludwig, also der Wohnbaustadtrat von Wien (.) einrichten lassen, eine Hotline (...) Nur für Mieterbeiräte. (...) [Jetzt ruf] ich dort an (...) die heben ab und die sagen (:): "Guten Tag die Wohnbaugesellschaft" und ich sag "Ja, Mieterbeirätin aus dem Bezirk so und so ruft an" (.). Die wissen eh schon, dass du ein Mieterbeirat bist, weil jemand anderer kann dort nicht anrufen, weil wir sind auch dort gespeichert mit unsere Daten. (...) Es ist kostenlos, es geht alles rascher, es ist einfach super diese Hotline (.). Wir haben eine eigene Hotline“ (IP6: 183 – 196).

Die hohe Wertschätzung dieser Form des Entgegenkommens wird sowohl in der Formulierung, als hätte der Stadtrat für die Mieterbeiräte persönlich eine Hotline einrichten lassen, als auch im Dialog, in welchem ein respektvoller Austausch stattfindet, deutlich. Diese direkte Kommunikation kommt ihrem Streben nach einer besseren gesellschaftlichen Position entgegen, welches bspw. in folgender Aussage expliziert wird:

„Vielle i c h t wenn ich später mal was anderes vor hab (.), glaub ich komm ich auch dort gut an (1). Das hab ich anerkannt (1), weil wenn man das so in kleinen Rahmen NICHT schafft, ja? Dass man dich ERNST nimmt, ja? (...) Dann schafft mans ein Level höher sowieso nicht (.). Und das hab ich gesehen (2) und ich bin SEHR gut anerkannt worden und das FREUT mich“ (IP6: 223 – 228).

Auf diesem „*Level*“ wurde ihr sehr viel Anerkennung (vor allem in Form von ‚**Ernst-Genommen-Werden**‘) entgegen gebracht, wodurch sie auch sich selbst anerkennt, indem sie sich das nächste Level, also den ‚größeren Rahmen‘ zutraut. Dort erwartet sie ein ‚Mehr‘ an der Anerkennungsform der Zugehörigkeit, z.B. in Form von ‚**mehr Rechten**‘ bzw. durch ‚**einen besseren gesellschaftlichen Status**‘. Dies ist Motivation für sie, weiter nach oben zu streben.

6.6.1.2 Zugehörigkeit durch Hybridisierung von Kultur

Das Verstehen der Gesellschaft als Raum der Hybridisierung von Kultur schafft einen neuen Rahmen, in welchem Zugehörigkeit – und damit Anerkennung - möglich wird. Gemäß der Zwischenwelten nach Gemende und des hybriden Raums nach Hein und Mecheril stellen die folgenden Beispiele dieses Abschnitts dar, wie sich verschiedene Kulturen begegnen, wodurch eine Artikulation von Kulturen, Bedeutungssystemen und Repräsentationen entsteht. In dieser Beziehung beeinflussen sie sich gegenseitig und verändern sich auch bzw. mischen sich (vgl. Kapitel 2.1 und Kapitel 4.3). In diesem hybriden Raum finden auch für die ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten Verhandlungen zwischen kulturellen Differenzen statt und Zugehörigkeit kann gefunden werden. Dies wird bspw. an folgender Sequenz deutlich:

„die Wissenheit von den Kindern die jeder macht andere halt- andere Leben, er schaut nicht, dass er stammen aus Jugoslawien, stammen aus der Türkei, stammen aus den arabischen Ländern, stammen au- aus irgendwo, Ostblock oder so (...) das hat mich so fasziniert und (der gut) gemacht, ich schaue mit meinem Herz an, die Kinder "oh" sind so lieb zusammen, sie spielen zusammen“ (IP1: 59 – 64).

Im Vergleich zum Zusammenleben der erwachsenen Gesellschaft, zeichnet sich jene der Kinder durch einen nicht-ethnisierten und höchst humanen Umgang miteinander aus: Von der

gemeinsamen Basis aus ‚alle sind gleich‘ und von der Grundlage des ‚Herzens‘ wird entschieden, erlebt und gespielt, ohne sich an nationalstaatlichen Kriterien zu orientieren. Die Begründung hierfür findet sich in folgender Passage: *„wir kennen UNS von KinderHEIT (...). Wir können uns nur äh äh gut lesen (1) unser Gedanke, unsere Vorgestellte, unser Bilder (1) das ist ANders äh äh Gefühle (und es) Vorstellung“* (IP1: 478 – 483). Die gemeinsame Geschichte der Kinder lässt eine automatische „Mischung“ (IP1: 426) entstehen, d.h. also einen ‚dritten Ort‘, in dem eine gemeinsame Kultur, die sowohl die Herkunftskulturen der Eltern, als auch die österreichische Kultur berücksichtigt, neu entwickelt wird. Schwieriger sieht er die Integration von Erwachsenen, da hier eben nicht auf einer gemeinsamen Geschichte (bzw. auf gemeinsamen „Gefühlen“) aufgebaut werden kann und im Gegenteil hierzu oftmals eine Zwangssituation entsteht, in der sich fremde Personen – der Integration wegen - kennenlernen müssen: *„wir SOLLEN (1) nicht freiwillig (1) wir sollen mit dieser Fi- Familie so sitzen um dort (.) kennenzulernen (1) da hier es-s- is nicht so leicht für hier (...) die Integration ist nicht leicht (.) weil sie sind mit einer anderen, wie sagt man schon, Gefühle (...) aufgebaut“* (IP1: 414 – 420). Hierdurch sei über Jahrzehnte eine Mentalität gewachsen (vgl. IP1: 458), die nicht „LEICHT zum Wechseln“ (IP1: 458) sei. Aufgrund dieser Schwierigkeit setzt der Interviewpartner seine ganze Hoffnung und Energie in die Arbeit mit den Kindern für eine gemeinsame Zukunft in Österreich (vgl. IP1: 455 – 457). Dennoch sieht er bei der Elterngeneration durchaus die Möglichkeit einer Integrationsannäherung, ebenfalls durch die Akzeptanz oder gar Mischung der verschiedenen Kulturen. Dies funktioniert aus seiner Sicht durch ein Miteinander-in-Kontakt-treten, gemeinsame Kommunikation und einem gemeinsamen Arbeiten an einem Ziel. Dies wird in allen Sequenzen, in denen er über Projekte (von der Idee bis zur Durchführung) berichtet, deutlich. So beginnt ein jedes Projekt beispielsweise mit einer gemeinsamen Aushandlung (vgl. IP1: 607 – 617). Unterschiedliche Meinungen sind erwünscht, da es seiner Ansicht nach genau das ist, was das Leben ausmacht: *„So ist das Leben, das soll das sein (1) oder sonst da gibt es kein Geschmack“* (IP1: 616). Nach der jeweiligen Meinungsäußerung folgt eine Analyse der Stimmen („*aba, warum er sagt nein, warum er sagt ja?*“ (IP1: 587)), um schließlich den „negativen Punkt“ (IP1: 599) mit der gesamten Gruppe zu diskutieren, um gemeinsam zu einem „positiv zu kommen“ (IP1: 601). Auf diese Art und Weise kommen unterschiedliche Menschen miteinander in Kontakt, ein Verstehen wird initiiert und ein gemeinsames Ziel, hinter dem jede/r steht, kann entwickelt werden. Nach dieser Vorgehensweise kann aus seiner Sicht ein gutes Projekt, an dem alle Bewohner/-innen des Stadtteils, unabhängig ihrer Herkunft oder ihres Alters, teilnehmen, entstehen: *„wir wollen lernen die Kinder, dass wir (...) und alle, jung, alt, Mittelalte, alle zusammen (.) arbeiten und die den Grätzl sauber zu machen (...) gibts keinen Unterschied, wir sind alle hier (.) im Grätzl (1) die () spielt keine Rolle“* (IP1: 149 – 153). Durch das gemeinsame Projekt und die Gemeinsamkeit des gleichen Wohnorts ist also ein hybrider Raum entstanden, in dem alle Kulturen (und daraus entstehenden Meinungen)

gelebt werden dürfen.

Wichtig ist seinen Erläuterungen nach weiterhin ein richtiges **Nutzen der Ressource Mensch**, welches er als einzige Ressource Österreichs (‘es gibt kein Öl, kein Gold’, usw.) identifiziert: „*der Kraft und der Gold und der alles in Österreich ist der Mensch*“ (IP1: 885/886). Die Ressource Mensch besteht aus seinen unterschiedlichen Ideen, der unterschiedlichen Mentalität und der unterschiedlichen guten Erfahrungen, welche ‚genommen‘ werden müssen (vgl. IP1: 890/891). Mit dieser Aussage plädiert er wiederum sowohl für eine nicht-ethnisierte Sichtweise der Gesellschaft Österreichs, als auch für die Öffnung der Gesellschaft zu einem hybriden Raum, in dem der Mensch – mit all seinen Mentalitäten und Erfahrungen und ohne Zwang zu einem eindeutigen Zugehörigkeitsbekenntnis zu einer Nation bzw. zu Österreich – leben darf und genutzt wird und eine Zusammenarbeit auf humaner Basis entsteht.

Hierin wird jedoch noch ein zweiter Aspekt deutlich: In dem Plädoyer für eine nicht-ethnisierte Sichtweise und für eine Zusammenarbeit auf humaner Basis steht der Wunsch nach der gegenseitigen Wahrnehmung als *Mensch* im Vordergrund; Eine Wahrnehmung, unabhängig der Unterschiede, „die sich aus der Vielfalt der Sprachen, der Mythen, der ethnozentrischen Kulturen ergeben“ (Morin/ Kern 1999: 69). Durch diese Gemeinsamkeit gehören wir nach Edgar Morin und Anne Brigitte Kern *einer* planetaren Ära an. Diese wurde von den Menschen jedoch eher geleugnet als anerkannt und sie sprechen sich dafür aus, sie wiederzufinden: „Nicht durch eine Homogenisierung, die die Kulturen einebnen würde, sondern, im Gegenteil, anhand der vollständigen Anerkennung und der vollen Entfaltung der kulturellen Unterschiedlichkeiten“ (ebd.: 70). Mit der gemeinsamen Zugehörigkeit zu dieser planetaren Ära würden wir alle zu einer menschlichen Schicksalsgemeinschaft und damit zu einer irdischen Schicksalsgemeinschaft gehören (vgl. ebd.: 73). Der Planet Erde wird damit unsere gemeinsame Heimat (vgl. ebd.: 201). Durch dieses Bewusstwerden „können sich künftig aus unterschiedlichsten Perspektiven kommende Botschaften einander annähern“ (ebd.: 199) (z.B. aus dem Glauben, der Ethik, dem Humanismus, usw.) (vgl. ebd.: 199). Auf diese Weise „kann sich die humanistische Idee der Aufklärung, die allen Menschen denselben Wert zuerkennt, mit dem romantischen Naturgefühl verbinden“ (ebd.: 200).

Ein anderer Interviewpartner verdeutlicht seine Desintegrationserfahrung indirekt in folgender Aussage: „*Bin ich 100 Prozent sicher. In Nachbarschaftszentrum es ist, es ist egal, es ist jemand Österreicher, Deutsche, Engländer, Italiener oder Serbe, Moslem, christlich, Jude (...). Ich bin 100% sicher (.) dass ist für diese Leute egal*“ (IP3: 287 – 290). Der Ausdruck „*diese Leute*“ stellt heraus, dass er außerhalb des Nachbarschaftszentrums Erfahrungen von Desintegration macht oder gemacht hat. Durch die Aufzählung 1) der Nationen und 2) der Religionen zeigt er auf, dass es in der Gesellschaft

innerhalb dieses Themas oftmals Vermischungen gibt, die zu undifferenzierten Diskussionen führen und der eigentlichen Vielfalt, die hierin enthalten ist, entgegenläuft. Der Interviewteilnehmer plädiert ebenfalls für eine nicht-ethnisierte Einstellung und eine Anerkennung einer Vielfalt in unserer Gesellschaft. Diese Lebenseinstellung lebt er selbst, indem er die jeweils „*schönen Sachen*“ aus jedem Land miteinander kombiniert und somit nebeneinander gelten lässt:

„IP3: Ja, ja wahrscheinlich, dass in j e d e Land hat eine, eine Leute, von jeder Land hat eine schönere, schönere Sache und WAS kann auch, ver- geändert (...) Beispiel wenn habe ich in, in Österreich gekommen, habe ich so viele viele schöne schöne Sache gesehen was sie meine Land ist nicht so. (...). Und das, das (.) habe ich, das gefällt mir. Auch, es gibt Sache was, was ich wollte nicht gerne. Beispiel, diese (.) ein bisschen auf nix (.) in meine Land sind Leute bisschen offener. (...)

I: Das ist, also Sie meinen auch, dass (...) man von sich gegenseitig was lernen [kann]

IP3: [ja gegenseitig] Ja genau! (...) und ich wollte das, wie, wenn ich bin in Österreich ich wollte das auch nehmen, schöne Sache für gute, was ist auch, es gibt auch in Serbien Beispiel Sache was ist, was ist, Beispiel diese Offen-, Öffentlichkeit oder wie heißt das?“ (IP3: 294 – 325).

Die Aussage „*eine Leute*“ deutet darauf hin, dass ihm eine Sicht auf den Menschen wichtig ist, wenn es um das Thema Integration geht. Darüber hinaus zählt er Lebensweisen auf, die er in beiden Ländern als positiv erlebt hat: in Österreich ist dies bspw. das korrekte Verhalten in der Arbeit (vgl. IP3: 310) oder die Regeln (vgl. IP3: 305), in seinem Herkunftsland bemerkt er eine stärkere Offenheit der Menschen. Eine gelungene Integration zeichnet sich für ihn dadurch aus, dass man bereit ist, gegenseitig voneinander zu lernen. Seine Bereitschaft wird sowohl durch das Erkennen der Stärken jedes Landes, als auch durch den Ausdruck „*ich wollte das auch nehmen*“ deutlich. Der Zusatz „*was auch verändern kann*“, deutet darauf hin, dass durch diesen Integrationsprozess eine Veränderung für alle Beteiligten möglich ist und in einen hybriden Raum mit gemeinsamer Kultur münden könnte, worauf er sichtlich hofft.

Eine eigene Wohnung, die Beherrschung der deutschen Sprache und eine Arbeitsstelle sind für einen weiteren Interviewpartner eine Voraussetzung dafür, um sich in der Gesellschaft zurechtzufinden und in weiterer Folge eine Anerkennung in Form eines Zugehörigkeitsgefühls erfahren zu können: „*natürlich (.) in der Arbeit (.) durch (.) lernen da neue Leute kennen (.) äh (.) kriegt man auch das Gefühl "Ok, ich gehöre schon langsam auch dazu"*“ (IP7: 24/25). Dieses Sich-in-der-Gesellschaft-Zurechtfinden bedingt laut Emile Durkheim „das Vermögen der Menschen, mit sich selbst zurechtzukommen“ (Durkheim 1988, zit. nach Böhnisch 2008: 66). Der Mensch als soziales Wesen ist in unserer hocharbeitsteiligen Gesellschaft also mehr denn je auf Andere und die Gesellschaft angewiesen (vgl. Böhnisch 2008: 66). Dies scheint der Interviewpartner erkannt zu haben, woraufhin er vor allem im informellen ehrenamtlichen Engagement hilfesuchenden

Flüchtlingen Unterstützung bei der Suche von Wohnung und Arbeit bietet.

Eine gelingende Integration sieht der Befragte auch in der Vermittlung zwischen den Kulturen, besonders beim Erstkontakt. In dieser Funktion sieht er sich im Kontext seines formellen ehrenamtlichen Engagements:

„wo ich (1) als ein Insider sag i jetzt amal, weil ich schließlich unten geboren bin (.) äh (1) die Sprache sehr gut beherrscht habe und versucht habe, diesen Erstkontakt, -aufnahme zu vermitteln, zu übersetzen äh Werte von diesen Leuten auch äh (.) mehr oder weniger der österreichische Bevölkerung klar zu machen äh was für die wichtig ist (1). Natürlich, Bosnien kam auch die Religion die andere, also (...) der Islam (1) äh für (1) für manche sehr wichtig war, vor allem in solchen schwierigen Situationen spielt die Religion automatisch eine (1) bedeutende Rolle, ja? Und und plötzlich betet man und (...) will schließlich irgendwie von Gott eine Hilfe ((lacht)) eine rasche“ (IP7: 34 – 41).

Er versucht, nicht den ‚Neuankömmlingen‘ die Werte des Aufnahmelandes „klar zu machen“, sondern ein Verstehen zu initiieren. Dies weitet er auch auf die Religion aus, was wiederum auf die bereits genannten Vermischungen, die zu undifferenzierten Diskussionen führen, hindeutet. Durch die Darstellung eines generellen Verlaufs eines gläubigen Menschen, nämlich dass der Mensch in Notsituationen zu beten beginnt und damit die Religion situationsbedingt in den Vordergrund dringt, stellt er den gemeinsamen Kern aller Gläubigen, unabhängig der Religion, dar. Der ehrenamtlich Engagierte versucht hierdurch, aufgeheizte Diskussionen als Anfangsschwierigkeit eines gemeinsamen Lebens zu vermeiden und wiederum gegenseitiges Verstehen zu initiieren. Aber auch umgekehrt findet eine Präsentation des Landes Österreich, inklusive seiner Werte statt, auch um bestehenden Vorurteilen entgegenzuwirken:

„Weil äh es wird ja oft unten (.) der westliche Welt eh als ein kühle und ein ein Welt der mh wo keine Liebe herrscht, wo alles nur ums Geld geht und so weiter, ‚was gar nicht stimmt, ja?‘ Und es ist mir auch ein (.) ein (1) Anliegen, dass hier auch (.) was Wunderbares passiert, dass eine tolle Kultur ist, dass äh die Menschen hier genauso wunderbar sind“ (IP7: 142 – 146).

In dieser Vermittlungsarbeit wird deutlich, dass er sich in einer Position sieht, die zwischen den Kulturen bzw. in beiden Kulturen liegt: er kennt sich in beiden Ländern aus und weiß beide sehr zu schätzen. Dies wird auch in der Aussage: „dadurch, dass ich jetzt zwei Heimaten ((lachend)) hab“ (IP7: 175) deutlich. Hierdurch plädiert er ebenfalls für einen hybriden Raum, in dem ein Leben beider Kulturen möglich ist, ohne sich zwanghaft für *eine* Heimat entscheiden zu müssen.

Es lässt sich feststellen, dass er das Thema Integration ebenso eng in Verbindung mit der eigenen Identität sieht: Um seine Person ganzheitlich darstellen zu können, möchte er seinen Freunden und Freundinnen in Österreich bspw. ein „Backgroundwissen“ (IP7: 113) geben, wer er ist, was Teil seiner Identität ist. „Er ist hier zwar, er hat sich integriert (so ja?) Lebt hier sehr gut, aber (.) wo sind seine Wurzeln, sein Ursprung? Wie hat er früher gelebt? Was ist für ihn wichtig? Wie klingt seine Musik? Sein Nationaltracht? (.) Äh wie schaut sein Geburtsland, ja?“ (IP7: 114 – 116). Um sich diese Zugehörigkeit

zu beiden Kulturen in gewisser Weise zu sichern und damit eine Sicherung seiner sowohl-als-auch Identität bzw. einer ‚mehrkulturellen‘ Identität zu erwirken, wird der Befragte in beiden Ländern aktiv:

„ich bin zwar weg von meine Heimat, ich über- ich habe meine Heimat nicht vergessen, ich tu trotzdem, ich kann einiges tun für meine Heimat, somit ist auch meine Person unten nicht irgendwo verloren gegangen, sondern das existiert noch (.). Er lebt zwar in Wien, ja? Aber er macht (.) er ist immer noch aktiv wie wenn ich hier leben würde“ (IP7: 158 – 161).

Die offizielle Existenz seiner Person findet er bspw. in Zeitungsartikeln wieder, „*die eben dann geschrieben werden mit Interviews, die man einfach im Fernsehen oder im Radiosender unten oder hier gibt*“ (IP7: 169/170). In seinem formellen ehrenamtlichen Engagement wird für ihn also ein anerkanntes Leben mit einer Sowohl-als-auch – Identität, d.h. einer Identität, in der (mind.) beide Nationalkulturen vereint werden können/dürfen, möglich.

Die Identität entsteht „als Ergebnis einer Aushandlung von Differenzen und Konflikten zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft oder zwischen unterschiedlichen Lebenswelten“ (Keupp et. al 1999, zit. nach Hein 2006: 65). Besonders der/die Migrant/-in muss auftretende Widersprüche in diesem Prozess nicht unbedingt auflösen, sondern ein stimmiges Passungsverhältnis zwischen den verschiedenen Elementen herstellen. Verknüpft mit einer narrativen Konstruktion von Identität, entwickeln sich Teilidentitäten, welche „einen Rahmen für die Interpretation und Bewertung von Erfahrungen und für die Konstruktion von Selbstnarrationen“ (ebd.: 65) darstellen. Letztendlich bilden diese Teilidentitäten, zusammen mit sogenannten biographischen Kernnarrationen und einem Identitätsgefühl die Handlungsfähigkeit eines Individuums. Diese Fähigkeit lässt eine Gestaltung der eigenen Lebensbedingungen zu, aber auch gesellschaftliche Anforderungen und Aufgaben erkennen und an einer Realisierung arbeiten. Auf diese Weise wirkt man selbst einem Gefühl des Ausgeliefertseins entgegen (vgl. ebd.: 66).

Eine kulturelle Identität beruht (u.a.) „auf der Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen und kulturellen Kontexten“ (Hein 2006: 69). Dies ist das Ergebnis einer kollektiven Aushandlung, in der sowohl eine selbstbestimmte, als auch eine fremdbestimmte Zugehörigkeit ausgehandelt werden muss (vgl. ebd.: 70). „Es geht also nicht nur um das, was ich denke, sondern auch um das, was andere von mir denken“ (ebd.: 70). Infolgedessen bedeutet die Herausbildung einer kulturellen Identität immer auch eine Herausbildung eines Unterscheidungsmerkmals zwischen ‚Wir‘ und ‚den Anderen‘ (vgl. ebd.: 70). Andererseits ermöglicht eine kulturelle (und soziale) Identität jedoch auch das Entstehen von Heimat: Da sich soziale und kulturelle Identitäten immer auf bestimmte Räume und Orte beziehen bzw. in diesen verwurzelt sind, wird den Menschen eine subjektive Beziehung zu den entsprechenden Orten (z.B. Stadtteil) ermöglicht und es kann Heimat entstehen (vorausgesetzt die sozialen und kulturellen Räume sind lokal (und

nicht multilokal) verortet (vgl. ebd.: 70f).

Im hybriden Raum – wie es sich auch dieser Interviewpartner wünscht - geht es weder darum, die Herkunftskultur fortzuführen, noch sich der Aufnahmegesellschaft anzupassen. Es geht vielmehr um den Beginn einer neuen kulturellen Artikulation, da hier kulturelle Elemente der Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft aufeinandertreffen (vgl. ebd.: 82). „Sie werden zerlegt und neu artikuliert, wodurch neue Bedeutungen und neue kulturelle Differenzen entstehen“ (ebd.: 82). Wie in dem Interview deutlich wird, ist dem Interviewpartner wichtig, dass eben beide bzw. alle kulturellen Elemente in diesem Prozess ihren Platz bekommen.

Die Zugehörigkeit zu Europa (und damit ebenso zu mehreren Kulturen) und nicht zu einzelnen Nationalstaaten zeigt sich im Interview des nächsten Interviewpartners vor allem in folgender Passage:

„Mein Sch- also Großvater (.) das war vor dem erste also zweite Weltkrieg der war Großhändler (.) und hat die österreichische Maschine gekauft, diese Metallware und er verkauft in Bosnien (1), ja? Und natürlich (.) mein HAUS (...), es war äh richtige 1 zu 1 a- aus Wien eine äh diese Jugendstil (3) vom österreichische Ziegel gemacht (...) und dann ähm meine also Onkel (...) hat angefangen äh STUDium (.) Maschinentechnik äh in (...) Wien (...) und diese Begriffe, wie Mehlspeis oder O-O-Oberlicht oder keine Ah- viele viele kommt vom (.) deutscher Sprache auch, DAS IST EIN TEIL (.) vom (.) Zusammenleben schon“ (IP8: 98 – 112).

Durch sein Leben in Österreich führt er sowohl die Geschichte seiner Familie, als auch die Geschichte Europas fort (es wird schon seit mind. drei Generationen länderübergreifend gearbeitet, gelebt, gelernt und gesprochen). Demnach ist ein Teil des Zusammenlebens, was er später als Integration definiert („*was bedeutet diese (.) also Integration, ZUSAMMENLEBEN*“ (IP8: 122/123)), bereits automatisch vorhanden. Die weitere Integration muss von den Menschen, und zwar durch die Bereitschaft zur Kommunikation, welche seiner Ansicht nach die Wurzel und die Basis unseres Zusammenlebens ist (vgl. IP8: 169, 352), umgesetzt werden. Von dieser gemeinsamen Ausgangslage aus kann selbst dann ein Zusammenleben funktionieren, wenn es in einem Land gescheitert ist:

„Es gibt kein bessere Beispiel (1) als (2) mit de Menschen aus ehemalige Jugoslawien (2), weil HIER (1) wir haben trotzdem Zusammenleben gefunden (1) OBWOHL in Ju- Ex- Jugoslawien gescheitert ist (1), ja? (1) (...) Wenn Kommunikation gibt, dann (.) erst alles ist möglich (...) Es war KRIEG (...) aber trotzdem ist passiert nix ‚zwischen die Jugend (unterschiedliche)‘ OBWOHL sie waren Kroaten, Serben, (...) Mazedoner und so weiter und so fort“ (IP8: 153 – 165).

Eine gemeinsame Kommunikation geht somit über Nationalstaaten hinaus und kann sowohl für Integration als auch für Frieden sorgen (was er als ehemaliger Kriegsflüchtling als höchstes Gut weiß). Dass dies mit einer hohen Anstrengungsleistung verbunden ist, zeigt vor allem folgende Sequenz auf: „*NATÜRLICH das gibt dann immer wieder Möglichkeiten, BESSER machen (2), aber du*

musst geduldig sein (1), das ist die einer so eine Kommunikation oder eine Integration (.) das ist SEHR hohe Gebäude“ (IP8: 142 – 144).

Sowohl am ersten Beispiel des Zugehörigkeitsgefühls zu Europa, als auch bei der Besetzung beider Länder (Herkunfts- und Aufnahmeland) mit emotionalen Begriffen („*Weil (.) Österreich ist praktisch ist jetzt (1) es ist wirklich ein (.) nicht MUTTERland (.) aber (.) ist mein HEIMat*“ (IP8: 41 – 43)), zeigen eine europäische, mehrkulturelle Identität auf, was eine Anerkennung, wieder in Form eines Zugehörigkeitsgefühls zu (mind.) zwei Ländern, zulässt.

Anhand der Interviewbeispiele dieses Abschnitts wird deutlich, dass Zugehörigkeit eine wichtige Form der Anerkennung ist, besonders für die Personengruppe der Migrantinnen und Migranten, die unterschiedlichste Ambivalenzen zu bewältigen haben. Dabei stellt die Anerkennung der individuellen Lebensformen der Migrantinnen/Migranten eine wichtige Voraussetzung für die Bildung eines Zugehörigkeitsgefühls dar. Dies schließt eine Verabschiedung von erzwungenen Zugehörigkeitsbekenntnissen zu *einer* ethnischen Gruppe mit ein. Vielmehr verlangt dies eine Wahrnehmung aller Gesellschaftsmitglieder in ihrer Gemeinsamkeit ‚Mensch‘, unabhängig ihrer Herkunft oder Religion. Erst in diesem Fokus ändern sich die (ethnischen) Ein- und Ausgrenzungskriterien innerhalb der (Migrations-)Gesellschaft. Der Raum ehrenamtlichen Engagements stellt hierbei gleichermaßen einen Möglichkeitsraum dar, in dem Mehrfachzugehörigkeiten (anerkannt) praktiziert werden können.

6.6.1.3 Zugehörigkeit durch ein Sich-Einbringen in die Gesellschaft

Drei der Interviewpartner/-innen werden insofern handlungsfähig, indem sie das ehrenamtliche Engagement dafür nutzen, ihre Haltungen weiterzutragen und sich auf diesem Wege in die Gesellschaft solidarisch einbringen. Auf diese Weise finden sie im ehrenamtlichen Engagement Gleichgesinnte und leisten einen Beitrag für eine Gesellschaft, zu der sie sich zugehörig fühlen und damit gesellschaftliche Anerkennung erfahren können.

Der erste der drei Befragten setzt sich für eine nachhaltige positive Veränderung der österreichischen Gesellschaft ein. So beschreibt er an vielen Stellen im Interview, wie er aktiv wird (sowohl privat, als auch in Projekten innerhalb des ehrenamtlichen Engagements), immer die zukünftige Gesellschaft im Blick habend, z.B. „*wir haben später eine schlechte Gesellschaft und ich will das nicht 'in unserem Land'*“ (IP1: 89). Der Befragte fühlt sich Österreich zugehörig, was er durch „*in unserem Land*“ ausdrückt. Um in Österreich eine ‚gute Gesellschaft‘ zu erreichen, setzt er sich selbst aktiv ein. Seine Vorgehensweise vergleicht er mit dem Pflanzen einer Blume: „*wenn du (.) Erde hast, (bepflanzt) du eine Blume. Die gibst du zur Gärtnerei und danach- nach Woche oder Monat "a b, es kommt eine Blume raus", das ist sch ö n. (...) "ah wunderbar". So ist das, vor meine Augen, ich arbeite auch diese so*“ (IP1: 311 – 315). So arbeitet der Interviewpartner auch mit den Kindern seines

Stadtteils, z.B. indem er „*Wissen schafft (...) immer lernen, immer lesen*“ (IP1: 329/330), alles „*für die Zukunft für ,Österreich*“ (IP1: 305). Diese Arbeit zeigt seiner Erfahrung nach Erfolge, was bspw. folgender Dialog verdeutlicht:

„Später nach paar Jahre treff ich schon mit (...) diese Junge. Schon "Hallo, wie geht's Ihnen? Ich hoffe gut" sagen "Ja, was machst du?" ich frage "was, was machst du jetzt?" "Ja, ich bin jetzt in (.) Universität, ich mache schon so, ich bin zufrieden äh Sie haben mir geholfen, da- haben mir gelehrt, ich mach das mit Herz, ich bin jetzt so so stolz und ich will auch so arbeiten" der andere sagt "ja, ich will doch andere Leute so helfen, das das" das macht so Freude, da hast du etwas gemacht“ (IP1: 331 – 336).

Aus dem Jungen ist – seiner Erwartung gemäß - ein freundlicher, intelligenter, aktiver („*ich mache schon so*“) und dankbarer Erwachsener geworden, der erkannt hat, was dem ehrenamtlich Engagierten in seinem Handeln wichtig war und der bereit ist, aktiv und gerne („*mit Herz*“) einen Beitrag für die österreichische Gesellschaft zu leisten und damit die Haltung des ehrenamtlich Engagierten weiterzutragen. Aus dem Jungen ist also seiner Ansicht nach ein guter Mensch geworden, was sich später wiederum in einer guten Gesellschaft (die freundlich, aktiv und hilfsbereit ist) widerspiegeln wird. Das „*richtige Aufbauen der Kinder*“ (IP1: 322) sieht er sowohl als Notwendigkeit und Auftrag für sich selbst, aber es enthält auch ein Plädoyer für andere Erwachsene seiner Gesellschaft.

Für den zweiten Interviewpartner steht die gegenseitige Hilfe für eine gelebte Solidarität in der Gemeinschaft. Er betont, dass Hilfe für ihn eine Voraussetzung für Solidarität ist. Dies wird bspw. in der Aussage deutlich, in welcher er das Nachbarschaftszentrum als Ort der Hilfe vorstellt. Seiner Erfahrung nach können „*vielen, vielen Leuten*“ in ein Nachbarschaftszentrum kommen, wodurch „*eine gute Sache für alle*“ (IP3: 95) erfahrbar wird. „*Eine gute Sache für alle*“ bedeutet also eine gute Sache für alle Beteiligten, d.h. für ‚sich selbst‘, aber auch für andere. Im Nachbarschaftszentrum erfährt der Einzelne also wechselseitige Anerkennung und handelt für eine Gemeinschaft, die dadurch (zusammen)wächst, verdeutlicht in folgender Passage: „*es gibt so viele, viele Sachen was kann viele Leute in Umgebung helfen und es ist so, dass wir (.) wir sind zusammen wie eine große Familie*“ (IP3: 22/23). Er geht dabei von einem grundsätzlichen Willen aller Menschen aus, Gutes tun zu wollen:

„[Wir sind alle Menschen] (...) mit eine Lust zum zum eine gute Sache zu machen, das ist das ist wichtigste. Ich denke, das muss man so denken, wenn, wenn wollte jemand helfen und helfen. (...) Es ist egal, ist Serbe oder mit äh, oder eine auch (.) ich denke auch Nachbarschaftszentrum DENKT so. Es ist nicht äh so so wichtig was man arbeitet. Wichtig ist dass einem Mensch Mensch ist wichtig. Und ich denke, das ist auch gut. Egal Nation, egal Rasse, egal ist eine Professor oder eine einfache Arbeiter. Wenn jemand kommt dann ist Gleichbehandlung“ (IP3: 347 – 354).

Diese Haltung des grundsätzlichen Solidaritätswillens sollte seiner Ansicht nach die Einstellung aller Menschen sein, die helfen wollen („*Ich denke, das muss man so denken*“), welches seiner Logik

nach wiederum alle Menschen sind. Im zweiten Teil der letzten Passage wird eine weitere Einstellung des Interviewpartners deutlich: nationale oder milieubedingte Unterschiede zwischen den Menschen sind unwichtig, *„wichtig ist, dass einem Mensch Mensch ist wichtig“*, wodurch eine wichtige Voraussetzung für *„Gleichbehandlung“* besteht. Da auch das Nachbarschaftszentrum *„so denkt“*, fühlt er sich wohl, sozusagen als Mensch unter Gleichgesinnten. Das Plädoyer für die Wahrnehmung der Menschen als Menschen, ohne ihre Unterschiede zu betonen, lässt wiederum eine Deutung dieser Aussage als ein Plädoyer zu einer Zugehörigkeit aller Menschen zur irdischen Schicksalsgemeinschaft nach Morin und Kern zu, in welcher allen derselbe Wert und eine ‚natürliche‘ Zugehörigkeit zuerkannt wird (vgl. Morin/ Kern 1999). Gleichermaßen wird hier der Wunsch deutlich, dass die Betonung der Andersheit überschritten wird, damit der Fokus auf Gemeinsamkeiten gelegt werden kann und Zugehörigkeit in erhöhtem Maße möglich wird (vgl. Kapitel 4.3).

Durch diese gelebte Gleichbehandlung wird der Raum des ehrenamtlichen Engagements ein Schutzraum für die Akteurinnen und Akteure, da er hierdurch zu einem Raum einer anders strukturierten Verrechtlichung wird: Natürlich gelten auch in diesem Raum die gleichen Gesetze und Bestimmungen wie in der Gesamtgesellschaft, aber dadurch, dass der Gleichheitsgrundsatz im Raum des ehrenamtlichen Engagements deutlicher gelebt wird als dies außerhalb dieses Kontextes der Fall ist, wird es besonders für Migrantinnen und Migranten möglich, eine rechtliche Anerkennung (in kleinerem Rahmen) zu erfahren und eine Selbstachtung zu entwickeln. Dies wirkt sich auf den Identitätsfindungsprozess und das solidarische Vermögen, auch außerhalb des Kontextes ehrenamtlichen Engagements positiv aus.

Um seine Einstellungen oder Haltungen weiterzugeben, versucht der Interviewpartner auch Nachbarinnen und Nachbarn zu gewinnen, im Nachbarschaftszentrum aktiv zu werden oder teilzunehmen, um an dieser gelebten Solidarität teilhaben und diese letztendlich - angesteckt – weitertragen zu können: *„man kann nicht ab, (ändert) auf ein Tag oder ein Monat, (...) für das man braucht Zeit und (2) Unterstützung für für (1) viele viele Leute, weil (...) wenn man ist (...) mit eine eigene Meinung und wenn viele Leute diese Meinung verstehen, dann ist es gut“* (IP3: 253 – 258). Wenn es auch einige Zeit dauert, bis diese Einstellung fruchtet, ist das ehrenamtliche Engagement im Nachbarschaftszentrum diesbezüglich dennoch ein Möglichkeitsraum der Umsetzung.

Dem dritten Interviewpartner geht es um das Leben einer Kommunikationskultur. Für dieses möchte er aktiv werden, einen *„Beitrag leisten“* (IP8: 41). Dies liegt einerseits in seiner Einstellung, der Mensch sei ein *„homo politicus“* (IP8: 10), welcher politisch tätig werden möchte (und Politik ist immer auch Alltag (vgl. IP8: 12)), andererseits in seinem *„Vorleben“* (IP8: 40) begründet. In der

Rückschau erkennt er für sich, dass eine fehlende Kommunikation (vor allem in der Politik) mit dazu beigetragen hat, dass es in seiner ehemaligen Heimat zu einer Kriegssituation gekommen ist: „wenn du hast keine Kommunikation, das kommt der Problem. (1) Das ist überall (.) wenn eine Kommunikation gestört ist, an ein Kollektiv, ein Arbeitsplatz, das dort nicht Problem (.) Wenn Kommunikation gibt, dann (.) erst alles ist möglich“ (IP8: 159 – 161). Mit „alles“ meint er meiner Ansicht nach Frieden, dargestellt als „Zufriedenheit, Zusammenleben“ (IP8: 352), „Kritik öffentlich äußern dürfen“ (vgl. IP8: 13) oder auch ‚mehr Chancen bekommen, mehr machen können und daraufhin eine positive Entwicklung sehen können‘ (vgl. IP8: 119/120). In Österreich erlebt er eine solche positive Kommunikationskultur zum ersten Mal in seinem Leben: „diese üb also KommunikatIOnSkultur (.) was hab i Österreich gesehn (1). Es ist alles ganz anders. EGAL was du schreibst (.) o d e r du (kriegst) immer Antwort (.) ‚und höflich‘ (.) Es geht um (.) Kultur. Und GOTT SEI DANK mit diese österreichische Kultur“ (IP8: 97 – 100). Mit großer Erleichterung („Gott sei Dank“) kann er endlich seine „Lebenseinstellung“ (IP8: 419) leben. Hierfür nutzt er speziell sein ehrenamtliches Engagement:

„Wenn du gibst einem (.) eine Chance zu einem Mensch Mensch-sein (1), du kriegst diese menschliche Antwort (3). Eine menschliche Antwort (1) es ist praktisch ein Ziel. (1) Und wenn SO gibt (.) menschliche Antwort ist ein Teil von Kommunikation (1). Von diese (...) ehrenamtliche Arbeit, NICHT von dem (.) was Job betrifft (.) Du bist irgendwo ein Ingenieur und du verkaufst (.) weiß ich nicht was und so weiter, aber Gott sei DANK (.) Gott sei Dank (.) ich hab immer wieder (.) diese Chance (1) mehr (als) eine Verkäufer (1), weil ich kommuniziere mit den Menschen, jeden Tag‘ (2)“ (IP8: 388 – 394).

Im ehrenamtlichen Engagement ist es ihm täglich möglich, in Kommunikation (verschiedenster Form, z.B. auch per SMS oder e-mail (vgl. IP8: 316)) zu treten und eine Gemeinschaftskultur zu leben, in der es Menschen gibt – unabhängig ihrer Herkunft, Religion, usw. –, die eine „menschliche Antwort“ geben wollen und auch geben dürfen. Damit wird (auch von ihm) die Gemeinsamkeit zur ‚Gattung Mensch‘ betont und damit eine Überschreitung der Betonung des Anderssein gefordert (vgl. Kapitel 4.3).

Dank dieser Kommunikationskultur war seiner Ansicht nach erst die EU, also ein Zusammenleben über Nationalstaatsgrenzen hinweg, möglich (vgl. IP8: 159 – 162). Demnach ist die Kommunikation für ihn ein „Fundament (1) von die ganzes Leben“ (IP8: 324). Auch Beziehungen entstehen über Kommunikation. Als Beispiel hierfür bringt er die Beziehung zu seinem Nachbarn an, neben welchem er bereits seit 10 Jahren wohnt, wodurch sich in regelmäßiger Kommunikation eine Beziehung entwickelte, welche für ihn „VIEL also eine eine Qualität, mehr Qualität als eine eine Familie (bilden)“ (IP8: 82/83) hat, da eine solche Beziehung nicht wie innerhalb der Familie automatisch entsteht.

6.6.1.4 Zugehörigkeit durch Finden von Gleichgesinnten im sozialen und geistigen Bereich

Auch auf subjektiver Ebene kann das Finden von Gleichgesinnten in ein Zugehörigkeitsgefühl und damit wiederum in Anerkennung münden. Die Interviewpartnerin in diesem Abschnitt wählt für diesen Findungsprozess die persönliche Herausforderung, was sich auch in ihren privaten Bereich zieht. Schon der Umzug nach Österreich – weg von ihrer Familie – war mit einer großen Anstrengung und kaum (personeller) Unterstützung verbunden. Dennoch scheute sie sich nicht, diese Herausforderung anzunehmen. Als ehemalige „Computerfrau“ in einem „Hochschulrechenzentrum“ (IP5: 181) scheint sie nun ein ‚neues, anderes Leben‘ zu suchen und in Angriff nehmen zu wollen. Heute ist sie in vielen unterschiedlichen Gruppen ehrenamtlich tätig, wobei sich die Unterschiede sowohl auf die Menschen als auch auf die Aufgaben beziehen: Im Vergleich zu ihrem früheren sehr männerdominierten Beruf, in welchem sie hauptsächlich mit Geräten arbeitete, hat sie ein Leben mit vielen Menschen und eher (alten) Frauen gewählt (vgl. IP5: 276 – 290). Dies hält für sie einen großen Lernprozess bereit: *„also ich muss lernen, mit Menschen (.) auszukommen“* (IP5: 278), was viel Geduld und Toleranz erfordert. Ebenso stehen in ihren Erzählungen vielmals eher schwere und psychisch belastende ehrenamtliche Tätigkeiten (z.B. Einzelbetreuung von Patienten/Patientinnen) einer geistigen Bereicherung in verschiedensten Situationen gegenüber. In beiden Bereichen jedoch findet sie Gleichgesinnte. So berichtet sie bspw., dass sie in einer Einrichtung Menschen mit ‚Problemen‘ (vgl. IP5: 71) und/oder Rollstuhlfahrer/-innen betreut, welche sie jeden Sonntag *„zu einer Messe, zu einer Kapelle bringen und dann wieder (.) äh zurück“* (IP5: 73). Sie betont an anderer Stelle, dass ihr die Betreuung (im Vergleich zu ihr bekannten anderen Menschen) nicht leicht fällt und *„jedes Mal ist das Einsatz, das ist Herausforderung“* (IP5: 161/162). Der vor Ort tätige Seelsorger ist für sie jedoch persönlich, obwohl sie, wie sie betont, nicht gläubig sei, eine Bereicherung. So betitelt sie seine Predigten als *„Ausnahmefall“* (IP5: 85), da er sowohl für Menschen in schwersten Situationen bereichernde Worte übrig hat, aber auch sie überzeugen konnte: *„Also die Leute, die Morgen vielleicht sterben oder auch haben unheimlich große, dann können mit ihre Gesundheit und so, (ach, der) konnte äh re-reden, konnte überzeugen- er HAT für MICH so interessante Sachen gefunden, für mich persönlich“* (IP5: 100 – 103). Dieser Ausgleich von einem Engagement für Andere und einer geistigen Bereicherung für sich selbst ist der Befragten besonders wichtig. Dies kommt in mehreren Passagen zum Ausdruck. So gibt es für sie auch ehrenamtliche Tätigkeiten, die sie weniger erfüllen, wie z.B. die eher private Betreuung von vier Frauen (*„und äh eigentlich sind sie (.) aus meiner äh aus meiner An- äh Anforder- oder aus meine (1) was ich WILL von Menschen, ja äh e-es ist nicht so, aber dafür hab ich mir gedacht, ok, ich betreue sie sozusagen, wenn sie mich WOLLEN, dann bitte, ich mache mit denen, was sie wollen und so weiter“* (IP5: 137 – 140)). Diese finden wiederum u.a. einen Ausgleich in ehrenamtlichen Tätigkeiten, die

sie am meisten erfüllen: „*am Intensivsten, am Schönsten, am Besten ist das diese Nachbarschaftszentrum (.) Philosophie, wo ich mache mit diesem (.) Gregor, also ein Student mh und das läuft soo genial, so wie ich will. Das ist wirklich nach meinem (.) BESSER kann ich, brauche ich nicht*“ (IP5: 245 – 247).

Sowohl an sozialen, als auch an geistigen Herausforderungen kann sie ‚wachsen‘, was Ziel und Motivation der ehrenamtlich Engagierten ist: „*Ja, weil äh äh das TOLLSTE (.) äh ist in in diese äh so Zielsetzung (.) die das Ziel, die Zielsetzung ist die, dass (.) ich WILL wachsen (1). ICH will wachsen*“ (IP5: 251/252). Dieses Wachsen bedarf ihrer Sicht nach neben einem ‚Willen‘ ein Zusammenspiel von Spaß (eher geistige Tätigkeiten) und Pflicht (eher soziale Tätigkeiten):

„ein berühmter (...) Schriftsteller hat gesagt (...) "am (...) Ende (...) ist (...) die Pflicht ist der (...) einzig äh immer haltende sozusagen Anker (...) vom Leben", also Pflicht ist GAR nicht (...) abzuwerten (...) das ist schon, natürlich (...) ist welche Pflicht und wie äh grau- oder wie brutal ist (.) die Pflicht, aber so weit wie ich, (...) manche Sachen mache ich schon als Pflicht (1) Spaß ist noch dabei“ (IP5: 588 – 594).

In diesem Rahmen von Pflicht und Spaß ist für sie eine Horizonterweiterung möglich. Das folgende Beispiel schließlich ist hierfür nochmals eine Hervorhebung dieser These:

„die Chance besteht darin, dass ich treffe so ganz, ganz verschiedene Leute und plötzlich kommt etwas wie wie ein STERN so äh plötzlich, (...) also neulich, das ist allerbeste, was mir passiert, ich treffe eine äh Frau, die auch (...) Philosophie und so weiter und wir verstehen uns auf Anhieb, sie (...) hat ganz andere Hintergrund, ja? Wir (.) kommen aus zwei PLANETEN (.) verschiedenen und wir verstehen uns auf Anhi- und wir ver- vertiefen das noch dieses so und denke Ja, wer weiß? Vielleicht mit ihr?“ (IP5: 563 – 569).

Das „*plötzlich*“ weist auf die Spontaneität der Befragten hin, welche ihr erlaubt, in jeder Situation eine Chance zu erkennen, zu ergreifen und sie weiterzubringen. Die laut explizierten Wörter „*Stern*“ und „*Planeten*“ wiederum deuten auf die Offenheit und die Horizonterweiterung der Befragten hin: das All ist geöffnet in Form von Begegnungen, auf welche sie sich einlassen kann, um daraufhin eine soziale („*wir verstehen uns auf Anhieb*“) und geistige („*vertiefen das noch*“) Bereicherung zu erfahren. Vor allem das gegenseitige Verstehen auf sozialer Ebene scheint sie im ersten Moment überrascht zu haben, da die Frau aus einem „*ganz anderen Hintergrund*“ kommt, aber die gemeinsame Liebe zur Philosophie schafft eine Verbindung, welche ihr Zugang zu einer anderen Welt (einem anderen Planeten) verschafft.

Am Ende des Interviews spricht die Interviewpartnerin erlebte „*Ausländerfeindlichkeit beziehungsweise Fremdenfeindlichkeit*“ (IP5: 506/507) an. Diese formuliert sie auf die Frage hin, ob ihre Kompetenzen, die sie speziell aufgrund ihres Migrationshintergrundes hat, in Österreich gewürdigt werden. Diese Frage verneint sie aufgrund der Desintegrationserfahrungen. Ihrer Ansicht nach ist diese Ausländer- oder Fremdenfeindlichkeit mit dem ‚Nationalverständnis jedes Österreicher‘ zu begründen (vgl. IP5: 509/510). Deutlich werden für sie solche Erfahrungen, indem sie erkennt, dass bspw. ihr bekannte Österreicher/-innen nicht daran interessiert sind, Erfahrungen aus ihrem Herkunftsland oder aus ihrer Zeit in Deutschland zu hören. Unter dieser

Ausgrenzung leidet sie „*ab und zu*“, was in folgender Sequenz deutlich wird: „*u n d äh ich leide ab und zu schon darunter, dass ich keine (.) äh richtige normale Österreicherin bin zum Bei- äh oder (...) ich weiß nicht, also mit meinem Akzent und so weiter, es ist ni-ni keine gute Sache, nein (.)*“ (IP5: 522 – 524). Durch das ehrenamtliche Engagement, in welchem sie ihre sprachlichen Kompetenzen nutzen kann und dort Anerkennung findet, wird ihr eine Kompensation dieser Desintegrationserfahrungen ermöglicht. Auch Fremdzuschreibungen („*Russen sind für Philosophie prädestiniert*“) sind ihr dabei hilfreich. Beides kommt in folgender Aussage zum Ausdruck: „*U n d naja, andererseits ich unterrichte russisch, das ist schon (.) ein Gegen(,)pol, das ist (.) doch (1). Äh, dann (.) ja, mit Philosophie, da denken sie auch wieder vielleicht, dass naja die (.) Russen sind s- mehr so für Philosophie prädestiniert oder so (.) weiß ich nicht*“ (IP5: 524 – 527). Durch das ehrenamtliche Engagement ist ihr also eine Kompensation der in der Gesellschaft erlebten Desintegrationserfahrungen möglich und sie kann auf diese Weise – in der Gemeinschaft von Gleichgesinnten – (dennoch) ein Zugehörigkeitsgefühl herstellen.

6.6.2 Zugehörigkeit durch Angebote der Einrichtung

Verschiedenste Angebote der Einrichtungen stellen für ehrenamtlich engagierte Migrantinnen und Migranten erster Generation Möglichkeiten für eine soziale, berufliche und kulturelle (Re-) Integration bereit. Durch diese Integration wird ihnen Anerkennung, in Form von Zugehörigkeit zur (Arbeits-)Gesellschaft, ermöglicht.

Soziale Integration

Einerseits dokumentieren die meisten Interviews, die mit ehrenamtlich Engagierten aus den Nachbarschaftszentren geführt wurden, dass ein Zugehörigkeitsgefühl zur Einrichtung im familiären Umgang miteinander innerhalb der Einrichtung entsteht. Dies bezieht sich sowohl auf einen partnerschaftlichen Umgang zwischen den Fachkräften und den ehrenamtlich Engagierten bzw. Teilnehmer/-innen, als auch im familiären Umgang der ehrenamtlich Engagierten bzw. Teilnehmer/-innen untereinander, was sich bspw. in folgender Sequenz zeigt:

„Und ich habe auch Frau Kathrin [*Fachkraft*] kennen gelernt und (.) und Helmut [*Fachkraft*], das war auch sehr, sehr gut zu mir. Und es, es ist schön, das besteht so in dieser Umgebung, so wie Nachbarschaftszentrum, weil es gibt so viele, viele Sachen was kann viele Leute in Umgebung helfen und es ist so, dass wir (.) wir sind zusammen wie eine g r o ß e Familie“ (IP3: 20 - 23).

Das Nachbarschaftszentrum wird hier zu einem Ort der sozialen Integration und einem Ort, an dem man füreinander aktiv werden kann, was er für sich als familiär und damit als vertrauensstiftend definiert.

Auch die freie Entnahme von Getränken und Keksen wird sehr geschätzt und führt zu einer familiären Atmosphäre: „*U n d dann immer (.) hamer g r a t i s wie hier immer viele Tee, Limonade, Kaffee,*

einfach alles steht dort zum Verfügung, Mineralwasser, Säfte (1) oder Keksel. Das haben immer äh dann (.) ist das immer (.) WIE BEIM Familie“ (IP4: 105 – 107). Dieser freie Zugang zur Küche, als auch die freie Entnahme der Produkte stehen ausschließlich den ehrenamtlich Engagierten, als dazu gehörende Mitglieder der Einrichtung, zur Verfügung, was als großes Zeichen der Zugehörigkeit gewertet wird. Der Vergleich „WIE BEIM Familie“ deutet auf das große gegenseitige Vertrauen hin, das als Privileg erlebt wird, da es auf diese Weise bisher nur aus der Familie bekannt ist.

Eine besondere Form stellt der Mitgliedsausweis dar. Dieses offizielle Zeichen der Zugehörigkeit wurde besonders von zwei Interviewpartnerinnen hervorgehoben. Im einen Fall wird diese Form als gegenseitiges Zugehörigkeitsbekenntnis („*das musste ich nicht, ja?*“ (IP5: 608)) beschrieben: „*Sehen Sie mein (.) kleiner Stolz [IP5 zeigt mir ihren Mitgliedsausweis] ich bin ein Mitglied von äh der Einrichtung- das musste ich nicht, ja? (...) da bin ich mehr als nur so Freiwillige, sondern auch (.) äh Mitglied der Einrichtungsfamilie“ (IP5: 607 – 611). Mit diesem offiziellen Zugehörigkeitsbekenntnis kletterte die vertraute Beziehung auf die nächste Stufe (von der Freiwilligen-Ebene zur Familien-Ebene). Da die Interviewpartnerin in der Befragung an anderer Stelle betont, dass sie in Österreich ohne Familie lebt, drängt sich die Interpretation auf, dass die Einrichtung auch als eine Art Familienersatz angenommen wird. Auch im anderen Fall befindet sich keine Familie vor Ort, weshalb auch hier die Familienersatz-These Bestätigung finden könnte.*

Berufliche Integration

Gleichermaßen stellt der Mitgliedsausweis in diesem Fall eine offizielle Anerkennung der Migrantin in der Arbeitsgesellschaft in Österreich dar. Dies lässt sich damit begründen, dass sie in ihrem Interview mehrmals ausführlich auf ihre prekäre Arbeitssituation in Österreich (welches eine Desintegrationserfahrung ist, die sie mit vielen anderen Leidtragenden teilt) hinweist: sie ist zwar offiziell in Wien gemeldet, bekommt jedoch nur die Möglichkeit, selbstständig erwerbstätig zu sein, was in ihrem Fall mit vielen Unsicherheiten, finanziellen Schwierigkeiten und Nachteilen verbunden ist: „*Wir können arbeiten nur wie Selbständige und das ist wahnsinniges Problem, weil niemand eigentlich im Detail kümmert sich um uns (.) Wie ich schaffe monatlich Miete? Wie ich äh habe Probleme (...) zum Beispiel mit Ver- Versicherung“ (IP4: 346 – 348). Die Interviewpartnerin spricht damit den irregulären¹⁸ transnationalen Pflegedienstleistungsmarkt für die langfristige Pflege und Betreuung von älteren Menschen im Privathaushalt an, der sich seit dem Systemwechsel in den ehemals kommunistischen Nachbarländern Anfang der 1990-er Jahre entwickelt hat (vgl. Kretschmann/Pilgram 2012: 107). Die vergrößerte Bewegungsfreiheit von Menschen aus osteuropäischen*

¹⁸ Der Begriff der Irregularität weist darauf hin, dass sich diese Arbeit außerhalb der Grenzen des gesetzlich Zulässigen befindet, aber ohne strafrechtliche Folgen, wie es der Illegalität zugeschrieben wird (vgl. Sciortino 2004, zit. nach Kretschmann/Pilgram 2012: 107).

Ländern, die restriktive österreichische Ausländerbeschäftigungspolitik und das nicht ausreichende Pflege- und Betreuungsangebot mündete u.a. in einer vergrößerten Nachfrage an irregulären Carearbeiter/-innen aus den neuen EU-Ländern, die diesen Mangel durch eine Rund-um-die-Uhr-Pflege und Betreuungsarbeit abdecken sollen (vgl. ebd.: 107). Aufgrund der öffentlichen Diskussion um diese (geschätzt rund 40.000¹⁹) irregulären Arbeitsverhältnisse im Jahr 2006 wurde der Bereich der 24-Stunden-Pflege und –Betreuung positiv in Recht eingefasst. „Als Ergebnis der rechtlichen Regularisierung entwickelte sich das Selbstständigenmodell zum vorwiegend genutzten regulären Modell; Regularisierung ist also für Carearbeiterinnen quasi gleichbedeutend mit dem Selbstständigenstatus“ (ebd.: 111). Diese Verrechtlichung war jedoch stark am Markt orientiert und verfolgte kein Interesse an einer solidarischen Absicherung. Bund und Länder sind nach wie vor nicht bereit, mehr Mittel für die Pflege und Betreuung aufzuwenden, sondern möchten diesen Grundpfeiler im Pflegesystem – aufgrund der geringen Kosten und der hohen Flexibilität – aufrechterhalten. Infolgedessen nehmen Prekarisierung und Flexibilisierung von Arbeits- und Lebensbedingungen allgemein zu. Das Einkommen, das die Carearbeiter/-innen direkt von den Pflegebedürftigen bzw. den Angehörigen erhalten, ist niedrig, wodurch es nach wie vor eine günstig zu erwerbende Dienstleistung (und oftmals die einzig bezahlbare für die Betroffenen) bleibt. „Der Staat hat durch die irreguläre Arbeit zwar >>Ausfälle<< im Bereich steuerlicher Abgaben, ihm entstehen aber auch keine Kosten, da Carearbeiterinnen als irregulär Beschäftigte das Sozialsystem nicht in Anspruch nehmen können“ (Gendera/ Haidinger 2007, zit. nach Kretschmann/ Pilgram 2012: 114). Wie auch die Interviewpartnerin erzählt, sind die Carearbeiter/-innen demnach nicht kranken- und arbeitslosenversichert und haben auch keinen Anspruch auf eine Pension im Alter. Aufgrund der arbeitsrechtlichen Beschränkungen ist diese Arbeitstätigkeit für viele Frauen aus den neuen EU-Beitrittsländern jedoch oftmals die einzig mögliche innerhalb Österreichs (vgl. Kretschmann/ Pilgram 2012: 114).

Auf sozialer Ebene hat sich für die Carearbeiter/-innen durch die Verrechtlichung nicht viel verändert: die Ängste konnten nicht genommen werden und auch der Bewegungsradius im (Arbeits-)Alltag konnte nicht vergrößert werden (vgl. ebd.: 117). Dies ist nach Andrea Kretschmann und Arno Pilgram wie folgt zu begründen:

1) Durch die Verrechtlichung erfahren die Migranten/Migrantinnen zwar eine Integration in den regulären Arbeitsmarkt, verbunden mit einem Zugewinn an Rechten, jedoch führt dies kaum zu einer tatsächlichen Verbesserung der Arbeitsbedingungen, da sie dennoch von staatsbürgerlichen und sozialen Rechten teilweise exkludiert sind. Die mit der Irregularität entstandenen Stratifikationen und Machtverhältnisse werden also reproduziert (vgl. ebd.: 118/119).

¹⁹ Stand: 2006 (vgl. Kretschmann/ Pilgram 2012: 115).

2) Weiterhin bleiben Carearbeiter/-innen Rechte, wie z.B. einen Anspruch auf Mindestsicherung oder Arbeitslosengeld, verwehrt. „Obwohl sie in das Sozialsystem einzahlen, können sie es somit nur teilweise in Anspruch nehmen“ (ebd.: 119).

3) Und schließlich erschwert dieses spezifische Arbeitsverhältnis eine formalisierbare Vereinbarung von Absprachen und fest umrissenen Aufgabenkatalogen, die für alle Haushalte gültig ist (vgl. ebd.: 119).

Im Vergleich zu dieser durch die soziale Ungleichheit erlebten Nichtanerkennung als vollständig integriertes Mitglied der Arbeitsgesellschaft wirkt der Mitgliedsausweis als Zeichen eines vollständigen Ernstnehmens ihrer Person, verbunden mit vielen Vorzügen („*Und hat sie gesagt, was für eine (.) (Plus) immer ich kriege*“ (IP4: 96/97)), aber auch als Zeichen des offiziellen Gesehen-Werdens (in der Einrichtung). Eines der „*Plus*“, die sie als ehrenamtlich Engagierte bekommt, ist die kostenlose Teilnahme an Seminaren, welche sie für ihren Beruf braucht, da sie bisher noch keine Ausbildung vorweisen kann (vgl. IP4: 25). Diese entpuppen sich in ihrem Fall nicht nur als nette Anerkennung für ihr ehrenamtliches Engagement, sondern als Erarbeitung einer Chance, sich in der Leistungsgesellschaft Österreichs zu integrieren:

„Hab ich gesagt: "Danke dir liebe Gott und für das alles da konnte ich endlich auf dem äh Feld äh auf dem ((räuspert sich)) also im Österreich machen endlich (.) sich wie kleine Ausbildung und ich glaube, das hilft mir auch für Zukunft wie KLEINE Punkte, aber (.) muss ich hoffen (.) vielleicht kriege ich Chance, vielleicht (.) in eine, zwei Jahre in der Einrichtung, wie Heimhilfe“ (IP4: 169 – 172).

Sowohl generell die Erfahrung, eine Chance zu bekommen, als auch die Möglichkeit, einer beruflichen Eingliederung, werden von der Interviewpartnerin expliziert und als wertvolle Integrationserfahrungen und Anerkennungen erlebt.

Ebenso stellt bei einem anderen Interviewpartner das ehrenamtliche Engagement – in Form eines Praktikums – eine Weiche zur Re-Integration in die Arbeitsgesellschaft Österreichs. Aufgrund eines Unfalls war es ihm „*sehr lange Zeit*“ (IP2: 145) nicht mehr möglich, zu arbeiten oder seinen erlernten Beruf auszuüben. Hierzu erzählt er weiter:

„Ah, u n d (.) ja auch beim AMS hat sehr lang gedauert, bis ich den Kurs bekommen habe (.) Weil Sozialbegleiter gibts nicht sehr lang (.) es gibts erst seit 2 Jahren (1), und ich hab äh wie ich gehört hab das erste Mal (beim Arbeitsamt) darum gekämpft (2), dass ichs bekomme ja (1). Und wie ichs bekommen habe ja (2), an und für sich war das schon super u n d (.) ein großer Erfolg für mich u n d (.) ich hab die ganze Verwandtschaft ist zu mir kommt (2), ja man fühlt sich halt wieder ((lachend)) super, voll integriert in allem“ (IP2: 151 – 154).

Die Umschulung zum Sozialbegleiter, als auch das Praktikum, welches in der Umschulung inkludiert ist, geben ihm Selbstvertrauen zurück und das Gefühl, vollständiger Teil der Leistungsgesellschaft zu sein. Dieses Gefühl kommt bei ihm vor allem dadurch auf, dass ihn seine Verwandtschaft und - wie er an anderer Stelle bestätigt - seine Bekannten und

Freunde/Freundinnen als arbeitendes Mitglied unserer Gesellschaft wahrnehmen. Dies wird vor allem im Vergleich deutlich, in dem er darauf hinweist, dass er schon vor Beginn seiner Umschulung Familie und Freunde/Freundinnen unterstützt hat, „*und zwar sprich äh (.) Anträge ausgefüllt für alles Mögliche, für den (.) Aufenthaltstitel (.), fürs Finanzamt und so*“ (IP2: 5/6). Eine Anerkennung seiner Familie und des Freundeskreises erfährt er jedoch erst, seitdem er auf einen bezahlten Job hin arbeitet, was in folgender Aussage deutlich wird: „*(...) ja dadurch hab ich den Sozialbegleiter gemacht (.), hab mir gedacht, ich mach das gerne. (.) ja wenigstens etwas kriegt man halt bezahlt, das ist nicht gratis, sag mer so*“ (IP2: 10/11). Es drängt sich die Vermutung auf, dass er selbst die Tätigkeiten wohl auch ohne Bezahlung weitergeführt hätte, er erlebte jedoch, dass Arbeit mit Bezahlung in unserer Leistungsgesellschaft mit einer höheren Anerkennung verbunden ist.

Eine gelungene berufliche Einmündung (u.a.) aufgrund der ehrenamtlichen Tätigkeiten wird von einem weiteren Interviewteilnehmer beschrieben: „*Naja äh (2) vielleicht ALL diese Arbeit, die ich früher getan habe und jetzt auch immer noch tue, hat mir auch vielleicht diesen Job da verschafft (.). Und das ist, finde ich, eine (.) gute Anerkennung (1) als Migrant beim Stadt Wien zu arbeiten*“ (IP7: 219 – 221). Der Zusatz „*als Migrant beim Stadt Wien*“ deutet darauf hin, dass diese Situation quasi als eine doppelte Anerkennung erlebt wurde: 1) Erhalt eines Jobs, 2) Eingang eines unbefristeten Dienstverhältnisses als Migrant. Diese zusätzliche generelle Anerkennung des Migrantenstatus wird also als eine zusätzliche Anerkennung auf gesamtgesellschaftlicher Ebene gewertet.

Kulturelle Integration

Abschließend eröffnet das ehrenamtliche Engagement eine Möglichkeit der kulturellen Teilhabe in der Gesellschaft. Dies wird bspw. anhand folgender Sequenz deutlich:

„*Und äh (.) zum Beispiel hier auch im Nachbarschaftszentrum (...) machen sehr viele, sehr liebe viele Veranstaltungen. (...), sind sehr oft ähm (1) also wie kleine kann man sagen BILDgalerie, sehr oft, mit BUNTE, SCHÖNE Bilder (2) und ich glaube (.) die viele Leute auch kommen hier gehen (.) alle (...) ich war hier also (.) bei kleine Veranstaltung oder bei dem Vorträge, alles natürlich gratis“ (IP4: 197 – 206).*

Ohne (finanzielle) Hemmschwelle ist es möglich, an vielfältigen kulturellen Veranstaltungen teilzunehmen, wodurch das Nachbarschaftszentrum gleichzeitig ein Ort der Integration und ein Ort der Entlastung wird.

6.6.3 Ehrenamtliches Engagement als ‚Bewältigungsbrücke‘

Anhand vieler Passagen wird die jeweilige Einrichtung, in welcher die ehrenamtlichen Tätigkeiten der Befragten verankert sind, als ein Ort beschrieben, in dem der „Blick weg vom integrationsfixierten Zugehörigkeitsdiskurs zum Bewältigungsdiskurs“ (Böhnisch 2008: 47) gerichtet wird und an dem versucht wird, „sich an den eigenen Zugehörigkeiten, die die

MigrantInnen sich in ihren Bewältigungsformen schaffen, zu orientieren“ (ebd.: 47). Auf diese Weise werden die „interkulturellen Zwischenwelten“ (Gemende 1999, 2002, zit. nach Böhnisch 2008: 47) anerkannt, wodurch die Migrantinnen und Migranten die Chance erhalten, „ihre eigene Bewältigungsbrücke zwischen den Herkunftsländern und der Aufnahmegesellschaft zu bauen und so aus dieser Selbstständigkeit heraus Anschluss an die hiesige Gesellschaft und soziale Anerkennung zu finden“ (Böhnisch 2008: 47).

Einrichtung als Ort der Entlastung

Dies zeigt sich beispielsweise in Erzählungen, in welchen die Einrichtung auf verschiedenste Weise als Ort der Entlastung dargestellt wird:

Hier soll einerseits nochmals das Beispiel des Interviewpartners angeführt werden, welcher betont, dass er das Nachbarschaftszentrum als Ort erlebt, in welchem für ihn und seine Familie „*e r s t e Mal alles, alles perfekt*“ (IP3: 121) ist. Im Gegensatz zur Gesellschaft ‚außerhalb des Nachbarschaftszentrums‘ weiß er innerhalb der Einrichtung den Gleichheitsgrundsatz aller Menschen, unabhängig der Herkunft, der Religion, usw. „*100 Prozent sicher*“ (IP3: 287) verankert. Auch das Hilfeangebot für *alle* seitens des Nachbarschaftszentrums, nicht nur für Ausländer, scheint ihm wichtig und für ihn entlastend zu sein, da er dort nicht in eine hilfebedürftige (Opfer-)Rolle gedrängt wird: „*oder wenn JEMAND braucht Hilfe, dann sind auch (.) Leute in Nachbarschaftszentrum, sind auch gute Sozialarbeiter und sie kann viele, viele Sachen helfen. Für AUSLÄNDER und NICHTAUSLÄNDER also helfen*“ (IP3: 85 – 88).

Diese Hilfe wird gegeben, aber auch von den ehrenamtlich Engagierten genommen. Dies wird bspw. in folgendem erzählten Dialog verdeutlicht: „*sie nehmen jeden herzlich (...) mit einem offenen [Herz] (...) "kommen Sie zu mir" (...) "wir sind da" (...) Haben Sie eine gute idea? Wir bauen mit!" Für uns helfen? Sie sind schon da. "Brauchen Sie Hilfe? Wir helfen auch Ihnen!"*“ (IP1: 92 – 102). Auf diese Weise wird das Nachbarschaftszentrum zu einem Raum, in dem die Ressource Mensch – unabhängig seiner Herkunft – genutzt wird und der Mensch wird mit seinen individuellen Kenntnissen und Fähigkeiten anerkannt:

„Zum Beispiel na-na-nach Nachbarschaftszentrum herkommen (.) ob ich (einmal) jetzt, ich stamme aus Ägypten oder so (.) äh, und dann (.) äh die Nachbarschaftszentrum natürlich (.) äh vor meine Augen ist (saugen) immer die GUTE (.) von den Menschen. (Saugen) Leute, sie nimmt nicht, was du nicht willst (.) ja, weil du willst das (geben) (1) willst das wirklich ausgeben, ok“ (IP1: 892 – 895).

Als Voraussetzung für diese Methode wird das Prinzip der Freiwilligkeit vorgestellt („*weil du willst das geben*“). Diese Vorgehensweise wird von dem ehrenamtlich Engagierten begrüßt und entlastend erlebt.

Und schließlich führt das Beispiel der kulturellen Integration (vgl. IP4: 197 – 206) zu einer entlastenden Situation. Die Interviewpartnerin führte zu Beginn ihres Interviews an, dass ihr größtes Problem das Geld ist: „*EINZIGES Problem natürlich, das hab ich bis jetzt sind Geld, diese blöde, schmutzige Geld ((lacht)). *Wirklich das ist einziges mein Problem, darum komme ich nicht weiter*“ (IP4: 39/40). Einerseits steckt in der Zuschreibung des Geldes als „*blöd und schmutzig*“ eine ausschließlich funktionale Rolle des Geldes, welches ihrer Ansicht nach nicht Zeichen von Reichtum ist. Andererseits deutet die Aussage darauf hin, dass sie das Geld dennoch immer wieder als Hemmschwelle und ‚Stolperstein‘ in ihrem Leben erlebt, z.B. im Bezug auf berufliche Integration, da sie sich keine Ausbildung leisten kann (vgl. auch IP4: 42 – 44). Somit ist das Geld der einzige Grund, warum sie nicht „*weiter kommt*“. In den kulturellen Angeboten seitens des Nachbarschaftszentrums, welche „*natürlich alle gratis*“ sind, erfährt sie neben der kulturellen Teilhabemöglichkeit einen Ort, an dem Geld keine Rolle spielt. Sie befindet sich also an einem Ort, an welchem sie keine finanziellen Sorgen haben muss und sie auch nicht aufgrund der finanziellen Situation auffällt, sondern vollständiger Teil dieser Gesellschaft ist. Auch die Beschreibung der Bilder als „*bunt und schön*“ weist auf eine sorgenfreie Zeit im Nachbarschaftszentrum hin. Im Vergleich zum harten Leben (vor allem aufgrund des schweren Berufs und der strukturell schwierigen Arbeitssituation) zeigt sich das Leben während der Veranstaltungen freudvoll und positiv.*

Im Bezug auf die Seminare, welche sie ebenfalls ohne Bezahlung besuchen darf, betont sie immer wieder, dass diese perfekt organisiert (vgl. bspw. IP4: 146) waren und dass stets viel gelacht wurde (vgl. bspw. IP4: 147). Das heißt, auch hier muss sie sich um nichts kümmern, kann die Verantwortung getrost abgeben und kann in einer entspannten und entlastenden Atmosphäre (beruflich) weiterkommen (vgl. IP4: 40).

Anerkennung der Kompetenzen (aufgrund der Migrationsgeschichte)

In der Auswertung hat sich weiterhin gezeigt, dass eine Anerkennung der speziellen sprachlichen und kulturellen Kompetenzen der ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten seitens der jeweiligen Einrichtung oder Organisation sehr wichtig ist und den Betroffenen auf diesem Weg gleichermaßen eine Bewältigungsbrücke zwischen den Herkunftsländern und der Ankunftsgesellschaft anbietet.

In diesem Zusammenhang nennen vier der Interviewpartner/-innen, dass sie ihre sprachlichen Kompetenzen in (mündlichen und schriftlichen) Übersetzungstätigkeiten, aber auch in konkreten Anfragen zur Mitarbeit in oder Leitung von Gruppen mit sprachlichem Inhalt, wie z.B. russische Konversation, im ehrenamtlichen Engagement anerkannt sehen.

Das jeweilige kulturelle Wissen, auch als „*Hintergrundwissen*“ (IP7: 331), „*Insidewissen*“ (IP7: 331) oder „*Mentalitätswissen*“ (IP7: 347) benannt, schafft bei mehreren der Interviewteilnehmer/-innen einen besseren Zugang zu Menschen mit Migrationshintergrund. Die Verbindung ‚zusammen fremd in einem anderen Land‘, die sich auf unterschiedliche Art und Weise zeigt (z.B. durch das Aussehen oder durch einen nicht-österreichischen Akzent), lässt ihrer Erfahrung nach Vertrauen und Sicherheit entstehen. Auf diesem Weg wird Kommunikation und Vermittlung zwischen den Kulturen erleichtert.

Fünf der Befragten beantworteten die Frage nach der Anerkennung ihrer speziellen Kompetenzen aufgrund ihres Migrationshintergrunds mit einer gezielt nicht-ethnisierten Aussage. So war es einem der Interviewpartner bspw. besonders wichtig, die Stärken *aller* Menschen, nicht nur von jenen mit Migrationshintergrund hervorzuheben (vgl. IP1: 876f). Auch ein anderer Interviewpartner wehrte sich dagegen, aufgrund seiner Migrationsgeschichte etwas Besonderes zu sein, weshalb er auch deshalb nicht speziell gewürdigt werden möchte: *„für mich ist wichtig, dass (.) dass wenn ich, wenn ich in Nachbarschaftszentrum komme (.), dass ich wollte nicht zeigen, dass (.) dass bin ich so (.) egal welche Nation ich bin“* (IP3: 339 – 341). Damit wehren sich beide gegen eine Festschreibung als Andere/r, die sie nach Mecheril dann erfahren, sobald sie in ihrer Andersheit erkannt und geachtet werden (vgl. Kapitel 4.3).

Die Antwort zweier weiterer Interviewpartnerinnen bezog sich generell auf die Erfahrungen, die ein Mensch mitbringt, sei es aufgrund seiner Herkunft (vgl. IP4) oder aufgrund des Alters, was ein spezielles Generationenwissen beinhaltet (vgl. IP5). Mit der generellen Bereitschaft für Kommunikation bringt der letzte Interviewpartner dieser Kategorie eine besondere, jedoch ebenfalls nicht-ethnisierte Kompetenz mit, die für ein Zusammenleben aller Menschen wichtig ist (vgl. IP8).

Im Rahmen ihres jeweiligen ehrenamtlichen Engagements finden sie eine Möglichkeit, ihren Weg der Anerkennung zu leben.

6.7 Wünsche weiterer Anerkennung

In den Interviews wurde auch nach weiteren Anerkennungswünschen gefragt. Diese überschreiten Staatsgrenzen und beziehen sich auf unterschiedlichste Bereiche. Interessanterweise wurden neben noch nicht erlebten Anerkennungsformen auch bereits erfahrene Formen genannt, von denen sich die Interviewteilnehmer/-innen jedoch ‚ein Mehr davon‘ wünschen. Dies zeigt meiner Ansicht nach den hohen Stellenwert besonders mancher Anerkennungsformen auf.

Zwei der Interviewpartner waren mit der Anerkennung, die sie in Österreich erfahren, ausnahmslos zufrieden. Sie wünschen sich jedoch eine Anerkennung aus ihrem Herkunftsland,

mit welchem sie nach wie vor sehr in Verbindung stehen und auch dort aktiv sind. Der eine Befragte äußerte dies in einem Wunsch nach **„Anerkennung der eigenen Fähigkeiten und Leistungen im Herkunftsland“**, der andere möchte **„seine Lebenseinstellung einer Kommunikationskultur auch in seinem Herkunftsland leben können“**, was er dadurch bestätigt vorfinden würde, wenn er in irgendeiner Weise eine Antwort bekommen würde: *„Das heißt (...) wenn ich KRIEGE einmal (2) eine Antwort (...), das ich geschrieben oder Frage gestellt oder Vorschlag gemacht (2) es ist für mich dann Anerkennung (3). Aber bis jetzt hab ich nicht gehabt (2). Das heißt (2) ANTWORT (1) auf (.) meine also (2) Kommunikation mit diese Menschen“* (IP8: 300 – 303).

Eine weitere Interviewpartnerin ist zwar ebenfalls mit der Anerkennung, die sie in Österreich für ihr ehrenamtliches Engagement erhält, zufrieden, dennoch wünscht sie sich weitere Anerkennung für ihre erreichten Ziele seitens der Gesellschaft, besonders von Personen in höheren Positionen: *„sicher, man kann immer mehr erreichen (.) oder von jemanden (.) Höherem auch sich wünschen“* (IP6: 393/394). In dieser Aussage ist auch der Wunsch nach einer Zusammenarbeit mit Personen höherer Positionen enthalten, welche auf die Umsetzung ihrer Ziele ausgerichtet ist.

Zum Thema Integration und Zugehörigkeit wurde in dieser Masterarbeit bereits viel erwähnt. Gerade deshalb zeigt der Wunsch nach einem **„Job, als (Re-) Integration in die Leistungsgesellschaft“** den hohen Stellenwert dieser Anerkennungsform auf.

Einer der Befragten führte als weiteren Anerkennungswunsch das **„Weitertragen einer durchgeführten Projektidee bzw. einen Projektideen-Tausch“** an. Dies explizierte er wie folgt:

„mir ist lieber, sag ich: "ok, die Leute (.) sie treffen (.) euer Projekt ist gut, () schon gesehen (2) äh und dann (.) diese Gruppe interessiert sich schon das zu machen (...) "aha, euer Projekt ist gut" (1) "ich will das machen" (...) ich hab schon gewartet, dass die Stadt Wien sagt: "ok, hab ich schon gesehen jetzt, wir si- ist alles zufrieden (1) wer will mit andere seine Projekt tauschen?" (...) 'Tauschen wie? Wie kann ich schon tauschen? Dass du (.) de- sitzen zusammen und sagen "ok, was hast du schon gemacht?" (.) "du brauchst nicht von Anfang zu arbeiten" (...) da nimmst du die Kern jetzt“ (IP1: 721 – 735).

Diese Initiierung sollte von der Stadt Wien ausgehen, die Umsetzung erfolgt zwischen den Gruppen. Dieses Weitertragen der eigenen Idee wäre dann gleichermaßen eine Anerkennung des Projektes als auch der Ideenträger/-innen in der Gesellschaft. Die Migrantinnen/ Migrantinnen, die in diesem Fall die Ideenträger/-innen sind, könnten somit über das Projekt positiv wahrgenommen werden und eine weitere gesellschaftliche Anerkennung erfahren.

Eine ebenfalls bereits ausführlich vorgestellte Anerkennung stellt das ehrenamtliche Engagement als Möglichkeitsraum sowohl des Weitertragens der eigenen Haltung, als auch einer gelebten Solidarität dar. Als weiteren Anerkennungswunsch schließt sich hier der **„für den/die ehrenamtlich Engagierte/n ersichtlichen Erfolg“** an. Dies kann sich in vielen freundlichen,

aktiven Kindern, die die Gesellschaft weiterhin nachhaltig positiv verändern wollen zeigen, in Menschen, die sich gegenseitig helfen und eine Solidarität leben wollen oder in einer gelebten Kommunikationskultur – auch von Anderen. Letzteres wurde wie folgt formuliert: „*Ab (...) es (wäre eine) Anerkennung (.) für MICH (1) wenn ich sehe, dass diese Idee, was ich habe (...) Platz gefunden hat*“ (IP8: 293/294). Alle drei haben somit eine Vision einer gelingenden Gesellschaft.

Einen konkreten Wunsch nach weiterer Anerkennung äußerte eine weitere Interviewpartnerin: aus ihrer Sicht wäre ein **„Nachbarschaftszentrum, was ausschließlich von ehrenamtlich Engagierten geführt würde“**, ohne Hierarchie und mit so wenig Bürokratie wie möglich, eine *„Anerkennung höchsten Grades“* (IP5: 456). In einem solchen könnten sie ihre eigenen Ziele und Ideen hundertprozentig verwirklichen und indem das Fachpersonal den ehrenamtlich Engagierten ein solches *„Experiment“* (IP5: 457) zutraut, eine Anerkennung ihrer (fachlichen und sozialen) Fähigkeiten erfahren.

Weiterhin führten zwei der Interviewteilnehmer/-innen die **„(Weiter-)Erzählung ihrer Erfahrungen“** als Anerkennungswunsch an. Dies bezieht sich sowohl auf die Generations- und Migrations-Erfahrungen, aber auch auf Erfahrungen bezüglich der umgesetzten Ideen und des ehrenamtlichen Engagements an sich. In beiden Fällen setzt diese Erzählung jedoch ein ‚Gefragt-Werden‘ voraus. Dies wird bspw. an der Frage *„Ham Sie NOCH Leute, die (.) an mich Interesse haben?“* (IP5: 650) deutlich.

Und schließlich wurde immanent der Wunsch nach **„einer größeren gesellschaftlichen Anerkennung des ehrenamtlichen Engagements“** an sich formuliert: Wie bereits aufgeführt, erfährt einer der Interviewpartner bspw., dass er seit Beginn der Umschulung zum Sozialbegleiter seitens seiner Verwandtschaft deutliche Anerkennung erfährt. Aus anderer Perspektive betrachtet, bedeutet dieses Beispiel, dass er eine bessere gesellschaftliche Anerkennung unbezahlter Tätigkeiten in unserer Gesellschaft wünschenswert fände.

6.8 Erlebte Hindernisse im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements

Die Interviewpartner/-innen wurden auch nach den Barrieren bzw. Schwierigkeiten bezüglich des ehrenamtlichen Engagements gefragt. Hierzu wurden verschiedenste Hindernisse angesprochen, die ihnen den Beginn der ehrenamtlichen Tätigkeit erschwerten oder die sie an Grenzen stoßen ließen, die sie jedoch bisher noch nicht zum Aufgeben des ehrenamtlichen Engagements zwangen:

Eine der Befragten berichtete von einer erlebten **abschätzigen Behandlung** ‚hinter ihrem Rücken‘, die sie zum Beginn des ehrenamtlichen Engagements erfuhr. Dies empörte sie vor allem deshalb, weil sie Österreich generell als ein *„sehr höfliches Land“* (IP5: 633) erlebt.

Als größtes Hindernis, welches den Interviewpartner/-innen immer wieder während ihres ehrenamtlichen Engagements begegnet, gilt die **Zeit**. Dies lässt sie immer wieder an ihre Grenzen stoßen, was auch von Gedanken des Aufgebens ihrer Tätigkeit(en) begleitet wird oder sie von der Übernahme weiterer ehrenamtlicher Tätigkeiten abhält.

Als Grenzen bezüglich der Entscheidung für oder gegen eine bestimmte ehrenamtliche Tätigkeit wurde weiterhin einerseits eine **fehlende Zusammenarbeit innerhalb des ehrenamtlichen Teams** oder der **fehlende Sinn der Aufgabe** genannt, z.B.: *„wenn du (...) gut kämpfst (1) oder gut gearbeitet und dann findest du (1) der andere arbeitet nicht mit (.) oder du immer hast negative Ergebnis oder da siehst du kein Erfolg (...) der sagst du: "hey, (...) ICH VERSCHWENDE meine Zeit umsonst““* (IP1: 490 – 494).

Auch wurde die **fehlende Perspektive innerhalb der ehrenamtlichen Tätigkeit** als persönliche Grenze, welche zu einer Aufgabe der ehrenamtlichen Tätigkeit führen würde, aufgeführt, z.B. *„NUR alte Frauen, die sowieso schon bald (.) weg sind“* (IP5: 44/45). Dies korreliert mit einer **zu starken psychischen Belastung**.

Weiterhin gilt die **fehlende Leidenschaft** als legitimer Grund, die ehrenamtliche Tätigkeit niederzulegen. Dies wird durch die Beschreibung *„Menschlichkeit“* (IP1: 534) deutlich.

Als persönliche inhaltliche Grenze wurde auch das ehrenamtliche Engagement mit **politischer Motivation** genannt. Diese ist auf negative Vorerfahrungen des Interviewpartners zurückzuführen.

Auch wurden bestimmte Auflagen seitens einer **Behörde** als erlebtes Hindernis im Bezug auf das ehrenamtliche Engagement genannt.

Und schließlich wurde die **Familie** in zwei Fällen als eine Instanz beschrieben, die immer wieder Grenzen setzt. Der positive Zuspruch der Familie wurde von allen Befragten als positiv hervorgehoben, jedoch würde bei keiner/keinem der Interviewpartner/-innen eine negative Reaktion oder ein fehlender Zuspruch seitens der Familie zu einer Aufgabe des ehrenamtlichen Engagements führen.

6.9 Typologien

Aufgrund der komparativen Sequenzanalyse der acht Interviews können zwei verschiedene Typologien und ein weiterer Typ, der als dritte Typologien-Vermutung einer weiteren Überprüfung bedarf, gebildet werden. Demnach gibt es drei unterschiedliche Beweggründe, die Migrantinnen und Migranten erster Generation dazu motivieren, sich in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit ehrenamtlich zu engagieren. Hierzu stehen in engem Zusammenhang

bestimmte Anerkennungsformen, die sich jeweils gemäß der Beweggründe verhalten²⁰. Dieses Forschungsergebnis soll in diesem Kapitel näher erläutert werden.

Die erste Typologie kann aus drei verschiedenen Typen (A, B, C) gebildet werden und lässt sich unter dem Beweggrund *Ehrenamtliches Engagement als persönliche Bereicherung* subsumieren. Die persönliche Bereicherung besteht beim Typ A hauptsächlich im Knüpfen sozialer Kontakte, die die Interviewpartnerin aus der isolierten und (beruflich) desintegrierten Situation befreit. Beim Typ B besteht die persönliche Bereicherung zusammengefasst in einem Ausgleich aus geistiger und sozialer Herausforderung, welche sie in den verschiedenen ehrenamtlichen Tätigkeiten findet. Beim Typ C schließlich wird jede Tätigkeit, die dem persönlichen Zweck der Sicherung einer (besseren) gesellschaftlichen Position dient, als persönlich bereichernd gesehen.

Bezogen auf diese Masterarbeit ist nun besonders interessant, dass sich in allen drei Fällen dieses eher individuumsbezogene Engagement auch in den Formen der Anerkennung widerspiegelt, da auch hier hauptsächlich individuumsbezogene Anerkennungsformen genannt werden, wie z.B. (neue) soziale Kontakte, erfahrenes Interesse an der Person, positive Reaktionen aus dem individuellen Gemeinwesen (Familie, Freundeskreis, Nachbarschaft, Fachpersonal der Einrichtungen, usw.), materielle Anerkennungsformen (Kostenerstattungen, Gutscheine, Seminarunterlagen, u.ä.), Anerkennung bezüglich der individuellen Stärken, Anerkennung der eigenen Fähigkeiten und Kenntnisse aus verschiedenen Ebenen, Zeichen der Zugehörigkeit (Mitgliedsausweis, kostenlose Entnahme von Getränken im Nachbarschaftszentrum, u.ä.). Die noch ausstehenden Wünsche nach Anerkennung äußern sich beispielsweise durch einen Job bekommen, Selbstverwaltung eines Nachbarschaftszentrums oder noch mehr Anerkennung der eigenen Fähigkeiten, besonders aus ‚höherer Ebene‘. Auch dies weist auf die eher individuumsbezogene Perspektive hin.

Interessanterweise sind alle drei Typen weiblich, wodurch sich die Vermutung aufdrängt, dass sich Migrantinnen erster Generation tendenziell aus subjektiven Beweggründen in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit ehrenamtlich engagieren. Dies bedarf jedoch einer weiteren Forschung. Weiterhin ist auffällig, dass sich alle drei in unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern und in mehreren Stadtteilen engagieren. Demnach ist festzuhalten, dass bei dieser Typologie das ehrenamtliche Engagement unabhängig des eigenen Stadtteils stattfindet und das Erreichen des persönlichen Zwecks (z.B. soziale Integration, geistige und soziale Bereicherung, gesellschaftliche Position sichern) im Vordergrund des Engagements steht. Ein direkter Zusammenhang von der Dauer des Aufenthalts und Beweggrund des Engagements ist nicht festzustellen, da die drei zwischen 6 und über 30 Jahren in Österreich leben.

²⁰ In allen Typen sind alle Anerkennungsformen nach Honneth (Liebe, Recht, Solidarität) enthalten, jedoch bildete sich eine vorwiegende Form der Anerkennung heraus, die sich gemäß der Beweggründe verhielt.

Typologie 1: Ehrenamtliches Engagement als persönliche Bereicherung

Typ A	weiblich	Knüpfen sozialer Kontakte	Anerkennung vorwiegend durch individuumsbezogene Formen	Mehrere Tätigkeitsfelder, in mehreren Stadtteilen
Typ B	weiblich	Geistige und soziale Herausforderung	(z.B. soziale Kontakte, erfahrenes Interesse an der Person, positive Reaktionen aus dem individuellen Gemeinwesen, materielle Anerkennungsformen, Anerkennung der eigenen Stärken, Fähigkeiten und Kenntnisse, Zeichen der Zugehörigkeit)	Mehrere Tätigkeitsfelder, in mehreren Stadtteilen
Typ C	weiblich	Sicherung einer (besseren) gesellschaftlichen Position		Mehrere Tätigkeitsfelder, hauptsächlich im eigenen Grätzel, jedoch vorrangig zweckgebundenes Engagement

Abb. 10: Typologie 1: Ehrenamtliches Engagement als persönliche Bereicherung (Quelle: Autorin)

Die zweite Typologie konnte aus vier Typen (D, E, F, G) gebildet werden und lässt sich unter dem Beweggrund *Ehrenamtliches Engagement aus zivilgesellschaftlicher Motivation* subsumieren. Alle vier Interviewpartner verfolgen eine bestimmte Haltung oder Lebenseinstellung, die sie (auch) durch ihr ehrenamtliches Engagement weitertragen möchten, um auf diesem Weg die Gesellschaft positiv zu verändern. Dieser Beitrag zur gesellschaftlichen Veränderung findet in drei verschiedenen Ebenen statt: Typ D versucht Solidarität und den Gleichheitsgrundsatz aller Menschen innerhalb seines Stadtteils bzw. in seiner Nachbarschaft umzusetzen, indem er mit den Menschen intensiv in Kontakt geht und sie zu gegenseitiger Hilfe motiviert. Typ E nutzt ebenso den Stadtteil bzw. die Nachbarschaft, um seine Haltung des Gleichheitsgrundsatzes aller Menschen und der Wichtigkeit des eigenen aktiven Beitrags für Österreich weiterzutragen. Er arbeitet jedoch zusätzlich auf eine Übertragung dieser Haltung auf die (österreichische) Gesellschaft insgesamt durch die Bewohner/-innen des Stadtteils hin, besonders durch die Kinder („Generationenauftrag“). Typ F und G wenden sich mit ihrer Idee des Weitertragens ihrer Haltung bzw. Lebenseinstellung (Kommunikationskultur und Kulturaustausch) gleich an die gesamte Gesellschaft - wenn auch von ihrem Stadtteil aus - und hoffen weiterhin auf eine Übertragung dieser Idee auf ihre Herkunftsländer.

Auch in dieser Typologie spiegelt sich das zivilgesellschaftsbezogene Engagement in den Formen der Anerkennung in allen vier Fällen insofern wider, dass die gesellschaftliche Anerkennung eine große Rolle spielt. Sind dabei zwar bei allen vier Fällen unterschiedliche Ebenen angesprochen (Typ D: positive Reaktionen der Nachbarschaft, Typ E: positive Reaktionen aus der Nachbarschaft und der Stadt Wien, Typ F und G: positive Reaktionen aus dem gesamten Gemeinwesen und aus dem Herkunftsland), geht es allen vier doch um ein Öffentlich-Wahrgenommen-Werden. Dies drückt sich in Anerkennungsformen, wie z.B. positive Reaktionen aus den unterschiedlichen Ebenen, Zeitungsartikel (mit Fotos), Ehrung der Stadt

Wien, Arbeitsstelle als Migrant bei der Stadt Wien usw. aus. Letzteres Beispiel zeigt zusätzlich die zivilgesellschaftliche Motivation, den Migrantenstatus in der Gesellschaft positiv verankern zu wollen. Auch ist allen vier Typen gemeinsam, dass sie Anerkennung in höchstem Maße empfinden, wenn für sie ersichtlich wird, dass ihre Haltung bzw. ihre Lebenseinstellung einen Platz in der Gesellschaft bekommt und ihr Engagement insofern Früchte trägt. Die Wünsche nach Anerkennung beziehen sich ebenso bei allen vier Interviewteilnehmern auf das Weitertragen ihrer Haltung, in zwei Fällen auch über die Nationalstaatsgrenze hinaus.

Daher ist es nicht verwunderlich, dass auch die Tätigkeitsfelder der vier Typen hauptsächlich auf den Zweck der gesellschaftlichen Veränderung ausgerichtet sind. Typ D und E identifizieren sich sehr stark mit ihrem Stadtteil, wodurch auch das ehrenamtliche Engagement bewusst im Stadtteil gewählt ist. Typ F und G engagieren sich zwar innerhalb ihres Wohnbezirks, ihr ehrenamtliches Engagement ist jedoch vorrangig auf den zivilgesellschaftlichen Zweck ausgerichtet.

Bei dieser Typologie ist interessanterweise das männliche Geschlecht Merkmal, wodurch sich die Vermutung aufdrängt, dass sich Migranten erster Generation tendenziell aus einer zivilgesellschaftlichen Motivation heraus in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit ehrenamtlich engagieren. Doch auch dieser Rückschluss bedarf einer weiteren Forschung. Auch in dieser Typologie kann kein direkter Zusammenhang von der Dauer des Aufenthalts und Beweggrund des ehrenamtlichen Engagements festgestellt werden, da bei den vier Typen eine Aufenthaltsdauer in Österreich zwischen 11 und über 30 Jahren vorherrscht.

Typologie 2: Ehrenamtliches Engagement aus zivilgesellschaftlicher Motivation

Typ D	männlich	Eigene Haltung ‚Solidarität und den Gleichheitsgrundsatz aller Menschen‘ weitertragen	Anerkennung vorwiegend durch gesellschaftliche Anerkennung (z.B. positive Reaktionen aus den unterschiedlichen Ebenen, Zeitungsartikel, Ehrung, Arbeitsstelle als Migrant bei der Stadt Wien, eigene Haltung/Lebenseinstellung wird weitergetragen)	Mehrere Tätigkeitsfelder, alle im eigenen Grätzel
Typ E	männlich	Eigene Haltung ‚Gleichheitsgrundsatz aller Menschen und die Wichtigkeit des eigenen aktiven Beitrags für Österreich‘ weitertragen		Mehrere Projekte, alle im eigenen Grätzel
Typ F	männlich	Eigene Haltung ‚Kommunikationskultur‘ und ‚Gleichheitsgrundsatz aller Menschen‘ weitertragen		Mehrere Tätigkeitsfelder, in mehreren Stadtteilen, stadtteil- und nationenübergreifend
Typ G	männlich	‚Kulturaustausch‘ leben und diese Idee weitertragen		Mehrere Projekte, ausgehend von einem Stadtteil, jedoch stadtteil- und nationenübergreifend

Abb. 11: Typologie 2: Ehrenamtliches Engagement aus zivilgesellschaftlicher Motivation (Quelle: Autorin)

Eine dritte Typologie könnte sich aus dem Typ H herausbilden, welcher sich aus *berufsbezogenen Beweggründen* ehrenamtlich engagiert. Sowohl die Tätigkeitsfelder als auch die Anerkennungsformen sind auf die Re-Integration in den Arbeitsmarkt ausgerichtet. So werden von ihm bspw. das Erfahren einer kollegialen Ebene, Anerkennung von ‚höherer Stelle‘ oder die Anerkennung seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, die er für seinen späteren Beruf braucht, als besonders anerkennend empfunden. Der noch ausstehende Wunsch nach Anerkennung äußert sich im Ziel, einen Arbeitsplatz zu erhalten. Eine der ehrenamtlich Engagierten zeigte zwar auch den Wunsch nach einer Verbesserung ihrer beruflichen Situation und letztendlich einer Integration in die Arbeitsgesellschaft, jedoch engagierte sich diese nicht aus berufsbezogenen Gründen (wie sie auch im Interview betont), sondern aufgrund des Angebots seitens der Einrichtung, an Seminaren teilnehmen zu können, eröffnete sich für sie die Möglichkeit, das Engagement gleichzeitig für eine berufliche Weiterentwicklung zu nutzen. Auch die Anerkennungsformen richteten sich bei ihr vorrangig auf die Interaktionsebene, nicht auf ein berufsbezogenes Ziel. Daher wurde sie der Typologie 1 zugeordnet. Ob der Typ H jedoch in eine Typologie münden kann, bedarf einer weiteren Forschung.

Vermutete Typologie 3: Ehrenamtliches Engagement aus berufsbezogener Motivation

Typ H	Männlich	Re-Integration in die Leistungs-/Arbeitsgesellschaft	Anerkennung vorwiegend durch berufsbezogene Anerkennung (kollegiale Ebene, Anerkennung der Fähigkeiten und Kenntnisse, usw.)	Mehrere Tätigkeitsfelder, alle im eigenen Stadtteil, jedoch vorrangig zweckgebundenes Engagement
-------	----------	--	--	--

Abb. 12: Vermutete Typologie 3: Ehrenamtliches Engagement aus berufsbezogener Motivation (Quelle: Autorin)

7. Schlussfolgerungen für die stadtteilbezogene Soziale Arbeit – ein Resümee

Das ehrenamtliche Engagement ist für Migrantinnen und Migranten ein Möglichkeitsraum für Anerkennung und Zugehörigkeit. Verschiedenste Anerkennungsverhältnisse in diesem Raum geben die Möglichkeit für verschiedenste Formen der Anerkennung. Dies zeigen die Forschungsergebnisse dieser Masterarbeit auf, wodurch sie Antworten auf die erste Forschungsfrage dieser Masterarbeit ‚Was sind Formen der Anerkennung für Migrantinnen und Migranten erster Generation für ehrenamtliches Engagement in der stadtteilbezogenen s/Sozialen Arbeit?‘ geben. Gleichermäßen lassen diese Ergebnisse Schlussfolgerungen für die stadtteilbezogene Soziale Arbeit zu. In der zusammenfassenden Ausführung werden diese verdeutlicht.

Aufgeteilt in die Anerkennungsverhältnisse nach Honneth, werden von den befragten ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation zunächst zahlreiche Anerkennungsformen innerhalb des Anerkennungsverhältnisses der Liebe vorgestellt. Hierunter fallen alle positiven verbalen oder non-verbalen Reaktionen von Anderen (z.B. von Nachbarn/Nachbarinnen, anderen ehrenamtlich Engagierten, seitens des Fachpersonals oder sonstiger Personen (in höheren Positionen)), aber auch sämtliche Formen, die der/dem ehrenamtlich Engagierten das Gefühl des Ernst-Genommen-Werdens geben. Auch das Interesse bspw. des Fachpersonals am Leben bzw. an der Person der/des ehrenamtlich Engagierten untermauert dieses Gefühl. Neben der Möglichkeit, Gleichgesinnte zu treffen, was für *alle* ehrenamtlich Engagierten (auch für Einheimische) eine wertvolle Anerkennungsform ist, stellt für Migrantinnen und Migranten die zusätzliche Möglichkeit dar, im gewonnenen sozialen Netzwerk die eigenen Deutschkenntnisse zu verbessern und Kontakte zu Einheimischen herzustellen. Diese Kontakte auf partnerschaftlicher Ebene vermitteln das Gefühl von sozialer Anerkennung, wodurch ein Verbundenheitsgefühl zum eigenen Land (in diesem Fall Österreich) entsteht (vgl. Bauer 2010: 100). Auf die sozialen Kontakte kann auch in Notsituationen zurückgegriffen werden und sie schaffen ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer (oder mehreren) Gruppe(n). Bei jenen Migrantinnen und Migranten, die in Österreich keine Familie haben, wird hierdurch gar ein Familienersatz ermöglicht. Daher können auch Anerkennungsformen, wie das Erinnern der Menschen an die/den ehrenamtlich Engagierte/n (auch außerhalb des Kontextes des ehrenamtlichen Engagements), aber auch erlebte Vertrauensbeweise besonders wichtige Anerkennungsformen darstellen, da diese die emotionale Verbundenheit der Personen untereinander widerspiegelt. Auch gemeinsames Handeln, gemeinsame Ziele und gemeinsame Erlebnisse können der Anerkennungsform der Liebe nach Honneth untergeordnet werden. Im

Raum des ehrenamtlichen Engagements ist es dadurch möglich, emotionale Sicherheit und damit Selbstvertrauen zu gewinnen.

Wie Borst über Honneth formulierte, muss sich jeder Mensch weiterhin als Mitglied eines demokratischen Gemeinwesens über den Bereich des Privaten hinaus auch eines öffentlichen Rechts vergewissern. Hierzu stellen sowohl Honneth, als auch Borst, Mihçiyazgan und Mecheril die Ebene der gesellschaftlichen Normen heraus, die gleichermaßen nach Honneth jedem Einzelnen gleichberechtigt die Möglichkeit der Verschiedenheit gewährt, nach Borst, Mihçiyazgan und Mecheril aber auch alle Herrschafts- und Machtverhältnisse enthält. Diese verallgemeinerbaren Grundsätze sind sicherlich im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements nicht in den Maßen veränderbar, dass eine (grundsätzliche) rechtliche Anerkennung für Migrantinnen und Migranten (erster Generation) auf gesamtgesellschaftlicher Ebene gewährleistet werden kann. Doch stellt der Raum des ehrenamtlichen Engagements einen Schutzraum für die Akteurinnen und Akteure dar, in welchem ein anders strukturierter Raum der Verrechtlichung besteht: Selbstverständlicherweise gelten in diesem Raum die gleichen Gesetze und Bestimmungen wie in der Gesamtgesellschaft, aber die Forschungsergebnisse zeigen den Raum ehrenamtlichen Engagements als Möglichkeitsraum auf, in dem bspw. der Gleichheitsgrundsatz der Menschen (unabhängig ihrer Herkunft oder ihrer Religion) deutlicher ausgelebt wird, als dies tatsächlich außerhalb des Raums der Träger ehrenamtlichen Engagements der Fall ist. Auf dieses Leben eines gleichberechtigten Menschenbilds wird auch seitens des beschriebenen Fachpersonals geachtet. Auf diesem Weg können besonders Migrantinnen und Migranten eine rechtliche Anerkennung (in kleinerem Rahmen) erfahren und eine Selbstachtung entwickeln, was sich auf den Identitätsfindungsprozess und das solidarische Vermögen, auch außerhalb des Kontextes ehrenamtlichen Engagements positiv auswirkt.

Nach Honneth kann sich das Individuum der rechtlichen Anerkennung ebenso durch individuelle Leistungen selbst ermächtigen. Dass die bestehenden Möglichkeiten von den ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation ergriffen werden, zeigen die in der Forschung genannten Anerkennungsformen in diesem Bereich: wurden bspw. konkrete Fähigkeiten und Kenntnisse der ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation von Anderen wahrgenommen und anerkannt, wurde dies besonders geschätzt²¹. Da in jeder Gesellschaft nur die individuellen Leistungen Anerkennung finden, welche von der Gesellschaft als bedeutungsvoll erfahren werden, eröffnet der Raum des ehrenamtlichen Engagements Migrantinnen und Migranten (erster Generation) gleichermaßen

²¹ An dieser Stelle soll noch hinzugefügt werden, dass keine/r der befragten ehrenamtlich Engagierten Geld für ihre ehrenamtlichen Tätigkeiten erhalten.

die Möglichkeit, diesen Spielraum der ‚neuen‘ Lebenswelt besser kennen zu lernen. Demnach bietet ein solcher Raum den Akteurinnen und Akteuren wiederum einen geschützten Ort, in welchem die „Mitglieder zum ‚kollektiven Spiel‘ mit ‚sozialen Rollen‘ herausgefordert werden“ und eine „Transformation von ‚Eigeninteressen‘ in ‚öffentliche Interessen““ (Spierts 1998, zit. nach Spitzzy 2000: 43) ermöglicht wird. Auch geht es in diesem Rahmen stetig um Demokratisierungsprozesse über Nationalstaaten hinaus, in welchen Anerkennungsverhältnisse erweitert werden. Dies beinhaltet die rechtsstaatliche Sicherung bestimmter Freiheitsrechte, eine bürgerschaftlich verstandene Politik und die Konzipierung politischer Partizipation, welche eine bürgerschaftliche Identität ausbildet (vgl. Heck 2003: 329). Trotzdem gilt auch im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements, dass das Individuum von der Möglichkeit zur Partizipation nur Gebrauch machen kann, wenn es gewisse Fähigkeiten, die ihn autonom handeln lassen, und ein Mindestmaß an kultureller Bildung und ökonomischer Sicherheit aufweist.

Das kulturelle Selbstverständnis einer Gesellschaft, das Kriterien vorgibt, die bestimmen, wer für was Anerkennung erhält, bestimmt auch den Grad der gesellschaftlichen Anerkennung. In diesem Zusammenhang spielt die Zugehörigkeit eine große Rolle, was die Forschungsergebnisse der qualitativen Forschung dieser Masterarbeit zeigen: Um eine aktive Toleranz und eine affektive Anteilnahme an der eigenen Lebensweise erfahren zu können und nicht in desintegrativen Situationen stecken zu bleiben, werden die ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation handlungsfähig und erarbeiten sich verschiedenste Wege der Zugehörigkeit auf verschiedenen Ebenen: Das Finden von Gleichgesinnten wurde bereits unter dem Anerkennungsverhältnis der Liebe vorgestellt. Gleichmaßen wird durch diese Anerkennungsform ein gleichgesinntes soziales Netzwerk geknüpft, zu dem ein Zugehörigkeitsgefühl entsteht, eine symmetrische reziproke Anerkennung ermöglicht wird und eine soziale Selbstwertschätzung entwickelt werden kann. Auf gesellschaftlicher Ebene wurden von den befragten ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten Möglichkeiten des eigenen Herstellens einer Zugehörigkeit zur Gesamtgesellschaft vorgestellt: entweder durch Anpassung, wodurch ein besserer Status in der Gesellschaft erkämpft werden konnte oder durch das aktive Kreieren eines eigenen Raums, eines ‚dritten Ortes‘, in welchem *alle* Beteiligten (Einheimische wie Zugezogene) aufgefordert sind, neue Kriterien des Zusammenlebens auszuhandeln. Hierdurch wird der Raum ehrenamtlichen Engagements gleichermaßen zu einem Möglichkeitsraum, in dem Mehrfachzugehörigkeiten praktiziert werden können. Wie von Mihçiyazgan angeführt, können auf diese Weise auch neue Erfahrungen im Hinblick auf die Anerkennung der Andersheit des Anderen erfahrbar werden. Der Raum des ehrenamtlichen Engagements wird so zu einem Raum, in welchem Bildungsprozesse angestoßen und die Akteurinnen und Akteure bei solchen gemeinsamen Aushandlungsprozessen begleitet

werden. Im Bezug auf den Raum des ehrenamtlichen Engagements können soziale und kulturelle Identitäten entstehen, da diese immer in bestimmten Räumen und Orten verwurzelt sind (vgl. Hein 2006: 70/72). Sind die sozialen und kulturellen Räume lokal (und nicht multilokal) verortet, wird den Menschen weiterhin eine subjektive Beziehung zu den entsprechenden Orten (z.B. Stadtteil) ermöglicht und es kann Heimat entstehen (vgl. ebd.: 72). „In dieser Hinsicht ist Heimat ein Ort, an dem die eigenen Bedürfnisse nach Sicherheit, Zugehörigkeit, Anerkennung, Kommunikation, Selbstverwirklichung, Handlungsfähigkeit, Identität, usw. weitgehend befriedigt werden können“ (ebd.: 72).

Für die Gesellschaft dieser neuen Heimat werden Migrantinnen und Migranten erster Generation aktiv: sie setzen sich für eine nachhaltige positive Veränderung der Gesellschaft ihrer neuen Heimat ein und kämpfen bspw. für eine aktive Gesellschaft, in der Solidarität in Form von gegenseitiger Hilfe oder in der eine Kommunikationskultur gelebt wird, durch welche gemeinsame Aushandlungsprozesse ermöglicht werden. Migrantinnen und Migranten erster Generation kämpfen demnach (auf ihre je eigene Weise) für eine Anerkennung in Form von Zugehörigkeit, *gemeinsam mit* den anderen Beteiligten. Das ehrenamtliche Engagement stellt hierfür einen Möglichkeitsraum dar, in welchem diese Haltungen und Lebenseinstellungen gelebt werden können und/oder von welchem das Leben dieser Haltungen ausgehen kann.

Da es bei einer kulturellen Identität jedoch „nicht nur um [eine] selbstbestimmte, sondern auch um [eine] fremdbestimmte Zugehörigkeit“ (Hein 2006: 70) geht, spielt auch das Öffentlich-Wahrgenommen-Werden eine große Rolle, vor allem bei ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten erster Generation, die sich aus zivilgesellschaftlichen Gründen ehrenamtlich einsetzen. Ehrungen, die offizielle „Amtswahl“, Zeitungsartikel oder Radio- und Fernsehsendungen über das ehrenamtliche Engagement des/der Engagierten stellen daher insbesondere eine Anerkennung des Migrantenstatus in der Gesellschaft dar, da die/der Migrant/-in über die ehrenamtliche Tätigkeit in der Gesellschaft positiv wahrgenommen werden kann. Der Raum ehrenamtlichen Engagements stellt also auch in dieser Hinsicht einen Möglichkeitsraum dar, da durch solche Anerkennungsformen für eine positive Außenwirkung gesorgt und in gewissem Maße auf eine Fremdzuschreibung zur Zugehörigkeit (zur österreichischen Gesellschaft) eingewirkt werden kann.

Ein weiterer Weg der Initiierung eines Zugehörigkeitsgefühls sind Angebote der Träger ehrenamtlichen Engagements. In diesem Zusammenhang wurden von den befragten ehrenamtlich Engagierten Angebote genannt, die sie eine soziale, berufliche und/oder kulturelle Integration und somit Anerkennung in Form von Zugehörigkeit erfahren lassen. So bedeuten sämtliche Formen eine Anerkennung, die die ehrenamtlich Engagierten aufgrund ihres

„Mitarbeiter-Status“ als Zugehörige des Trägers bzw. des Teams erfahren lassen, wie z.B. der familiäre Umgang miteinander oder der freie Zugang zu bestimmten Räumen und frei zur Verfügung stehende Lebensmittel. Der Mitgliedsausweis stellt in dieser Hinsicht eine besondere Form der Anerkennung dar, da dies als ein offizielles (für die Gesellschaft sichtbares) Zeichen der Zugehörigkeit gewertet werden kann, die Migrantinnen und Migranten in der Gesellschaft nicht immer erfahren. Auch in der österreichischen Leistungs- bzw. Arbeitsgesellschaft fühlen sich Migrantinnen und Migranten (erster Generation) nicht immer ausreichend anerkannt. In diesem Fall kann der Raum des ehrenamtlichen Engagements, welchen die Träger zur Verfügung stellen, eine erste Weichenstellung zu einer (Re)-Integration in die Arbeitsgesellschaft darstellen. Von kostenlosen Seminaren, über ein Praktikum, welches für die berufliche Weiterentwicklung wichtig ist, bis hin zum Erhalt einer Arbeitsstelle sind Anerkennungsformen, die in diesem Zusammenhang infolgedessen als besonders wertvoll erlebt werden.

Mit dem Thema Erwerbsarbeit stehen die finanzielle Sicherung und damit die Möglichkeit zur kulturellen Teilhabe in der Gesellschaft in engem Zusammenhang. In dieser Hinsicht kann der Träger ehrenamtlichen Engagements einen eröffnenden Raum darstellen, in welchem es ohne finanzielle Hemmschwelle möglich ist, an vielfältigen kulturellen Veranstaltungen teilzunehmen. Auf diese Weise fühlen sich Migrantinnen und Migranten nicht in die Opferrolle gedrängt (z.B. finanziell schwache oder hilfsbedürftige Personen) und der Raum ehrenamtlichen Engagements wird weiterhin als Ort der Entlastung erlebt.

Durch diese Entlastung wird den Betroffenen gleichermaßen eine Bewältigungsbrücke angeboten, durch welche ein Leben in zwei Welten (z.B. eine sorgenvollere und eine sorgenfreiere Welt) ermöglicht wird. Als entlastend wird es ebenso erlebt, wenn Sozialpädagoginnen und -pädagogen der Träger ehrenamtlichen Engagements keine vereindeutigende Entscheidung zur Zugehörigkeit zu *einer* Nation forcieren und dadurch den Raum öffnen für ein Leben in Zwischenwelten. Die Akzeptanz kultureller Unterschiede zeigte sich in der qualitativen Forschung von Alexandra Bauer als entscheidend für die Entwicklung eines Zugehörigkeitsgefühls. Vielmehr noch zeigte sich die Wichtigkeit der Platzierung der eigenen kulturellen Identität, um die Zugehörigkeit der Migrantinnen und Migranten im Aufnahmeland erhöhen zu können (vgl. Bauer 2010: 103).

„Dabei geht es nicht darum, dem anderen einfach nur seine Kultur „zu lassen“, sondern mit Interesse, Verständnis und Einfühlungsvermögen aufeinander zuzugehen, um die jeweilige Kultur kennen zu lernen, ohne die Verpflichtung, aber mit der Option Teile der Kultur in sich aufzunehmen, wertzuschätzen und zu übernehmen“ (ebd.: 103).

Nach Mecheril ist es hierbei jedoch wichtig, zu erkennen, dass der/die ‚Migrationsandere‘ eine Festschreibung als Andere/r erfährt, sobald wir sie/ihn als solchen in seiner/ihrer Andersheit erkennen und achten. Dies wird an verschiedenen Stellen in den Interviews dieser

Forschungsarbeit deutlich, in denen die Befragten darauf Wert legen, sie in der Gemeinsamkeit ‚Menschen‘ wahrzunehmen und sie nicht auf ihre Unterschiede zu reduzieren. Daher ist eine kritische Reflexion notwendig, damit eine Verschiebung initiiert werden kann.

Weiterhin ist eine Orientierung der Sozialpädagoginnen und –pädagogen an den Lebensweisen der Akteurinnen und Akteure und deren Unterstützung beim Findungsprozess von neuen Orientierungen (sowohl individuelle (Identitätsprozesse), als auch kollektive) wichtig. Diese Unterstützung erfolgt durch das Zur-Verfügung-Stellen eines Raums, in welchem bspw. neue Lebensweisen ausprobiert werden können, aber auch durch die Anerkennung und Nutzung der Erfahrungen, Kompetenzen, Fähigkeiten und des Wissens der Personen mit Migrationshintergrund.

Angesichts des Verlusts traditioneller Sicherheiten und verbindlicher Orientierungen *aller* Mitglieder der Gesellschaft müssen neue Formen des Zusammenlebens gefunden werden. Diese Konsequenz des Individualisierungsprozesses in unserer Gesellschaft könnte ein Grund dafür sein, dass die Anerkennungsform der Zugehörigkeit eine besondere Form der Anerkennung, besonders für Migrantinnen/Migranten einnimmt. Andererseits hebt diese explizierte Anerkennungsform den Stellenwert der Anerkennung für die befragten Migrantinnen und Migranten erster Generation vor allem in der ‚neuen Heimat‘ hervor. Die verschiedensten Wege der Zugehörigkeit, die selbst geschaffen und angenommen werden, zeigen auf, dass Migrantinnen und Migranten erster Generation gesellschaftlich anerkannt werden wollen und zugehören wollen. Zudem zeigen sie auf, dass das ehrenamtliche Engagement Möglichkeiten anbietet, neue Formen des Zusammenlebens in geschütztem Rahmen auszuprobieren.

Damit die vorgestellten Möglichkeiten und Anerkennungsverhältnisse erfahrbar werden und ein positiver Selbstbezug durch das Erleben aller drei Dimensionen der Anerkennung nach Honneth ermöglicht wird, braucht es eine Politik, die geeignete Rahmenbedingungen für ehrenamtliches Engagement schafft und Akteurinnen und Akteure, die ihre Handlungsfähigkeit ernst nehmen und für sich und Andere aktiv werden. Weiterhin braucht es ein Fachpersonal, das die Anerkennungskultur pädagogisch initiiert und begleitet. Dafür müssen einerseits lokale Handlungs- und Gestaltungsräume zur Verfügung gestellt werden, in dem sich „jene Potentiale erlernen, reaktivieren und kultivieren [lassen], die die notwendigen Obligationen dem Gemeinwesen gegenüber erzeugen helfen“ (Heck 2003: 382). In dieser Gemeinschaft verbindet der Einzelne Eigennutz und Gemeinsinn und lernt und versteht, dass das Zugehörigkeitsgefühl zu dieser Gemeinschaft zur Übernahme von Verpflichtungen (der Gruppe, der Gemeinschaft oder der Gesellschaft gegenüber) führt (vgl. ebd.: 382). Andererseits müssen sie Bildungsprozesse (durch Konflikte) anstoßen, um eine wichtige Voraussetzung für Anerkennung zu schaffen.

Voraussetzung dafür ist – wie Butler, Borst, Mıhçıyazgan und Mecheril erläutern – ein umfangreiches Bewusstsein bezüglich der Komplexität der Thematik Anerkennung (inkl. über Grenzen, die gesetzt werden müssen), der normativen Determinanten der Gesellschaft und den damit einhergehenden Herrschafts- und Machtverhältnissen. In diesem Zusammenhang ist wichtig zu erwähnen, dass auch die Anerkennung – außerhalb und innerhalb des ehrenamtlichen Engagements - nicht instrumentalisiert werden darf, wie es Alain Ehrenberg bspw. Honneth vorwirft. Einerseits erkennt Ehrenberg zwar an, dass sich Honneth des neoliberalen Kapitalismus durchaus bewusst ist, da er diesen anhand eines dialektischen Ansatzes analysiert. Dennoch wirft er Honneth vor, dass er nicht erkennen möchte, dass der neoliberale Kapitalismus Individuen verlangt, „die in der Lage sind, sich durch sich selbst zu wandeln: Die Adressaten sind unter unveränderten Arbeitsbedingungen gezwungen, Motivation, Flexibilität und Kompetenzen zu simulieren“ (Ehrenberg 2011: 393). Trotz des stetigen Strebens nach Selbstverwirklichung darf der Kampf nach Anerkennung jedoch nicht dazu führen, „daß das Subjekt den anderen (...) als Objekt [setzt], das es für seinen eigenen Genuß instrumentalisiert“ (ebd.: 393). Auf diese Weise nimmt die Anerkennung nach Ehrenberg nämlich „leicht Züge der Herrschaft an“ (ebd.: 393). Daher ist es wichtig zu unterscheiden, „zwischen einer Ideologie der Anerkennung, die nur zur gesellschaftlichen Reproduktion beiträgt, und einer authentischen Anerkennung, die die individuellen Potentiale freisetzt“ (ebd.: 393) und die Akteurinnen und Akteure mit ihren eigenen Eigenschaften identifizieren lässt und sie beim Erlangen einer größeren Autonomie unterstützt (vgl. ebd.: 394). Eignen sich Sozialpädagogen/-pädagoginnen dieses umfangreiche Bewusstsein bezüglich der Komplexität der Thematik Anerkennung an und beachten die normativen Determinanten der Gesellschaft, kann ehrenamtlich Engagierten ein Ort eröffnet werden, in welchem eine intersubjektive Anerkennung möglich ist, Diversität entwickelt und gelebt werden kann und sie hierbei Begleitung erfahren (können).

In der Zusammenarbeit mit Migrantinnen und Migranten ist (auch) in diesem Raum ein Bewusstsein und eine Wahrnehmung der von Mıhçıyazgan betonten Unterschiede der Subjekte und deren Kulturen wichtig, um letztendlich die Regeln der Anerkennbarkeit bewusst überschreiten zu können. Bedeutend ist hierbei jedoch, wie Mecheril dies formulierte, nicht auf der Betonung der Unterschiede gewissermaßen stehen zu bleiben, um den Status des ‚Anderen‘/‘Fremden‘ nicht zu bestätigen oder zu verstärken. Auf diesem Weg kann der Raum des ehrenamtlichen Engagements, in dem verschiedene Kulturen aufeinandertreffen, die Möglichkeit eröffnen, eine gemeinsame Norm in einer Einheit in der Vielfalt zu schaffen.

In diesem ‚Dreieck‘ von Staat – Soziale Arbeit – Akteurinnen/Akteure kommt der Sozialen Arbeit weiterhin die intermediäre Aufgabe zu, zwischen den Akteurinnen/Akteuren und dem

Staat zu vermitteln. Insbesondere in der Zusammenarbeit mit Migrantinnen und Migranten sind die Sozialpädagoginnen und –pädagogen der Träger ehrenamtlichen Engagements daher aufgerufen, politisch tätig zu werden und sich solidarisch für deren rechtliche Anerkennung (in einer erweiterten, gesamtgesellschaftlichen Form) einzusetzen²². In dieser intermediären Position kommt der Vernetzung und dem transkulturellen Austausch in Form von Dialog, Kooperation und sozialer Anerkennung besondere Bedeutung zu (vgl. Huth 2011: 215).

Im Bezug auf die Wahl von geeigneten Anerkennungsformen möchte ich mich schließlich Wezel anschließen, der statiert, dass sich die Anerkennung immer an die individuelle Lebenswelt des/der ehrenamtlich Engagierten richtet. Hierzu kann im Bezug auf die Forschungsergebnisse dieser Masterarbeit hinzugefügt werden, dass bestimmte Anerkennungsformen für ehrenamtlich engagierte Migrantinnen und Migranten erster Generation eine andere, weitere oder tiefere Bedeutung einnehmen können: so kann bspw. ein Mitgliedsausweis, die freie Entnahme von Getränken und Keksen oder Zeitungsartikel über das ehrenamtliche Engagement die Bedeutung des Zeichens für Zugehörigkeit oder der Möglichkeit, öffentlich positiv wahrgenommen zu werden, einnehmen und einen bedeutenden Zugang zu gesellschaftlicher Anerkennung schaffen.

²² Aus dieser Perspektive betrachtet, steht bspw. das ehrenamtliche Engagement im Mieterbeirat meiner Ansicht nach vor einer größeren Herausforderung, da in diesem Rahmen keine intermediäre Position besteht, die diese Aufgabe stellvertretend für die ehrenamtlich engagierten Migrantinnen und Migranten (erster Generation) übernehmen könnte.

Abkürzungsverzeichnis

Abb.	Abbildung
Anm. d. Verf.	Anmerkung der Verfasserin
BMFSFJ	Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
bspw.	beispielsweise
bzw.	beziehungsweise
d.h.	das heißt
ebd.	ebenda
et al.	et alii (m)/ et aliae (f)/ et alia (n)
EU	Europäische Union
evtl.	eventuell
f	folgend
GWA	Gemeinwesenarbeit
i.d.R.	in der Regel
IP	Interviewpartner/-in
mind.	mindestens
Mio.	Millionen
o.ä.	oder ähnliches
o.g.	oben genannte/r/s
PaN	Partner aller Nationen
u.a.	unter anderem
u.ä.	und ähnliches
u.a.m.	und anderes mehr
usw.	und so weiter
vgl.	vergleiche
VSStÖ	Verein Sozialistischer Student_innen Österreich
z.B.	zum Beispiel
zit.	zitiert

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Vergleich der Beteiligungsquoten in den Jahren 2000 und 2006

Abb. 2: Beteiligungsquoten und Anzahl der Freiwilligen nach Bereichen

Abb. 3: Erwerbsstatus – Beteiligungsstruktur

Abb. 4: Regelmäßigkeit im formellen freiwilligen Engagement nach Bereichen

Abb. 5: Beteiligungsquoten an der Freiwilligenarbeit (formell und informell) nach Geburtsland

Abb. 6: Das Modell der Trennungslinien

Abb. 7: Stufen und Zwischenstufen der dokumentarischen Interpretation

Abb. 8: Beispiel eines thematischen Verlaufs eines Interviews (Quelle: Autorin)

Abb. 9: Alter der ausgewerteten Interviewpartner/-innen

Abb. 10: Typologie 1: Ehrenamtliches Engagement als persönliche Bereicherung

Abb. 11: Typologie 2: Ehrenamtliches Engagement aus zivilgesellschaftlicher Motivation

Abb. 12: Vermutete Typologie 3: Ehrenamtliches Engagement aus berufsbezogener Motivation

Literaturverzeichnis

Bauer, Alexandra (2010): Identifikatorische Integration bei Migranten und Migrantinnen. Masterarbeit der Hochschule für Angewandte Wissenschaften FH München.

Bauer, Werner T. (2008): Zuwanderung nach Österreich. Online im Internet: http://www.politikberatung.or.at/typo3/fileadmin/02_Studien/8_Migration/zuwanderungnach_oesterreich.pdf [Zugriff am: 30.05.2012]

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main.

Böhnisch, Lothar (2012): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Beltz Juventa. Weinheim und Basel.

Böhnisch, Lothar (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Juventa Verlag. Weinheim.

Borst, Eva (2004): Anerkennung als konstitutives Merkmal sozialpädagogischer Bildungsvorstellungen. In: neue praxis, 34. Jahrgang, Heft 3: 259 – 270.

Borst, Eva (2003): Anerkennung der Anderen und das Problem des Unterschieds. Perspektiven einer kritischen Theorie der Bildung. Schneider Verlag Hohengehren GmbH. Baltmannsweiler.

Braun, Sebastian (2011): Sozialkapital. In: Olk, Thomas/ Hartnuß, Birger (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Beltz Juventa. Weinheim und Basel, S. 53 – 64.

Breckner, Roswitha (2005): Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2009): Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009. Zivilgesellschaft, soziales Kapital und freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004 – 2009. Online im Internet: http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/3_20Freiwilligensurvey-Hauptbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf [Zugriff am: 30.11.2011]

Bundesverband Deutsche Tafel e.V. (o. J.): Die Tafeln. Essen, wo es hingehört. Online im Internet: <http://www.tafel.de/> [Zugriff am: 31.05.2012]

Butler, Judith (2003): Kritik der ethischen Gewalt. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main.

Die Tafeln. Essen, wo es hingehört (o. J.): Willkommen beim Bundesverband Deutsche Tafel e.V.! Online im Internet: <http://www.tafel.de/> [Zugriff am: 02.06.2012]

Dungs, Susanne (2006): Anerkennen des Anderen im Zeitalter der Mediatisierung. Sozialphilosophische und sozialarbeitswissenschaftliche Studien im Ausgang von Hegel, Lévinas, Butler, Žižek. LIT Verlag. Hamburg.

Ehrenberg, Alain (2011): Das Unbehagen in der Gesellschaft. Suhrkamp Verlag. Berlin.

Friebertshäuser, Barbara/ Langer, Antje (2010): Interviewformen und Interviewpraxis. In: Friebertshäuser, Barbara/ Langer, Antje/ Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa Verlag, Weinheim und München, S. 437 – 456.

Gemende, Marion (2003): Das Engagement von MigrantInnen als Lebensbewältigung in der Aufnahmegesellschaft und als Handeln in Zwischenwelten. In: Munsch, Chantal (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Juventa Verlag: Weinheim und München, S. 149 – 170.

Gogolin, Ingrid (2006): Erziehungswissenschaft und Transkulturalität. In: Göhlich, Michael/ Leonhard, Hans-Walter/ Liebau, Eckart/ Zirfas, Jörg (Hrsg.): Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz. Juventa Verlag, Weinheim und München, S. 31 – 43.

Grilz-Wolf, Margit/ Strümpel, Charlotte (2003): Bürgerschaftliches Engagement von MigrantInnen. Online im Internet: http://www.mem-volunteering.net/download/MEM-VOL_final_report_austria.pdf [Zugriff am: 30.11.2011]

Halm, Dirk/ Sauer, Martina (2005): Freiwilliges Engagement von Türkinnen und Türken in Deutschland. Projekt der Stiftung Zentrum für Türkeistudien im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Online im Internet: <http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/engagementttuerkisch/01-Redaktion/PDF-Anlagen/gesamtdownload,property=pdf,bereich=engagementttuerkisch,sprache=de,rwb=true.pdf> [Zugriff am: 29.05.2012]

Hamburger, Franz (2011): Bürgerschaftliches Engagement im sozialen Bereich. In: Olk, Thomas/ Hartnuß, Birger (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Beltz Juventa, Weinheim und Basel, S. 317 - 328.

Han, Petrus (2005): Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven. Lucius & Lucius, Stuttgart.

Heck, Alexander (2003): Auf der Suche nach Anerkennung. Deutung, Bedeutung, Ziele und Kontexte von Anerkennung im gesellschaftstheoretischen Diskurs. LIT Verlag, Münster, Hamburg, London.

Heimgartner, Arno (2004): Ehrenamtliche bzw. freiwillige Arbeit in Einrichtungen Sozialer Arbeit. Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main.

Heimgartner, Arno (2009): Grundlegendes zur Gemeinwesenarbeit. In: Sing, Eva/ Heimgartner, Arno (Hrsg.): Gemeinwesenarbeit in Österreich. Leykam Buchverlag, Graz, S. 10 – 20.

Heimgartner, Arno/ More-Hollerweger, Eva (2009): Entwicklungen und Trends des freiwilligen Engagements. In: Institut für interdisziplinäre Nonprofit Forschung an der Wirtschaftsuniversität Wien: 1. Bericht zum freiwilligen Engagement in Österreich. Zusammenfassung. Online im Internet: http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/5/1/4/CH0139/CMS1218445655316/zusammenfassung_fw_b.pdf, S. 20. [Zugriff am: 30.11.2011]

Hein, Kerstin (2006): Hybride Identitäten. Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und Europa. Transcript Verlag, Bielefeld.

Hinte, Wolfgang (2007): Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und soziale Dienste – Lebensweltbezug statt Pädagogisierung. In: Hinte, Wolfgang/ Lüttringhaus, Maria/ Oelschlägel, Dieter (Hrsg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven. Juventa Verlag. Weinheim und München, S. 79 – 87.

Hinte, Wolfgang (2007): Von der Stadtteilarbeit zum Stadtteilmanagement. Sozialraumorientierung als methodisches Prinzip sozialer Arbeit. In: Hinte, Wolfgang/ Lüttringhaus, Maria/ Oelschlägel, Dieter (Hrsg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven. Juventa Verlag. Weinheim und München, S. 89 – 97.

Hollerweger, Eva (2000): Ökonomische Bedeutung ehrenamtlicher Arbeit. Bewertung aus volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer Sicht. In: Roessler, Marianne/ Schnee, Renate/ Spitzky, Christine/ Stoik, Christoph (Hrsg.): Gemeinwesenarbeit und Bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung. Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH. Wien, S. 45 – 58.

Honneth, Axel (1994): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main.

Hoppe, Jörg Reiner (2003): Freiwilliges Engagement von Migrantinnen und Migranten in bestimmten Sozialräumen. In: Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.): Migranten sind aktiv. Zum gesellschaftlichen Engagement von Migrantinnen und Migranten. Online im Internet: <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Publikation/IB/Anlagen/dokumentation-migranten-sind-aktiv.property=publicationFile.pdf>, S. 23 - 35. [Zugriff am: 30.11.2011]

Hoppe, Jörg Reiner/ Huth, Susanne (2002): Recherche zum freiwilligen Engagement von Migrantinnen und Migranten. Online im Internet: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/PRM-21329-Freiwilliges-Engagemnt-von-Mig.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [Zugriff am: 30.11.2011]

Huth, Susanne (2011): Selbstorganisation und bürgerschaftliches Engagement. In: Fischer, Veronika/ Springer, Monika (Hrsg.): Handbuch Migration und Familie. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien. Wochenschau Verlag. Schwalbach/Ts., S. 208 – 216.

Huth, Susanne (2003): Freiwilliges Engagement und Selbstorganisationen von Migranten im Kontext wissenschaftlicher Diskussionen. In: Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.): Migranten sind aktiv. Zum gesellschaftlichen Engagement von Migrantinnen und Migranten. Online im Internet: <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Publikation/IB/Anlagen/dokumentation-migranten-sind-aktiv.property=publicationFile.pdf>, S. 14 – 22. [Zugriff am: 30.11.2011]

Kegel, Thomas (2011): Freiwilligenmanagement. In: Olk, Thomas/ Hartnuß, Birger (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Beltz Juventa. Weinheim und Basel, S. 595 – 609.

Kessl, Fabian/ Maurer, Susanne (2005): Soziale Arbeit. In: Kessl, Fabian/ Reutlinger, Christian/ Maurer, Susanne/ Frey, Oliver (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden, S. 111 – 128.

Knothe, Holger (2004): Anerkennungsverhältnisse und Bürgerschaftliches Engagement. Online im Internet: http://www.ipp-muenchen.de/texte/ap_6.pdf [Zugriff am: 16.01.2012]

Kreft, Dieter/ Mielenz, Ingrid (2008): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Juventa Verlag. Weinheim und München.

Kretschmann, Andrea/ Pilgram, Arno (2012): Verrechtlichung des transnationalen Pflegearbeitsmarkts. Die Versteinerung sozialer Ungleichheit. In: Dahlvik, Julia/ Fassmann, Heinz/ Sievers, Wiebke (Hrsg.): Migration und Integration – wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich. Jahrbuch 1/2011. V&R unipress. Göttingen, S. 107 – 124.

Krüger, Heinz-Hermann/ Deppe, Ulrike (2010): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: Friebertshäuser, Barbara/ Langer, Antje/ Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa Verlag. Weinheim und München, S. 61 – 72.

Langer, Antje (2010): Transkribieren – Grundlagen und Regeln. In: Friebertshäuser, Barbara/ Langer, Antje/ Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa Verlag. Weinheim und München, S. 515 – 526.

Lemaire, Bernhard (2007): Beratung im Kontext von Ehrenamt, Freiwilligendiensten und bürgerschaftlichem Engagement. In: Lotz, Walter/ Wagner, Christel (Hrsg.): Themenzentrierte Interaktion in der Beratung und in therapeutischen Prozessen. Matthias-Grünwald-Verlag. Ostfildern, S. 162 – 173.

Lüttringhaus, Maria (2007): Zur Einführung. In: Hinte, Wolfgang/ Lüttringhaus, Maria/ Oelschlägel, Dieter (Hrsg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven. Juventa Verlag. Weinheim und München, S. 15 – 21.

Mecheril, Paul (2004): Einführung in die Migrationspädagogik. Beltz Verlag. Weinheim und Basel.

Meyer, Michael/ More-Hollerweger, Eva/ Heimgartner, Arno/ Mackerle-Bixa, Stefanie (2009): Gesellschaftliche Bedeutung von freiwilligem Engagement im internationalen Diskurs. In: Institut für interdisziplinäre Nonprofit Forschung an der Wirtschaftsuniversität Wien: Freiwilliges Engagement in Österreich. 1. Freiwilligenbericht. Online im Internet: <http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/3/4/0/CH0016/CMS1245323761951/freiwilligenbericht.pdf>, S. 18 – 29. [Zugriff am: 26.01.2012]

Mihçiyazgan, Ursula (2006): Anerkennung der Andersheit und Einheit in der Vielfalt. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, Uni Hamburg, 11.12.2006. In leicht abgeänderter Fassung veröffentlicht in: Weiße, Wolfram/ Gutmann, Hans-Martin (2010) (Hrsg.): Religiöse Differenz als Chance? Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Waxmann Verlag GmbH. Münster, S. 67 – 80.

More-Hollerweger, Eva/ Sprajcer, Selma/ unter Mitarbeit von Eder, Eva Maria (2009): Einführung – Definitionen und Abgrenzung von Freiwilligenarbeit. In: Institut für interdisziplinäre Nonprofit Forschung an der Wirtschaftsuniversität Wien: Freiwilliges Engagement in Österreich. 1. Freiwilligenbericht. Online im Internet: <http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/3/4/0/CH0016/CMS1245323761951/freiwilligenbericht.pdf>, S. 1 - 17. [Zugriff am: 26.01.2012]

Morin, Edgar/ Kern, Anne Brigitte (1999): Heimatland Erde. Versuch einer planetarischen Politik. Promedia. Wien.

Munsch, Chantal (2011): Engagement und soziale Ungleichheit. In: Olk, Thomas/ Hartnuß, Birger (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Beltz Juventa. Weinheim und Basel, S. 747 – 757.

Nohl, Arnd-Michael (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. VS Verlag: Wiesbaden.

Oelschlägel, Dieter (2007): Lebenswelt oder Gemeinwesen? Anstöße zur Weiterentwicklung der Theorie-Diskussion in der Gemeinwesenarbeit. In: Hinte, Wolfgang/ Lüttringhaus, Maria/ Oelschlägel, Dieter (Hrsg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven. Juventa Verlag. Weinheim und München, S. 41 – 47.

PaN – Partner aller Nationen (2010): Über PaN. Online im Internet: <http://www.dachverband-pan.org/uber-uns/> [Zugriff am: 27.04.2012]

Peglow, Meike (2002): Das neue Ehrenamt. Erwartungen und Konsequenzen für die soziale Arbeit. Tectum Verlag. Marburg.

Rameder, Paul/ More-Hollerweger, Eva (2009): Beteiligung am freiwilligen Engagement in Österreich. In: Institut für interdisziplinäre Nonprofit Forschung an der Wirtschaftsuniversität Wien: Freiwilliges Engagement in Österreich. 1. Freiwilligenbericht. Online im Internet: <http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/3/4/0/CH0016/CMS1245323761951/freiwilligenbericht.pdf>, S. 49 - 73. [Zugriff am: 26.01.2012]

Rameder, Paul/ More-Hollerweger, Eva (2009): Beteiligung am freiwilligen Engagement in Österreich. In: Institut für interdisziplinäre Nonprofit Forschung an der Wirtschaftsuniversität Wien (2009): 1. Bericht zum freiwilligen Engagement in Österreich. Zusammenfassung. Online im Internet: http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/5/1/4/CH0139/CMS1218445655316/zusammenfassung_fwb.pdf, S. 5 – 8. [Zugriff am: 30.11.2011]

Reinprecht, Christoph (2009): Freiwilliges Engagement und Migrantinnen/Migranten. In: Institut für interdisziplinäre Nonprofit Forschung an der Wirtschaftsuniversität Wien: Freiwilliges Engagement in Österreich. 1. Freiwilligenbericht, S. 137 - 147. Online im Internet: <http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/3/4/0/CH0016/CMS1245323761951/freiwilligenbericht.pdf> [Zugriff am: 26.01.2012]

Reinprecht, Christoph/ Gapp, Patrizia (2006): INVOLVE – Beteiligung von Drittstaatenangehörigen an freiwilligem Engagement als Mittel zur Integrationsförderung. Endbericht Österreich. Online im Internet: http://www.involve-europe.eu/pdf/NAT_AUSTRIA.pdf [Zugriff am: 26.01.2012]

Roth, Roland (2011): Partizipation. In: Olk, Thomas/ Hartnuß, Birger (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Beltz Juventa. Weinheim und Basel, S. 77 - 88.

Scherr, Albert (2007): Subjektbildung in Anerkennungsverhältnissen. Über „soziale Subjektivität“ und „gegenseitige Anerkennung“ als pädagogische Grundbegriffe. In: Hafenegger, Benno/ Henkenborg, Peter/ Scherr, Albert (Hrsg.): Pädagogik der Anerkennung. Grundlagen, Konzepte, Praxisfelder. Wochenschau Verlag. Schwalbach/Ts., S. 26 – 44.

Schnee, Renate (2009): Entwicklung der Gemeinwesenarbeit in Wien. In: Sing, Eva/ Heimgartner, Arno (Hrsg.): Gemeinwesenarbeit in Österreich. Leykam Buchverlag. Graz, S. 21 – 32.

Spitzzy, Christine (2000): Gemeinwesenarbeit – BürgerInnen arbeiten mit Profis. Theoretische Ansätze. In: Roessler, Marianne/ Schnee, Renate/ Spitzzy, Christine/ Stoik, Christoph (Hrsg.): Gemeinwesenarbeit und Bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung. Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH. Wien, S. 31 - 44.

Stadt Wien – Wiener Wohnen (2011): Der Mieterbeirat. Online im Internet: http://www.mieterbeirat.at/fileadmin/Download_Ordner/Mieterbeirat-Dez2011-Ansicht.pdf [Zugriff am: 27.04.2012]

Stadtteilzentrum Bassena Am Schöpfwerk (o. J.): Stadtteilzentrum Bassena. Ziele und Ethik, Methoden und Prinzipien. Online im Internet: http://www.bassena.at/site/stadtteilzentrum_bassena [Zugriff am: 27.04.2012]

Stadtteilzentrum Bassena Am Schöpfwerk (o. J.): Jahresbericht 2011. Online im Internet: http://www.bassena.at/site/stadtteilzentrum_bassena/jahresbericht08 [Zugriff am: 27.04.2012]

Stadtteilzentrum Bassena Am Schöpfwerk (o. J.): Positionspapier des Wiener Vernetzungsfrühstücks. Ein Positionspapier des Wiener Vernetzungsfrühstücks für Gemeinwesenarbeit. Online im Internet: http://www.bassena.at/site/stadtteilzentrum_bassena/positionspapier/article/40.html [Zugriff am: 27.04.2012]

Statistik Austria (2012): Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland. Online im Internet: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/index.html [Zugriff am: 30.05.2012]

Statistik Austria (2012): Mikrozensus ab 2004. Online im Internet: http://www.statistik.at/web_de/frageboegen/private_haushalte/mikrozensus/index.html [Zugriff am: 31.05.2012]

Stock, Lothar (2003): Milieuspezifische Ressourcen und Formen von Engagement von benachteiligten Bevölkerungsgruppen. Orientierungspunkte für die Gemeinwesenarbeit. In: Munsch, Chantal (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Juventa Verlag: Weinheim und München, S. 229 – 238.

Stoik, Christoph (2009): Wiener Gemeinwesenarbeit am Scheideweg. In: Sing, Eva/ Heimgartner, Arno (Hrsg.): Gemeinwesenarbeit in Österreich. Leykam Buchverlag. Graz, S. 33 – 54.

Stoik, Christoph (2000): Rahmenbedingungen für ehrenamtliches Arbeiten. Nachbarschaftszentren in Wien. In: Roessler, Marianne/ Schnee, Renate/ Spitzzy, Christine/ Stoik, Christoph (Hrsg.): Gemeinwesenarbeit und Bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung. ÖGB Verlag. Wien, S. 170 – 178.

Teske, Irmgard (2011): Formen lokaler Infrastruktureinrichtungen. Nachbarschaftshäuser, Mütterzentren/Familientreffs, Bürgerbüros, lokale Anlaufstellen für Bürgerengagement. In: Olk, Thomas/ Hartnuß, Birger (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Beltz Juventa. Weinheim und Basel, S. 577 - 591.

Ulam, Peter (2009): Integration in Österreich. Einstellungen, Orientierungen, und Erfahrungen von MigrantInnen und Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung. Online im Internet: http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_Service/Integrationsstudie.pdf [Zugriff am: 09.05.2012]

Wezel, Hannes (2011): Anerkennungskultur. In: Olk, Thomas/ Hartnuß, Birger (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Beltz Juventa. Weinheim und Basel, S. 635 - 645.

Wiener Hilfswerk (2010): Jahresbericht 2010. Online im Internet: <http://www.hilfswerk.at/cms/download/6mqqe/Jahresbericht2010.pdf> [Zugriff am: 27.04.2012]

Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Campus Verlag: Frankfurt/New York.

Anhang I

I.1 Leitfaden – Problemzentriertes Interview

Teil 1: Kurzfragebogen (Soziodemographische Daten):

- Alter
- Geschlecht
- Herkunftsland
- Erstsprache
- Familiäre Situation
- Höchster Bildungsabschluss? Ist/Wurde dieser in A anerkannt?
- Derzeitige Arbeitssituation?
- Seit wann leben Sie in Österreich?
- Seit wann sind Sie ehrenamtlich tätig?
- Wo waren Sie bisher überall ehrenamtlich tätig?

Teil 2: Leitfaden zum problemzentrierten Interview

Erzählaufforderung

Wie sind Sie zu der *Einrichtung XY* gekommen und was machen Sie da? Erzählen Sie mir doch bitte darüber!

Themenfeld 1: Ehrenamtliche Tätigkeit

- Was (oder wer) hat Sie motiviert, *diese Tätigkeit* auszuüben?
- Was gefällt Ihnen an *dieser Tätigkeit*?
- Was gefällt Ihnen nicht?
- Wann ist für Sie *die Tätigkeit* gelungen?
- Was ist Ihnen an *dieser Tätigkeit* wichtig?
- Was spornt Sie an, weiterzumachen?
- Würde es Ihnen schwer fallen, *diese Tätigkeit* aufzuhören? Warum (nicht)?
- Gab es Barrieren/Schwierigkeiten, die Sie daran hinderten, *diese Tätigkeit* auszuüben? Welche?
- Gab es generell Barrieren/Schwierigkeiten, die Sie daran hinderten, sich ehrenamtlich zu engagieren? Welche?
- Was haben Sie während Ihrer oder durch Ihre ehrenamtliche Tätigkeit gelernt?
- Welche Möglichkeiten haben Sie auf gesellschaftlicher Ebene durch das ehrenamtliche Engagement bekommen?

Themenfeld 2: Reaktion auf die ehrenamtliche Tätigkeit

- Wenn Sie Ihren Freunden oder Ihrer Familie von *Ihrer Tätigkeit* hier erzählen, was sagen Sie?

- Welche Reaktion erhalten Sie von Ihrer Familie (Kindern, Eltern, (Ehe)PartnerInnen), Nachbarn und/oder Freunden auf *diese Tätigkeit*?
- Ist/Wäre Ihnen diese/eine Reaktion wichtig?
- In Österreich wird die Tätigkeit z.B. Ehrenamt, ehrenamtliches Engagement, bürgerschaftliches Engagement oder Freiwilligendienst genannt. Gibt es in Ihrem Herkunftsland ein (äquivalentes) Wort dafür? Wenn ja, welches?

Themenfeld 3: Anerkennung für die ehrenamtliche Tätigkeit

- Welche Anerkennung haben Sie schon für *Ihre Tätigkeit* erhalten?
- War/Wäre Ihnen das wichtig?
- Welche Anerkennung haben Sie schon von der *Einrichtung XY für Ihre Tätigkeit* erhalten?
- War/Wäre Ihnen das wichtig?
- Werden Ihre Kompetenzen, die Sie aufgrund Ihres Migrationshintergrundes mitbringen, (in der *Einrichtung XY*) anerkannt/gewürdigt? Und ermöglichen sie etwas (z.B. Sprache, Erfahrungen, usw.)
- Falls keine: welche Anerkennung würden Sie sich wünschen? Und von wem? (auch z.B. von der Politik, der Verwaltung, der Stadt Wien, der Gesellschaft?)/Falls es mit JA beantwortet wurde: gibt es noch weitere Anerkennungen, die Sie sich wünschen würden?

Themenfeld 4: Zur *Einrichtung XY* konkret

- Gehen Sie gerne in die *Einrichtung XY*? Warum (nicht)?

Abschlussfrage

- Gibt es noch irgendetwas, das ich vergessen habe zu fragen und das Sie zu diesem Thema aber gerne noch erzählen möchten?

I.2 Verwendete Richtlinien der Transkription

()	Unverständliche Passage; die Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer
(schwer zu verstehen)	Unsichere Transkription; vermutete Äußerung in der Klammer
(.)	Sehr kurze Pause
(3)	Pause in Sekunden
LAUT	Laut gesprochen
`leise`	Leise gesprochen
<u>Betont</u>	Betont gesprochen
g e d e h n t	Gedehnt gesprochen
((lacht))	Para- oder nonverbaler Akt, steht vor der entsprechenden Stelle
Da sagt der: „Komm her“	Zitat innerhalb der Rede
gegan-	Wortabbruch
IP: [ja, genau] I: [achso, jetzt verstehe ich es]	Überlappung von Redebeiträgen bzw. direkter Redeanschluss; wird hervorgehoben, indem die überlappenden Stellen in eckiger Klammer dargestellt werden
[<i>Interviewpartner scheint sehr aufgewühlt</i>]	Anmerkung der Transkribierenden

(Quelle: angelehnt an Langer 2010: 523)

Anhang II

Die erstellten thematischen Verläufe der jeweiligen Interviews und die Transkriptionen siehe beiliegende CD.